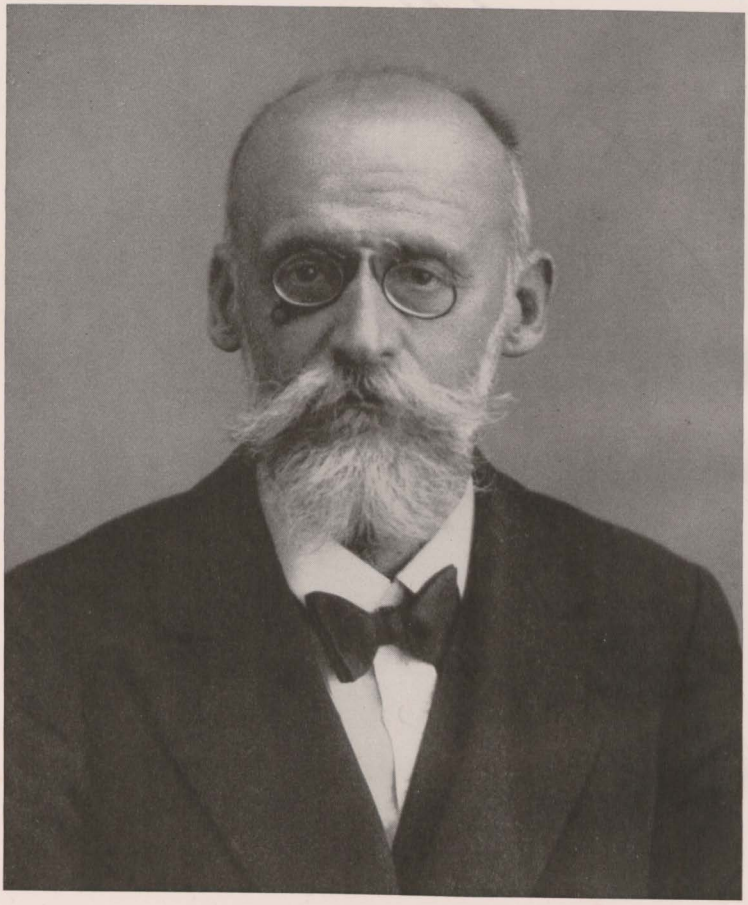
Siebenundzwanzigstes Jahrbuch

der

Schopenhauer-Gesellschaft

1940

No 6



SIEBENUNDZWANZIGSTES JAHRBUCH

DER SCHOPENHAUER-GESELLSCHAFT

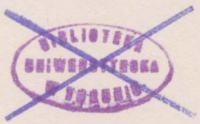
FÜR DAS JAHR 1940

AUSGEGEBEN AM 22. FEBRUAR 1940

CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
HEIDELBERG

1940 : 164

1584



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany — Imprimé en Allemagne
Verlags-Nr. 2665.

VORWORT.

Zum zweiten Male seit der Begründung der Schopenhauer-Gesellschaft hat der Ausbruch eines Krieges uns die Frage nahegelegt, ob eine Fortführung unserer Arbeit gerechtfertigt sei. Wir haben diese Frage heute ebenso bejaht, wie wir es in den Jahren des Weltkrieges 1914—1918 getan haben.

Wohl steht das neue Jahrbuch, das wir unseren Freunden in diesen Tagen in die Hände geben, unter dem Zwang einer gewissen Beschränkung. Manche unserer Pläne mußten für dieses Mal zurückgestellt werden, so daß ein Vergleich mit den letzten, nach Inhalt und Umfang auf ein Höchstmaß unserer Leistungsfähigkeit gebrachten Jahrgänge nicht angezeigt erscheint.

Noch vor wenigen Wochen hatten wir gehofft, daß ein festlicher Anlaß Gelegenheit zu einem Treffen der Mitglieder bieten würde. Die Stadt Frankfurt a. Main hat vor Jahresfrist das Haus an der Schönen Aussicht 16 erworben, in dem Schopenhauer am 22. September 1860 gestorben ist. In hingebender Arbeit hat man seither die Wohnräume Schopenhauers neu instandgesetzt und für die Zwecke des neuen Schopenhauer-Museums ausgebaut, das in würdiger Form die Aufgaben des einstigen, in der Stadtbibliothek

untergebrachten Schopenhauer-Archivs als Erinnerungsstätte wie als Stätte der Wissenschaft übernehmen soll. Vor einiger Zeit sind die Bestände des Schopenhauer-Archivs bereits in die neuen Räume verbracht worden, aus denen sie vor Jahren großenteils hervorgegangen sind. Die feierliche Eröffnung des Museums, die am 22. Februar, dem Geburtstag Schopenhauers, gleichzeitig mit der Versammlung der Mitglieder unserer Gesellschaft stattfinden sollte, muß leider für unbestimmte Zeit verschoben werden. Damit ergab sich auch für den Inhalt des Jahrbuchs eine gewisse Richtungsänderung. Nur die nicht gehaltene Ansprache über die „Aufgaben der Schopenhauerforschung", die als eine Art Programm für die neue Forschungsstätte gedacht war, wollten wir unseren Freunden wenigstens im Auszug vorlegen.

Die Arbeit von Kurt Horn, die uns wesentliche neue Gesichtspunkte zu einem bisher in der Schopenhauer-Literatur vernachlässigten Thema zu geben scheint, hätte durch eine weitere geistesgeschichtliche Untersuchung von Herbert Cysarz über „Schopenhauer und Goethe" eine sinngemäße Ergänzung finden sollen. Wir hoffen, die Abhandlung von Cysarz im nächsten Jahrbuch ebenso nachtragen zu können, wie eine Reihe anderer Arbeiten, die zurückbleiben mußten. Unter den philosophischen Beiträgen, die von diesem Schicksal betroffen worden sind, verzeichnen wir vor allem eine bedeutsame Untersuchung von Alwin Mittasch „Über das Wirken in der Natur", unter den biographisch-historischen Beiträgen u. a. den im vorigen Jahrbuch angekündigten zweiten Teil der Untersuchung Erich Furregs „Schopenhauer in Schweden". Auch die Übersicht über die Schopenhauer-

Literatur des Jubiläumsjahres 1938 mußte zurückgestellt werden.

Der Beitrag über die Sammlung Gruber, der mit gebotener Genauigkeit über die Schätze Rechenschaft ablegt, die der Schopenhauer-Gesellschaft durch das Vermächtnis eines ihrer ältesten Mitglieder zugefallen sind, soll nicht zuletzt als ein dankbares Zeichen der Erinnerung für einen Mann gelten, dem wir uns über den Tod hinaus verbunden fühlen dürfen. Das Titelbild, das wir der Freundlichkeit von Frau Maria Johanna Biener, der Stieftochter des Verstorbenen, verdanken, gibt eine Aufnahme Robert Grubers aus dem Jahre 1935 wieder.

München, im Februar 1940.

ARTHUR HÜBSCHER.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

Vorwort des Herausgebers III

Aufgaben der Schopenhauer-Forschung. Eine Ansprache zur Eröffnung des Frankfurter Schopenhauer-Museums. Von Arthur Hübscher (München) 1

Schopenhauer und der Geist des 19. Jahrhunderts. Von Heinz Horn (Dresden) 14

Zwei Briefe zur Schopenhauerschen Philosophie. Ein Briefwechsel zwischen Joh. Gottlob von Quandt und Carl Bähr. Mitgeteilt von Georg Bähr (Dresden) . . 99

Schopenhauer in seinen vier Wänden. Aufzeichnungen von Lucia Franz. Mitgeteilt von Walther Rauschenberger (Frankfurt a. M.) 109

Amerikanische Schopenhauer-Ausgaben. Von Rudolf Borch (Braunschweig) 112

Schopenhauers Ahnen und Seitenverwandte. Von Walther Rauschenberger (Frankfurt a. M.) 115

Die Sammlung Gruber. Von Arthur Hübscher (München) . 138

Nachträge zur Schopenhauer-Bibliographie für die Jahre 1910 bis 1938. Zusammengestellt von Rudolf Borch (Braunschweig) 204

Schopenhauer-Bibliographie für das Jahr 1939. Zusammengestellt von Rudolf Borch (Braunschweig) . . . 216

Besprechungen

Arthur Schopenhauers Sämtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Hübscher. 6. Band 1939. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. d. S.) 218

Peter Lips: Schopenhauer und die Physiognomik. Von Hermann von Braunbehrens (Leipzig) . . . 219

Helmut Groos: Willensfreiheit oder Schicksal? Von Konrad Pfeiffer (Halle a. d. S.) 222

Carl Friedrich Baberadt: Das Frankfurter Anekdoten-Büchlein. Von Arthur Hübscher (München) . 225

Seite

Bericht über das Schopenhauer-Museum. Von Karl Jahn (Frankfurt a. M.) und Karl Wagner (Frankfurt a. M.) . 228

Abrechnung und Bericht des Schatzmeisters über das Jahr 1939. Von Arthur Sülzner (Leipzig) 232

Lindtner-Stiftung. Vermögensverhältnisse am 31. Dezember 1939. Von Arthur Sülzner (Leipzig) 235

Mitteilungen 236

AUFGABEN DER SCHOPENHAUER-FORSCHUNG.

Eine Ansprache zur Eröffnung des Frankfurter Schopenhauer-Museums.

Von

ARTHUR HÜBSCHER (München).

Das letzte Werk Arthur Schopenhauers, die „Parerga und Paralipomena", schließt mit einigen Versen, die nach der Meinung des Verfassers auf poetischen Wert keinen Anspruch machen können. Er gibt sie zugunsten derer an die Öffentlichkeit, die dereinst, im Laufe der Zeit, an seiner Philosophie „einen so lebhaften Antheil nehmen werden, daß sie sogar irgendeine Art von persönlicher Bekanntschaft mit dem Urheber derselben wünschen werden, die dann aber nicht mehr zu machen sein wird". Schopenhauer hat diesen Versen jeweils das Jahr ihres Entstehens vorangedruckt, so daß wir sie mühelos bestimmten Epochen seines Lebensweges zuordnen können. Die meisten stammen aus der Jugendzeit: ein paar Landschaftsbilder, die Strophen auf die Sistinische Madonna, auf das große Vorbild Kants. Dann kommen die Verse, die vom Stolz des vollbrachten Werkes reden, und schließlich das Finale, in dem Alter und Ruhm zu friedlichem Ausgleich gefunden haben. Dem oberflächlichen Blick mögen diese Gedichte entbehrlich scheinen. Sie sagen uns nichts Neues mehr, sie bringen einfache Erlebnisinhalte in einer einfachen und anspruchslosen Form. Gleichwohl sprechen sie uns seltsam an. Wir sind mit Schopenhauer durch sein ganzes Werk gegangen, dieses Werk, das er in einem Leben strenger, entsagungsvoller Arbeit errichtet hat, abseits von allen Wünschen, Hoffnungen und Zielen der eigenen Person — und nun tritt er zu guter Letzt doch selbst in dieses Werk herein. Es ist wie ein letzter, feierlicher Einzug des Herrschers in das Reich seiner Gedanken. Die Worte, die er sagt, enthalten keine bedeutende Mitteilung mehr an uns, es sind Worte wie zum Abschied, gesprochen bei einem freundlichen letzten Händedruck, und

doch fühlen wir, daß hier mit einem Male der Mensch selbst bekräftigend hinter sein Werk getreten ist. Ein erschütterndes Finale.

Ist es nicht, als sei der Zugang zu ihm nie Gegenwart gewesen, sondern von allem Anfang an Erinnerung? Wir denken an das immer gleiche Erlebnis, das den ersten Anhängern Schopenhauers zuteil wurde. Sie alle kannten am Anfang nur das Werk. Vielleicht kamen sie zu kurzem Besuch einmal nach Frankfurt, aber die persönliche Begegnung mit dem Meister pflegte sie nur um so eindringlicher auf das Werk zurückzuleiten. Dann kamen, in wohlgemessenen Abständen, seine Briefe, jene merkwürdigen Briefe, die vielleicht das eindringlichste Zeugnis dafür sind, in welchem Maße der enge Weg des Menschen hinüberleitet in die breiten Wege seiner Wirkung. Hier ist nichts mehr von der Offenheit, der Aufgeschlossenheit gegenüber Menschen, Werken, Landschaften, die sich in vielen Briefen seiner Frühzeit kundgegeben hat. Diese späten Briefe zeigen eine Strenge und Zugeknöpfheit besonderer Art. Sie bedienen sich, gleichgültig an wen sie gehen, bestimmter, einmal gefundener Prägungen, sie sind von allen oberflächlichen Beziehungen abgelöst und auf das beschränkt, was für den Briefschreiber und seine Arbeit wesentlich erscheint. Hier redet nicht der Mensch, der in gleicher Weise geben wie empfangen kann, hier ist die Haltung des Lehrers und Meisters gegenüber seinen Schülern. Alle Worte kreisen um das Werk. Die Schüler selbst stehen in genauer Rangordnung: Es gibt Evangelisten, die in Wort und Schrift tätig für das Werk eintreten, und es gibt Apostel, die in passiver Art, werbend und in teilnehmendem Briefwechsel dem Zug der Lehre folgen. Und diese sachliche Rangordnung, nicht persönliche Zuneigung oder Anerkennung, bestimmt das Verhalten Schopenhauers. Als er die Freiexemplare der letzten Auflage seines Hauptwerkes verteilt, bedenkt er die schreibenden Evangelisten. Die treuesten der Freunde müssen dabei leer ausgehen: Johann August Becker, der älteste und scharfsinnigste der Apostel, und die hingebendste und rührendste dieser Jüngergestalten, der Apostel Johannes,

Adam von Doß. Und wieder: Als ein Anhänger aus Dresden, Karl Bähr, nach Frankfurt kommt und seine „ächt russische Silber-Dose“ gegen Schopenhauers „alte, abgenutzte Leder-Dose austauschen will, der Reliquie wegen“, da lehnt der Alte ab[1]. Es scheint nicht an der Zeit, die Werte des Persönlichen zu pflegen, wo das Werk in Frage steht. So gilt es bis an das Ende seiner Tage[1a].

Dann aber geht er nicht von seinen Freunden, ohne die kleinen rührenden Bestimmungen seines Testaments getroffen zu haben, durch die er dem und jenem etwas ganz Persönliches für die Zukunft mitgibt: dem einen seine goldene Uhr, dem andern Kette mit Petschaft und Schlüssel, dem dritten die goldene Brille, dem vierten die Bilder des Urgroßvaters und der Mutter — kleine Dinge des Gedenkens, die über den Tod hinaus eine im Leben versagte Verbundenheit mit sich bringen. Es ist, als wenn er bekunden wollte, daß Geltung und Verpflichtung seines Wesens doch noch weiter reiche als in die objektive Äußerung seiner Schriften, daß neben den großen, weithin zündenden Zeichen des Werkes auch die kleineren Zeichen des irdischen Ringens aufgestellt seien, die an manchen Orten und Dingen haften, an den hohen und niederen Gegenständen, die durch ihn im Rang erhöht wurden. Und so nehmen wir es gerne hin. Denn wie man von den Geistern der Abgeschiedenen glaubt, daß sie an manche Orte und Gegenstände gebunden sind und zu günstiger Stunde wieder hervorgerufen werden können, so möchten wir durch diese Gegenstände der Erinnerung etwas von der lebendigen Wesensart ihres einstigen Besitzers zurückholen. Auch heute, da wir das Schopenhauer-Museum als würdige Stätte der Forschung und des Gedenkens seiner Bestimmung übergeben, sehen wir erinnernd und gleichsam beschwörend um uns: Hier ist das Haus, in dem er gelebt, hier ist sein Bett, das Sofa, auf dem er gesessen und auf dem er gestorben ist, hier sind manche Gegenstände seines täglichen Bedarfs, Löffel und Gabel, Serviettenring und Tischglocke, die Feder, die seine Hand geführt, das Prisma, das er zu seinen optischen Versuchen benutzt hat, die Bücher, mit denen er sich umgeben hat.

Und alle diese Dinge besitzen eine geheime Weihe, gleichsam als habe er ihnen etwas von seiner Unsterblichkeit mitgeteilt. Ist es verwunderlich, wenn wir sie einbeziehen in den Kreis, den wir um die Gestalt des Unsterblichen gezogen haben?

Wir alle sind durch das Werk zu ihm gekommen. Der Erlebnisweg des einzelnen aber entspricht dem Weg der Schopenhauer-Forschung: das Werk steht am Anfang. Jahrzehnte eingehender Beschäftigung haben zunächst einer gesicherten Gestaltung der Texte gegolten. Man hat die Änderungen und Zusätze festgestellt, die sich in den Handexemplaren und Manuskriptbüchern Schopenhauers finden, und hat sie den Werken einverleibt. In den letzten Jahren konnten auch die Manuskripte, nach denen Schopenhauer seine Werke drucken ließ, zum großen Teil der Textkritik nutzbar gemacht werden, mit dem Ergebnis, daß neuerdings zahlreiche Berichtigungen notwendig wurden[2]. Zu den Werken trat der umfangreiche Nachlaß. Die aufrührende Wirkung, die manche der Älteren unter uns schon einmal beim Erscheinen der Grisebachschen Nachlaßbände in den neunziger Jahren erfahren konnten, wollte sich von neuem einstellen, als im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die ersten Nachlaßbände der Deussenschen Ausgabe mit einem genauen Abdruck der Berliner Manuskriptbücher begannen. Zum ersten Male gaben diese Bände, vielfach im Verein mit den Handexemplaren der früheren Auflagen, die Möglichkeit, Ursprünge und Entwicklungen der Werke bis in die letzten Einzelheiten zu verfolgen und sie im Umkreis ihrer Zeit genauer abzugrenzen. Die Ergebnisse waren bedeutungsvoll: jetzt erst wurde ganz deutlich, daß Schopenhauers Lehre nicht von Anfang an als fertiges System zu nehmen ist. In weitem Umfang wurden die Erlebnisgrundlagen sichtbar, die Ansatzpunkte einer geistigen Entwicklung zeigten sich, die Urbilder der Begriffe erschienen in einem neuen Licht. Die Philosophie des doppelten Bewußtseins konnte als einer der Mittelpunkte in die gärende Begriffswelt des jungen Schopenhauer gestellt werden[3]. Die Bereiche des idealistischen Grunderlebnisses, der Umkreis religiöser und

ethischer Erfahrung, Aufbruch und Geltung eines frühen mystischen Erlebens konnten umrissen, die eigentümliche Schlüsselstellung von Platons Ideenlehre klarer herausgearbeitet werden. „Der junge Schopenhauer" wurde ein neuer Begriff. Noch wären die Verbindungslinien zu den frühen Bildungserlebnissen zu ziehen. Erst kürzlich hat Richard Benz auf das Wackenroder-Erlebnis des jungen Schopenhauer hingewiesen, jenes entscheidende literarische Jugenderlebnis, das den Hamburger Kaufmannslehrling zu einer beinahe religiösen Erhöhung der Kunst in ihrer tröstenden, kalmierenden Funktion geleitet hat[4]. Noch manche Fragen melden sich: Wie steht es mit dem Erlebnis Tieck? Wie steht es mit Schopenhauers Weg in die romantische Welt? Wie steht es mit der „Wandsbecker Botschaft", die Schopenhauer in der Hamburger Zeit erfahren haben muß? Das „Erschrecken" über seine Reiseeindrücke in Südfrankreich und der frühe Tod des Vaters mögen sie vertieft und zu dem wahrhaftigen Ernst und der bangen Sorge um das Sein der Kreatur geprägt haben, die ihn nicht mehr verlassen sollten. Ein Bild von Matthias Claudius hing, auf einem Blatte mit dem Bilde Kants, noch in seinen letzten Lebensjahren in seinem Arbeitszimmer[5].

Ein weiterer Kreis künftiger Forschungen müßte den Lehrern Schopenhauers in Gotha, in Göttingen, in Weimar gelten. G. E. Schulze, der in Schopenhauers Bildungsgeschichte die bedeutsame Wendung zu Platon und zu Kant bewirkt hat, verdiente längst eine eigene Untersuchung. Johann Friedrich Blumenbach, der *praeceptor Germaniae* der Naturwissenschaften, der in die Physiologie seiner Zeit den Begriff des Bildungstriebes eingeführt hat, ist noch nicht einmal andeutungsweise in den Bereich der Nachforschungen einbezogen worden[5a]. Auch Friedrich Majer, der Jünger Herders, dem Schopenhauer seine erste Kenntnis des nordischen Altertums, der Philosophie des Vedanta und der Mystik der Veden, zu danken hatte, verharrt noch immer in seiner rätselvollen Sonderstellung, in die Schopenhauers eigene kurze Notiz im *Curriculum vitae* mehr Dunkel als Erhellung gebracht hat.

Vieles andere bleibt noch um Geltung und Weg des vollendeten Werkes zu tun. Die Arbeit zunächst, die man längst vollendet glauben möchte, eine abschließende, auf die erkenntnistheoretischen, ästhetischen und ethischen Übereinstimmungen und Unterschiede ausgedehnte Untersuchung über Schopenhauer und Kant fehlt uns bis heute. Es fehlen gründliche Arbeiten über Schopenhauers Verhältnis zu Fichte, zu Schelling und vor allem zu Hegel. Es fehlt die abschließende Darstellung der zeitgenössischen Entwicklungen seit dem Erscheinungsjahr der „Welt als Wille und Vorstellung", und es fehlt die umfassende Wirkungsgeschichte der Schopenhauerschen Philosophie.

In diesem Zusammenhang müßte den ersten Anhängern und Jüngern Schopenhauers eine vertiefte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Von ihnen aus ist Hans Zint in einer aufschlußreichen Arbeit zu Grundlagen und Eigenart des Schopenhauer-Erlebnisses vorgedrungen[6], und von ihnen aus könnten weiter die Linien in die breiten Bereiche der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts gezogen werden. Schopenhauer hat keine Schule gebildet, die sich in verschiedene Richtungen verzweigt, die Abwandlungen und Fortbildungen, Krisen und Renaissancen erfahren hätte wie der Platonismus, wie die Schulen, die sich um Kant oder auch um Hegel gebildet haben. Das Problem seiner Fortwirkung liegt völlig anders. Schopenhauer hat in lebendiger Wirksamkeit eine ganze Generation erfaßt, er hat den Künsten und Wissenschaften unmittelbar neue Antriebe gegeben, und vielfach sind seine Erkenntnisse Allgemeingut geworden, ohne daß man sich ihres Urhebers noch erinnern zu müssen glaubte. Wer die Fortgeltung von Antrieben und Grundgedanken Schopenhauers gerade bei Denkern und Denkgebilden der neuesten Zeit genauer untersuchen wollte — wir denken an Klages oder an die Existenzphilosophie —, dürfte zu erstaunlichen Ergebnissen kommen[6a]. Den Einwirkungen Schopenhauers auf die Naturwissenschaften hat man in den letzten Jahren eine gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt. Schon haben die Untersuchungen Karl Wagners zur Farbenlehre Goethes und Schopenhauers[7], über Quanten-

theorie und Metaphysik[8], über moderne Ganzheitsbetrachtung[9] und über die Palintropie[10], die grundlegende Arbeit von Alwin Mittasch über Schopenhauer und die Chemie[11] für weite Teilbereiche den Boden bereitet. Hans Driesch hat uns die lange vermißte Untersuchung über Schopenhauers Versuch „Über das Geistersehn" vom heutigen Standpunkt parapsychologischer Forschung aus gegeben[12]. Noch aber fehlen neue Arbeiten über die Willenslehre unter physiologischen, biologischen und psychologischen Gesichtspunkten, noch fehlen die Beiträge der philosophischen Anthropologie, der Entwicklungs- und Vererbungslehre, der Charakterkunde. Der Ästhetik Schopenhauers hat André Fauconnet[12a] ein im Wesentlichen abschließendes Werk gewidmet. Auch die Stimme der geschichtsphilosophischen Betrachtung, die bis heute auf ein paar unzureichende Dissertationen beschränkt geblieben ist[13], dürfte bald vernehmlicher zu hören sein. Vielleicht wird einer gar nicht so fernen Zukunft eine neue Erkenntnis der bleibenden Geltung von Schopenhauers Geschichtsphilosophie beschieden sein, die Erkenntnis, daß gerade die bewußte Abwendung seiner Lehre von allem historisch Bedingten, ihre Erhebung ins Zeitlose, die unumgängliche Voraussetzung für eine objektive Erfassung des Phänomens Geschichte bildet. Vielleicht auch werden schon die großen geschichtlichen Umwälzungen, die wir Heutigen miterleben, zu einer ungeahnt radikalen Widerlegung des noch immer in vielerlei Formen und Arten herrschenden Fortschritts-Optimismus Hegelscher Herkunft führen und damit den Boden auflockern zu einem vertieften Verständnis der Geschichtsphilosophie und — untrennbar damit verbunden — der Ethik Schopenhauers.

Für alle kommenden Untersuchungen wird die vollständige Ausgabe der späteren Manuskriptbücher weitere Grundlagen bieten. Leider warten wir noch immer auf die letzten Nachlaßbände der Deussenschen Ausgabe, auf den 2. Band der Erstlingsmanuskripte und vor allem auf die beiden Bände mit den Paralipomena der Manuskriptbücher. Es ist heute mehr als fraglich, ob sie überhaupt jemals erscheinen werden. Auch die kritische Ausgabe der Briefe ist nach

dem zweiten Bande steckengeblieben. Der Schlußband, der nicht nur die zahlreichen, großenteils unbekannten Dokumente zur Lebensgeschichte Schopenhauers, sondern auch die biographisch-historische Kommentierung des Briefwechsels und damit grundlegendes Material zur Beurteilung von Schopenhauers Verhältnis zu seinen Zeitgenossen und zu den philosophischen Entwicklungen seiner Zeit enthalten soll, liegt seit langem im wesentlichen fertig vor, kann aber nicht gedruckt werden. Es ist der Band, der nach Aufgabe und Arbeitsleistung wohl die wichtigste der biographisch-historischen Schopenhauer-Veröffentlichungen ist, die ich selbst betreue, die grundlegende Vorarbeit auch für die künftige Lebensgeschichte Schopenhauers. Die Gespräche Schopenhauers konnte ich 1933 in einer kritischen Ausgabe vorlegen[13a] — neben dem Werk und dem Briefwechsel stellen sie die dritte dokumentarische Quelle unseres Wissens um Schopenhauer dar, eine Quelle, in der sich die Wirkung der Persönlichkeit und ihrer Gedankenwelt auf Menschen verschiedenster Herkunft unmittelbarer darstellt als sonst.

Andere Aufgaben zeichnen sich in weiterer Zukunft ab. Einmal wird die vollständige Ausgabe der Randschriften kommen, die Schopenhauer in die Bücher seiner Bibliothek eingeschrieben hat — ein lebendigstes Gespräch über Zeiten und Räume hinweg, für das die Weltliteratur kaum einen Parallelfall bietet. Die Sammlung der Bilder, Daguerrotypen und Photographien Schopenhauers ist heute bereits zu solcher Vollständigkeit gediehen, daß man die kleine, heute längst überholte Ikonographie Carl Gebhardts[14] durch eine neue ersetzen könnte. Andere Arbeiten gehen um den Kreis der Angehörigen, der ersten Freunde und Anhänger. Lebensführung, Denken und Werk der Mutter Johanna Schopenhauer könnten auf Grund des Materials, das uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, eine eindringliche Darstellung erfahren[15]. Schlechter ist es um unser Wissen bei der Schwester Adele bestellt. Das erste Tagebuch aus den Jahren 1816 bis 1822 ist von Kurt Wolff nur auszugsweise und völlig unzureichend herausgebracht worden[16]. Ein spätes Tagebuch aus den vierziger Jahren und große Teile des

Briefwechsels, vor allem mit Ottilie von Goethe[17], sind noch völlig unbekannt. So wird man auf eine tieferschürfende Lebensgeschichte einstweilen noch Verzicht leisten müssen. Auch viele der Freunde und Weggenossen verharren noch im Dunkel einer Anonymität, aus dem allein die Beziehung zu Schopenhauer sie herausheben müßte: Carl Iken, das passive Genie, der Berliner Universitätsfreund[18], der Maler Ludwig Sigismund Ruhl, dem wir das Jugendbildnis Schopenhauers verdanken[19], Freiherr von Biedenfeld, der die Verbindung Schopenhauers mit Brockhaus hergestellt hat[20], Johann Gottlob von Quandt[21], Heinrich von Lowtzow, der Freund der Berliner Jahre[22], Georg Römer, der Kaufmann und Lustspieldichter, der einige Jahrzehnte den Weg Schopenhauers in Frankfurt begleitet hat[23], Carl Ferdinand Wiesike, der merkwürdigste seiner Verehrer, der noch in die Zeiten Theodor Fontanes und Friedrich Nietzsches hineingegangen ist . . . Manche von ihnen haben auch eine eigene kleine Welt an der seinen zu messen: Friedrich Andreas Dorguth etwa, dessen umfangreiche literarische Produktion man bisher nur auf bibliographischem Wege erfaßt hat[24], oder Wilhelm von Gwinner, dessen eigene philosophische Aufzeichnungen noch der Erschließung warten. Und schließlich bedürfen alle diese Arbeiten auch der Erschließung durch eine umfassende systematische Bibliographie[25].

Von Jahr zu Jahr weitet sich der Bereich der Tatsachen, die wir im ganzen überschauen wollen. Schon heute sind uns viele Einzelheiten von Schopenhauers Lebensweg besser bekannt, als sie ihm selbst bekannt sein konnten. Die endliche Begrenzung aller Tatsachenforschung wäre schwer zu finden, wenn nicht das Streben in die Breite immer wieder durch ein anderes Streben nach Verengung, Auswahl und Sammlung ausgeglichen würde. Wir suchen die Dinge in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen, wir suchen sie zum Wesentlichen zu verdichten und in Beziehung zu einem Mittelpunkt zu setzen. Und je deutlicher wir auf den dienenden Zweck der Einzelforschung uns zu besinnen trachten, um so mehr wird das Wissen um die vielen Dinge um

Schicksal und Werk dazu beitragen, die Umrisse der Gestalt in ihrer einmaligen Geprägtheit klar und eindeutig herauszuarbeiten. Einmal aber wird es an der Zeit sein, die gültige Biographie Schopenhauers zu geben, das Vorbild der Gestalt neben das Vorbild des Werkes treten zu lassen, ihr geheimnisvolles Ineinander und ihre Erhellung aus einander zu begreifen. Dann werden wir uns nicht mehr als Mitwisser in die Einzelheiten seiner Lebensumstände eindrängen. Wir haben ein anderes, nicht weniger lebendiges Bild von ihm gewonnen, das wir unbeirrt von den Meinungen der Zeiten in die Zukunft tragen. Die Bilder des vergänglichen Lebens sind abgetan, als Unvergänglicher geht er durch die Jahrhunderte, Träger von Gedanken, die allen Zeiten angehören, einsam, ohne ein ihn umgebendes Zeitalter, und doch unter jedem neuen Geschlecht wie mit neuer Jugend begabt, lebendig und Leben verleihend an jedem neuen Tag.

Es ist schon einige Jahre her, seit uns die Frage gestellt wurde, ob das Thema Schopenhauer denn immer noch nicht erschöpft sei. Der Fragesteller wollte nicht begreifen, daß Schopenhauer zu den großen Themen gehört, die für alle Zukunft unerschöpflich sind. Immer wieder werden die Zeiten ihr Suchen und ihre Not an das große Vorbild von Werk und Schöpfer herantragen, und immer wieder wird es in den steten Wandlungen geschichtlicher Bilder Gewähr für das Unwandelbare, geschichtslos Gültige sein.

Allmählich werden die Jahre das Bild des Menschen Schopenhauer in mythische Ferne rücken, und dann wird eine neue, letzte Stufe unseres Verhältnisses zu ihm erreicht sein, die er selbst in seinen autobiographischen Aufzeichnungen ahnungsvoll umschrieben hat. Er meinte, daß es immer nur vermöge eines Irrtums in der Person geschehen sei, wenn er zuzeiten sich unglücklich gefühlt habe. Er habe sich dann für einen anderen gehalten als er sei und dessen Jammer beklagt; für einen Privatdozenten, der nicht Professor werde und keine Zuhörer habe, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem Injurienprozeß, für einen Patienten, den seine Krankheit zu

Hause hält — das alles aber sei fremder Stoff gewesen, aus dem höchstens der Rock gemacht war, den er eine Weile getragen und dann gegen einen anderen abgelegt habe. Wer aber sei er denn: der, welcher die „Welt als Wille und Vorstellung“ geschrieben und damit eine Leistung vollbracht habe, welche die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen werde.

In solcher Vorstellung gehen Werk und Gestalt in eins. Einsam wird Schopenhauer im Bereich der Geschichte stehen wie Homer, wie Plato oder Shakespeare, ohne die gleichgültig gewordenen Nachrichten über seine Person. Und wie Homers und Shakespeares Existenz bezweifelt wurde, so wird man einmal vielleicht auch an der Existenz Schopenhauers zweifeln.

ANMERKUNGEN.

[1] Vgl. Schopenhauers Brief an Julius Frauenstädt vom 11. Juli 1856, D XV, S. 506.

[1a] In den „Parerga und Paralipomena“ hat Schopenhauer diese Haltung ausdrücklich festgelegt: „. . . so wird Petrarka's Haus in Arqua, Tasso's angebliches Gefängniß in Ferrara, Shakespeare's Haus in Stratford, nebst seinem Stuhl darin, Goethes Haus in Weimar, nebst Mobilien, Kants alter Hut, imgleichen die respektiven Autographen, von Vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben. Sie können nun eben weiter nichts, als gaffen. Bei den Intelligenteren jedoch liegt der Wunsch zum Grunde, die Gegenstände, welcher ein großer Geist oft vor Augen hatte, zu sehn, wobei, durch eine seltsame Illusion, die Verwechselung obwaltet, daß sie mit dem Objekt auch das Subjekt zurückbrächten, oder daß von diesem dem Objekt etwas ankleben müßte.“ (Ausg. Hübscher, 6. Band, S. 89.)

[2] Vgl. Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Arthur Hübscher, 1. Band, Leipzig 1937, S. 23 ff., sowie die Anmerkungen zu den einzelnen Bänden.

[3] Vgl. Hans Zint, Schopenhauers Philosophie des doppelten Bewußtseins, X. Jahrb. 1921, S. 3—45.

[4] Richard Benz, Schopenhauer und die Romantik, in: Deutscher Almanach für das Jahr 1939, S. 113—131.

[5] Vgl. den Hinweis auf den pietistischen Einfluß auf Schopenhauer bei Günter Ralfs, Arthur Schopenhauer: System und Gestalt, in: Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages, herausgegeben von C. A. Emge und Otto v. Schweinichen, Berlin 1938, S. 58 f.

[5a] Schon L. Schemann (Schopenhauer-Briefe, Leipzig 1893, S. 467 f.), der in knappen Darlegungen die Bedeutung Blumenbachs herausstellte, muß ihn zu den „befremdlich vernachlässigten" einflußreichsten Lehrern Schopenhauers stellen. Die Lage hat sich seit dem Erscheinen von Schemanns Buch nicht geändert.

[6] Hans Zint, Schopenhauer als Erlebnis, XXV. Jahrb. 1938, S. 92—130.

[6a] Vgl. die Hinweise von Günter Ralfs a. a. O., S. 52 ff.

[7] Karl Wagner, Goethes Farbenlehre und Schopenhauers Farbentheorie, XXII. Jahrb. 1935, S. 92—176.

[8] Karl Wagner, Quantentheorie und Metaphysik, XXIV. Jahrb. 1937, S. 20—63.

[9] Karl Wagner, Schopenhauer und die moderne Ganzheitsbetrachtung, XXV. Jahrb. 1938, S. 191—221.

[10] Karl Wagner, Die Palintropie, XXVI. Jahrb. 1939, S. 169—288.

[11] Alwin Mittasch, Schopenhauer und die Chemie, XXVI. Jahrb. 1939, S. 81—168.

[12] Hans Driesch, Schopenhauers Stellung zur Parapsychologie, XXIII. Jahrb. 1936, S. 15—99.

[12a] André Fauconnet, L'esthétique de Schopenhauer, Paris 1913. (Vgl. die Besprechung von A. Saxer, XI. Jahrb. 1922, S. 153—156.)

[13] Karl Bayer, Schopenhauer als Geschichtsphilosoph. Darstellung und kritische Würdigung, Erlangen 1920; Hans Albert Freiherr von Reiswitz, Das A-historische, das Historische und das Anti-historische in der Philosophie Arthur Schopenhauers, Berlin 1922; Helmut Laskowski, Schopenhauers historischer Sinn entwickelt aus den allgemeinen Grundlagen seiner Philosophie und Persönlichkeit, Königsberg 1924.

[13a] Arthur Hübscher, Arthur Schopenhauers Gespräche. XX. Jahrb. 1933. Dazu die ergänzende Veröffentlichung: Arthur Hübscher, Unbekannte Gespräche mit Schopenhauer, XXVI. Jahrb. 1939, S. 303—329.

[14] Carl Gebhardt, Schopenhauer-Bilder. Grundlagen einer Ikonographie, Frankfurt a. M. 1913.

[15] Vgl. die Studie von Werner Milch, Johanna Schopenhauer — Ihre Stellung in der Geistesgeschichte. XXII. Jahrb. 1935, S. 201—238.

[16] Tagebücher der Adele Schopenhauer, herausgegeben von Kurt Wolff, Leipzig 1909.

[17] Das Tagebuch befindet sich heute im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Es ist in Jena, Bonn, Münster (bei der Droste!), Genua, Florenz usw. in den Jahren 1840—1844 geschrieben und behandelt u. a. eine Liebesepisode in Karlsbad. Die ungedruckten Teile des Briefwechsels mit Ottilie von Goethe befinden sich ebenfalls im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

[18] Über Carl Jakob Ludwig Iken vgl. Franz Mockrauer, X. Jahrb. 1921, S. 87 ff.; Hübscher, Arthur Schopenhauers Gespräche, XX. Jahrb. 1933, S. 16 und 109 f.

[19] Über Ludwig Sigismund Ruhl vgl. Hübscher, Gespräche, S. 29—31.

[20] Über Ferdinand Leopold Karl von Biedenfeld vgl. Hübscher, Gespräche, S. 31—33.

[21] Die bisher bekannten Daten über die Beziehungen Johann Gottlob von Quandts zu Schopenhauer bei Hübscher, Gespräche, S. 34—36.

[22] Das spärliche bisher bekannte Material über Heinrich von Lowtzow bei Hübscher, Gespräche, S. 41—43.

[23] Über Georg Römer, der seine Erinnerungen „Arthur Schopenhauer im persönlichen Verkehr" in Didaskalia, 41. Jahrgang, Nr. 128 und 129 (9. und 10. Mai 1863) veröffentlicht hat, vgl. Hübscher, Gespräche, S. 55—60.

[24] Über Dorguth vgl. Rudolf Borch, Schopenhauer und Dorguth, II. Jahrb. 1913, S. 3—8; Robert Gruber, Schopenhauers Briefwechsel mit Dorguth, III. Jahrb. 1914, S. 116—120 (heute durch die mehrfach Neues bringende Veröffentlichung des Briefwechsels in D XIV und D XV überholt).

[25] Die Arbeiten von Ferdinand Laban, Die Schopenhauer-Literatur, Leipzig 1880 (dazu: Ferdinand Laban, Beiträge zur Schopenhauer-Literatur. 1. Supplement. Koloszvar-London 1882) und Eduard Grisebach, Neue Beiträge, Berlin 1905, sind längst überholt und kaum für die ersten Jahrzehnte der Schopenhauer-Literatur ausreichend. Die Jahre 1905—1909 sind bis heute überhaupt noch nicht bibliographisch erfaßt. Die jährlichen bibliographischen Zusammenstellungen, die Rudolf Borch in unseren Jahrbüchern (seit dem II. Jahrb. 1913) gibt, beginnen erst mit dem Jahre 1910. Eine ausreichende Zusammenfassung fehlt. Der bibliographische Anhang, den Hermann Glockner der 4. Auflage von Kuno Fischers Werk „Schopenhauers Leben, Werke und Lehre", Heidelberg 1934, angefügt hat, und die ergänzende „Schopenhauer-Bibliographie" von Günter Ralfs in der „Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer" (herausgegeben von C. A. Emge und Otto v. Schweinichen, Berlin 1938) geben nur eine knappe Auswahl.

SCHOPENHAUER UND DER GEIST DES 19. JAHRHUNDERTS.

Von
HEINZ HORN (Dresden).

I.

Hegel.

Das Wesen des 19. Jahrhunderts kann man mit den vier Begriffen: Historismus, Kapitalismus, Optimismus und Demokratie zu bezeichnen versuchen. Wenn man diese Begriffe näher untersucht, wird man bemerken, daß sie eng miteinander zusammenhängen und daß sie aus einer gemeinsamen Wurzel stammen. Diese Wurzel ist das allgemeine Bewußtsein, daß erst jetzt, in diesem Jahrhundert, der Geist zu sich selbst gekommen sei, daß erst die lebende wie die kommende Generation das in voller Blüte zu entfalten vermag, worum sich die gesamte frühere Menschheit jahrhundertelang vergeblich bemüht hatte.

Was sich hier zum ersten Male in der Geschichte der neueren Zeit ausbildet, ist etwas, was man das „absolute Gegenwartsbewußtsein" nennen könnte. Alle Dinge sind in diesem Bewußtsein nur dann wertvoll, wenn sie zum gegenwärtigen Leben irgendwelche Beziehungen haben. Die Geschichte scheint nur insofern erforschenswert zu sein, als sich die „Gegenwart", die „Jetztzeit", wie Schopenhauer ironisch glossiert, aus ihr verstehen und lückenlos ableiten läßt. Wie das neue Maschinenwesen für die Bedürfnisse des Tages arbeitet, so gilt im 19. Jahrhundert überhaupt in immer steigendem Maße nur noch die Arbeit an Tagesproblemen als beachtlich und als kulturelle Tat. Es kommt nicht mehr darauf an, ein großes Werk zu schaffen, sondern es kommt darauf an, ein Werk für die Gegenwart und für die nahe Zukunft zu schaffen. Voraussetzung für einen solchen Anspruch ist, daß sich dieses neue Zeitalter zum ersten Male in vollem Bewußtsein als einen Abschluß und als den Höhepunkt einer langen Entwicklung begreift. Daß es in sich nicht ein Zeitalter unter zahlreichen anderen

erblickt, sondern von dem Gefühl durchdrungen ist, das reife Ende eines langen Prozesses und die Krönung einer unendlichen Entwicklung zu sein. Zum ersten Male wird hier der Ausdruck „Neu“ als eine Auszeichnung, ja als die Auszeichnung bewertet: „Die neue Zeit“: Das ist nicht etwas Junges schlechthin, sondern gleichzeitig ein letzter Schritt zur höchsten Vollkommenheit. „Der neue Mensch“ erscheint in dieser Auffassung immer mehr als „der“ Mensch schlechthin[1]. „Der neue Glaube“ ist nicht nur eine Abänderung alter Dogmen, sondern die Ab- und Auflösung aller früheren „dunklen“ Glaubenssysteme durch das dogmenlose wissende Bekenntnis der „neuesten Zeit“, die Dämmerung eines „neuen Tages“ nach der Dunkelheit einer jahrhundertelangen Nacht. „Neu“ wird geradezu zum beliebtesten Wort des Jahrhunderts: Eine Sache erscheint beinahe allein dadurch gerechtfertigt, daß sie „neu“ ist. Die „Originalitätssucht“, die Jacob Burckhardt eine Krankheit seines Jahrhunderts nennt, ist ein Ergebnis dieser rastlosen Anstrengungen nach dem „Neuen“ schlechthin.

Diese grundsätzliche Wandlung im Denken, die an der Schwelle des 19. Jahrhunderts einsetzte, wurde vom Gegenwartsbewußtsein der neuen Zeit freilich nur als die letzte Stufe nach zahlreichen anderen vorausgegangenen begriffen. In Wirklichkeit leitet sie einen völlig neuen Abschnitt ein, der keine innere Verbindung mehr zur früheren Bewußtseinshaltung hat. Mag der Geist des 12. Jahrhunderts religiös gebunden, der des 16. Jahrhunderts „reformiert“, der des 18. schließlich aufgeklärt gewesen sein: Gemeinsam ist ihnen jenes bleibende Gefühl der Gebundenheit und jenes drängende Gefühl der Verpflichtung zur Erhellung des ewigen Seinscharakters des Menschen, seiner bleibenden physischen Existenz und seiner bleibenden metaphysischen Not. Es geht, mit einem Wort, in allen diesen Jahrhunderten um die eine absolute Wahrheit. Es ist sekundärer Natur, daß die mittelalterliche Scholastik diese Wahrheit theologisch fundiert und die nachmittelalterliche „klassische“ Philosophie in ständig steigender Abkehr von der religiösen Überlieferung diese eine Wahrheit durch die

Erforschung der Natur und der Grenzen des menschlichen Geistes selbst zu erreichen trachtet. Was sich in diesen Zeiten wandelt, ist lediglich ein Wandel der Methode: Das letzte Ziel bleibt unverrückbar vor dem forschenden Auge stehen. All diesen Jahrhunderten fehlt das Gegenwartsbewußtsein im Sinn und Stil des 19. Jahrhunderts. Man blickt auf das Zeitlose und sieht in der Gegenwart nicht mehr als jenen flüchtigen, unwirklichen Augenblick, der die ausdehnungslose Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft darstellt und im Bruchteil einer Sekunde bereits wieder Vergangenheit geworden ist. Die gesamte vergangene Geistesgeschichte wird nicht als Vorstufe der Gegenwart, der „neuen Zeit" betrachtet; denn dieses Bewußtsein entbehrt des stolzen Gefühls der endlich erreichten Vollkommenheit, sie wird nicht der „Jetztzeit" subordiniert, sondern erscheint vielmehr als reine Koordinate der Gegenwart, ihr völlig gleichgestellt, zum Teil sogar übergeordnet. Noch Kant, dieser letzte große klassische Philosoph eines statischen Denkens im 18. Jahrhundert, betrachtet Platon oder Aristoteles nicht unter dem historischen Gesichtspunkt, als ob sie gleichsam „Vorläufer" seines eigenen Systems gewesen seien: Repräsentanten lediglich geschichtlich „notwendiger" Wahrheiten oder Irrtümer, sondern er erblickt in ihnen zeitlose Mitarbeiter an der Lösung der zeitlosen Probleme der Philosophie. Er setzt sich mit ihnen auseinander, wie er sich mit Denkern auseinandersetzt, die seine unmittelbaren Zeitgenossen sind. Den absoluten Gegensatz dazu bildet jenes „historische" Denken des 19. Jahrhunderts, welches nahezu mit einem Schlage die gesamte bisherige Problemlage mit gewaltiger Faust verschob und die zweitausendjährigen „ewigen" Probleme zu geschichtlich bedingten Ideen und dadurch zu nur relativer Gültigkeit herabwürdigte. Derjenige Philosoph, dessen Werk zum ersten Male in dieser konsequenten Weise die Wendung im philosophischen Denken ganz im Sinne des Geistes seines Jahrhunderts vornahm, war Johann Friedrich Wilhelm Hegel.

Er ist der erste Denker von Format und Universalität, in dem das besondere Gegenwartsbewußtsein der neuen Zeit

wirksam ist und der diese Zeit als etwas Besonderes, nämlich als Abschluß und Krönung aller bisherigen Entwicklung begreift. Er ist ein Philosoph der „Zeit" insofern, als er das Absolute sich selbst erst in der Zeit entwickeln und verwirklichen läßt. Er ist der erste, für den der Mensch als Individuum nicht als der Gegenpol des Absoluten erscheint, welches er zu erkennen hat, sondern der Mensch ist bei ihm der immanente Teil des Absoluten, das sich in der Weltgeschichte selbst erst entfaltet und verwirklicht. Das Absolute ist kein statisches Sein, in dem alles ruht und über das man daher, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, doch gemeinschaftlich philosophieren kann, sondern es erscheint bei Hegel als eine dynamische Kraft. Es ist etwas, was nicht „ist", sondern ständig „wird". Es verwirklicht sich in ständig vollkommenerer Weise in der menschlichen Geschichte. Von diesem Standpunkt aus erscheint der „ewige" Mensch des vorangegangenen philosophischen Denkens nur als gekünstelte Abstraktion.

Was aber hat dies mit dem „Gegenwartsbewußtsein" zu tun, das nach unserer Erörterung ein Hauptmerkmal des Geistes des 19. Jahrhunderts sein soll? Muß nicht gerade der Entwicklungsphilosoph, für den der Wandel der Ideen das wesentliche Problem der Forschung darstellt, gering von der jeweiligen Gegenwart denken, weil gerade *er* um die Zeitbedingtheit aller Gedanken wissen muß? Wer so folgern sollte, der übersieht, daß das 19. Jahrhundert den geschichtlichen Begriff nicht nur als Weiterentwicklung, sondern gleichzeitig als *Höher*entwicklung begreift. Das Anderssein in der Zeit ist zugleich ein Höher-Sein. Das Spätere ist zugleich das Vollkommenere. Die Naturgeschichte selbst scheint einen Beweis dafür zu liefern: Nach ihren Hypothesen ist das „jüngste", weil am letzten entstandene Wesen, der Mensch, zugleich das höchste Geschöpf: Es hat ein Bewußtsein wie kein anderes organisches oder anorganisches Wesen. Und so sehr alles Wirkliche vernünftig ist, so sehr ist doch das *später* wirklich Gewordene zugleich auch dasjenige, in welchem *mehr* Vernunft verwirklicht ist als im früher wirklich Gewordenen. Wenn man danach

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W GDAŃSKU
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

fragen wollte, warum Hegel sich nicht mit dem Entwicklungsgedanken begnügte, sondern ihn dem Fortschrittsprinzip subsumierte, so findet man die Antwort darin, daß er noch nicht, wie das spätere 19. Jahrhundert, völlig vom Ideengehalt der Tradition sich losgelöst hat, sondern als metaphysische Entität — wenn auch, wie wir sahen, mit wesentlicher Formveränderung — den Geist, die Vernunft selbst faßt. Für ihn ist die Vernunft eben doch noch die Weltvernunft, das Absolute, mag sie sich noch so sehr in der menschlichen Geschichte darstellen. Wenn nun nach Hegel das Absolute Geist ist, und der Geist sich in der menschlichen Geschichte entfaltet, so ist die — unbewußte — Voraussetzung dieser ideellen Konzeption die, daß alles zeitlich Spätere zugleich das Vollkommenere sein müsse. Denn das wäre ein merkwürdiger Gott, der sich im Verlaufe einer zeitlichen Entwicklung nicht verbesserte, sondern verschlechterte. Wenn man also schon zugesteht, daß die Menschengeschichte die Entfaltungsform eines Absoluten ist, und annimmt, daß adäquat zum Wandel der geschichtlichen Ideen sich das Absolute immer in anderer, neuer Form entfaltet, so muß diese Andersheit gleichbedeutend mit einer höheren vollkommeneren Stufe der Verwirklichung sein. Man kann von der Welt-Vernunft nicht erwarten, daß sie degeneriere, und nicht verlangen, daß ihr zeitliches Ziel und ihre Aufgabe darin beruhe, immer unvernünftiger zu werden.

Aus dieser Konzeption ergibt sich durchaus folgerichtig der Optimismus der Hegelschen Lehre und weiterhin die optimistische Haltung des 19. Jahrhunderts. Aus ihr wird auch das Gegenwartsbewußtsein der Zeit verständlich. Denn selbst unter dem Gesichtspunkt, daß die Gegenwart auch nur eine Durchgangsstufe des Weltgeistes sei, so ist doch auf jeden Fall die Gegenwart die höchste bisher erreichte Verwirklichungsstufe der Vernunft, und jeder Zeitgenosse darf mit Recht darauf stolz sein, Mitglied einer Epoche zu sein, die den relativ letzten Abschluß und Gipfel, den tiefsten Sinn des gesamten bisherigen komplizierten Entwicklungsprozesses von den Ägyptern, Chinesen und Indern über die Griechen, Römer und das Mittelalter darstellt.

Die Folgerungen, die sich aus diesen Voraussetzungen ergeben, sind die beiden folgenden, die zunächst wie Gegensätze anmuten und wohl bei Hegel selbst noch nicht völlig geklärt sind: 1. Aus der Hegelschen Voraussetzung, daß die politische Wirksamkeit des Absoluten auf dem Drang nach einer ständig höheren Stufe der „Freiheit" beruhe, mußte sich die „liberalistische" und revolutionäre Tendenz ergeben, an der Dynamik und Höherenentwicklung des Weltgeistes dadurch teilzunehmen, daß man an der ständigen Umgestaltung und Veränderung der bestehenden politischen Wirksamkeit arbeitet; 2. unter der Voraussetzung, daß das Ziel — die „absolute Freiheit" — einmal endgültig erreicht sein müsse, ergab sich für den, der mit der bestehenden politischen Wirklichkeit seiner Zeit zufrieden war, die Frage: Warum sie dann nicht gerade im gegenwärtigen Zeitalter erreicht sein könne?

So ergeben sich aus Hegels Prämissen zwei durchaus folgerichtige und doch einander widersprechende Schlüsse: Einmal die Folgerung, man müsse die bestehende Wirklichkeit verändern, um das Ziel der höchsten Freiheit zu erreichen; zum anderen das Bewußtsein, daß das Ziel der höchsten Freiheit in den gegenwärtigen Verhältnissen bereits erreicht sei. Es steht außer Frage, daß die beiden Folgerungen miteinander in keiner Weise zu vereinbaren sind. Die eine läuft geradezu auf eine radikale revolutionäre Programmatik hinaus, die keine höhere „Teilhaberschaft" am „Weltgeist" kennt als den Umsturz aller politischen Verhältnisse, um die „vernünftigste" Staatsform zu erreichen. Auf der anderen Seite ist die Programmatik konservativer Natur, denn sie gründet sich auf die Annahme, daß, wenn es einen Abschluß der Entwicklung gibt, bereits die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse als Abschluß und „Sinn" der weltgeschichtlichen Entwicklung betrachtet werden könnten. Hegel selbst, als Repräsentant des gerade zum Siege drängenden Bürgertums, hat sich zur letzten Folgerung bekannt, wenn auch nicht ganz in dem reaktionären Sinn wie seine Schüler der „rechten" Schule. Aber es ist für das Janusgesicht der Hegelschen Geschichtsphilosophie bezeich-

nend, daß sich sowohl der Konservativismus wie der radikale Liberalismus des 19. Jahrhunderts in gleicher Weise auf Hegel als *spiritus rector* beriefen, und beide mit Recht. Weder die Hegelsche „Rechte" noch die Hegelsche „Linke" hat die Lehre ihres Meisters mißverstanden. Nur hat die eine Richtung sich an den Idealismus gehalten und den Entwicklungsgedanken für zukünftige Zeitläufte eliminiert, während die andere gerade von dem Hegelschen Idealismus nichts wissen wollte und das Entwicklungsprinzip auch für die künftige Zeit gewahrt wissen wollte. Der Begründer der preußischen konservativen Partei, der Hauptträgerin des Restaurationsgedankens in Deutschland, war Friedrich Julius Stahl, ein orthodoxer Hegelianer[2]. Aber nicht minder orthodox war die Hegelsche „Linke", an ihrer Spitze als radikalster Vertreter Karl Marx, der allerdings die endgültige „Vernünftigkeit" alles Wirklichen einer Zeit vorbehalten wollte, in welcher das Proletariat die Vorherrschaft der „Bourgeoisie" zerbrochen und danach die „klassenlose" Gesellschaft aufgerichtet haben würde. Beide Richtungen sind trotz oder gerade wegen ihres schroffen Antagonismus völlig legitime Kinder des Geistes des 19. Jahrhunderts und seines ersten bedeutenden Inaugurators in Deutschland, Hegels. Denn beide sind historisch fundiert, beide insofern „materialistisch", als es ihnen gerade auf den Bestand oder die Veränderung der „materiellen" Wirklichkeit ankommt, beide politisch insofern, als sie gerade in der Politik das Schlachtfeld erblicken, auf welchem der Kampf zwischen vernünftiger Wirklichkeit und wirklicher Vernunft ausgefochten wird. Beide schließlich gründen auf den revolutionären Wirkungen der technischen Entwicklung seit der Erfindung und allgemeineren Einführung der Dampfmaschine, d. h. auf Veränderungen in den bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Marx hatte völlig unrecht, als er grundsätzlich — als eine neue Art von „Metaphysiker" — dozierte, zu allen Zeiten sei das gesamte Geistesleben und der Staat nur der „ideologische Überbau" über den bestehenden materiellen Besitzverhältnissen gewesen, zu allen Zeiten müsse als das eigentliche Prinzip der Geschichte der Klas-

senkampf anerkannt werden; als Zeitkritiker jedoch, als Kritiker des aufblühenden liberalistischen Kapitalismus, hatte er durchaus recht. Denn dieser Staat, der nach der liberalen Auffassung die Rolle des Nachtwächters spielte, der die Ruhe der Ordnung liebenden Bürger zu beschützen hatte, war wirklich kaum etwas anderes als eine Schutzeinrichtung den Massen gegenüber, die auf Kosten der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung verarmten und zum Proletariat wurden.

Alles, was den Geist des 19. Jahrhunderts repräsentiert, gründet sich zuletzt auf jener Wandlung im philosophischen Denken, wie es durch Hegel durch seine Wendung zur Geschichtsphilosophie vorgenommen wurde. Denn Schopenhauer und seine Schüler gehören nicht dem Geiste des 19. Jahrhundert an, sondern bemühen sich, diesen Geist zu überwinden, dessen kulturfeindliche Tendenzen sie mehr oder minder deutlich begriffen haben, die sie auf jeden Fall aber dunkel fühlen. Für Schopenhauers Widerstandskraft ist besonders die Tatsache bedeutsam, daß er nur sparsam und kaum jemals direkt gegen den Geist seines Jahrhunderts ankämpft. Er fühlt sich als ein Mensch, den schon äußerlich noch das 18. Jahrhundert geboren hat, so sehr in der alten Denkweise Europas verwurzelt und so dem Geist der „neuen Zeit" überlegen, daß er die vornehme Methode der stillschweigenden Ironie und des reinen Andersseins vorzieht vor der brutalen, dogmengläubigen Aggression. Die Stärke und Bedeutung von Schopenhauers Antagonismus gegen den Geist seines Jahrhunderts beruht nicht so sehr auf der Methode der Zeit- und Kulturkritik, die selbst erst ein Kind dieser Epoche ist, sondern vielmehr auf seiner immanenten Haltung und Denkweise, die durch das bloße Anderssein wirkt. Gerade darin glauben wir eine Bestätigung dafür zu finden, daß Schopenhauers gegensätzliche Stellung zum Geist des 19. Jahrhunderts nicht nur äußerlich ist, sondern daß dieser Geist seiner innersten Natur widersprechen mußte. Ein direkter Angriff auf die Zeit wäre nur auf kulturkritischer Grundlage möglich gewesen, er hätte selbst jenes rein historischen Blickes und jener geisteswissenschaft-

lichen Methode bedurft, die beide typisches Erzeugnis des 19. Jahrhunderts sind. Nietzsche bedient sich später der Waffen des 19. Jahrhunderts im Kampfe gegen den Geist dieses Jahrhunderts. Bei Schopenhauer wird dieser Kampf in keiner Weise auf kulturphilosophischem und kulturgeschichtlichem Boden ausgefochten, sondern noch mit den Mitteln und Methoden und vor allem vom Standpunkt des klassischen Geistes Europas aus. Er war allein deshalb der größte Antipode seiner Zeit, weil er sich nicht einmal ihrer Methoden bedient, vor allem nicht jener kulturvergleichenden Methode, die das Frühere mit dem Gegenwärtigen vergleicht und auf Grund eines programmatischen Maßstabes der eigenen Zeit die Diagnose stellt.

Alle Kulturkritik gegen Ende des Jahrhunderts ist ebenso Programmatik in negativem Sinne, wie der offizielle Geist des Jahrhunderts positive Programmatik ist. Deshalb ist sowohl der allgemeine Kulturoptimismus wie der spätere Kulturpessimismus, der die Kehrseite jenes Zeitalters des „Fortschritts" erkennt, programmatischer Natur[3]. Denn gerade das Nebeneinanderbestehen der großen Gegensätze in programmatischen Punkten und Thesen ist ein tiefer Wesenszug dieses Jahrhunderts, der sich um so deutlicher auswirkt, je mehr sich die Wissenschaften wie die Gesellschaftsformen differenzieren und spezialisieren und den Antagonismus selbst in konkreteste Dinge und Probleme hineintragen. Wie in der Politik die Ideologie des Klassenkampfes immer stärker hervortritt, so tut sich in der Wissenschaft nach und nach der große, noch heute nicht überwundene Gegensatz von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften auf: Eine Zweiteilung des zusammenhängenden Bereiches der Wissenschaft, an die früher nicht einmal gedacht worden ist.

Gewiß übt auch Schopenhauer Zeitkritik. Aber er ist Kulturkritiker nur nebenbei. Und diese Kulturkritik erwächst nicht lediglich aus einer Analyse der Strömungen seiner Epoche, sondern ist unmittelbares Ergebnis seiner metaphysischen Haltung. Sein Kampf richtet sich nicht bloß gegen Einzelerscheinungen seines Jahrhunderts, sondern gegen dessen allgemeine Grundlagen. Und es ist

eine seiner Eigentümlichkeiten, daß er das, was ihm an diesem Jahrhundert mißfällt, in den wesentlichsten Dingen nicht bei dem Namen benennt, den sich die einzelnen neuen Erscheinungen selbst geben, sondern daß er sie symbolisch verkleidet und in großen Einzelpersönlichkeiten zum Gegenstand der Kritik macht. Es ist dies eine Methode, die später vor allem Nietzsche verwendet, wenn er vom „Sokratismus", „Platonismus" oder vom „Christentume" spricht, eine Methode, die er noch eindringlicher in der symbolischen Einzelgestalt Zarathustras anwendet. Alles Positive, das Nietzsche will und sieht, faßt er unter dem Symbol Zarathustras zusammen, wie er für alles Dekadente letztlich die Formel des „Christlichen" oder „Sokratischen" übrig hat. Auch Schopenhauer hat bereits die symbolhafte Verkleidung in Angriff und Verteidigung gewählt. Das Hauptsymbol, in dem er einen wesentlichen Teil des Geistes des 19. Jahrhunderts sieht, ist jener Denker, der an der Schwelle dieses Jahrhunderts zum schöpferischen Bewußtsein erwachte und dem neuen Geiste in der Tat so weit entgegenzukommen schien, daß die „neue Zeit" ihn fast die ganze erste Hälfte des neuen Säkulums als ihren *spiritus rector* betrachtete und ihm eine nahezu päpstliche Unfehlbarkeit zuschrieb: Hegel.

Es ist ein Trugschluß, wenn man glaubt, die Einstellung Schopenhauers gegen Hegel daraus ableiten zu können, daß er so lange vergeblich um Anerkennung habe ringen müssen, während Hegels Ruhm alle anderen gleichzeitigen philosophischen Erscheinungen überschattete. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese persönlichen Erfahrungen bei Schopenhauers Polemik gegen Hegel mitgewirkt haben; aber sie haben höchstens die Form und Art und Weise dieser Kritik beeinflußt. In Wirklichkeit stand Schopenhauers Bewertung seines großen Nebenbuhlers bereits zu einer Zeit fest, als von einer Konkurrenz zwischen beiden überhaupt noch nicht gesprochen werden konnte. Dafür ist allein die Tatsache kennzeichnend, daß bereits der junge Schopenhauer seine philosophischen Vorlesungen an der Berliner Universität jahrelang um dieselbe Stunde hielt, zu der Hegel las: mit dem schließlich auch von Schopenhauer vorauszusehen-

den Ergebnis, daß seine Vorlesungen so gut wie niemand besuchte, während Hegels Kollegien überfüllt waren. Diese Handlungsweise Schopenhauers zeugt nur für die Unbestechlichkeit seines Charakters, kann aber in keiner Weise als Ursache eines etwaigen Ressentimentgefühls betrachtet werden. Der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" mußte bereits *a priori* dem Schöpfer der „Philosophie der Geschichte" abgeneigt sein. Denn was hier einander gegenübertrat, war der alte und der neue Geist, vertreten in zwei Denkerpersönlichkeiten, und es ist nur einer jener zahlreichen „Zufälle" der Geistesgeschichte, über die die Lehre von der „geschichtlichen Notwendigkeit" zumeist geflissentlich hinwegzugehen pflegt, daß der Vertreter des „alten" Geistes jünger war als der Repräsentant der neuen Ideen. Nur wenn man das Problem so sieht, vermag man die Grundlagen von Schopenhauers Haß gegen Hegel zu erkennen. Hegel ist für Schopenhauer das Symbol des neuen Geistes überhaupt; die Art und Weise, in der er Hegel behandelt hat, ist ein Zeugnis dafür, wie tief er sein Jahrhundert verachtet hat. Seine Methode aber, statt gegen allgemeine und gleichsam „anonyme" Erscheinungen der Zeit sich direkt gegen jene großen Persönlichkeiten zu wenden, in denen er diesen Geist wirksam glaubt, ist selbst noch ein Erbgut des großen europäischen Geisteslebens.

In früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten ist der Geist der Zeit der Geist großer Persönlichkeiten, deren Ansichten und Taten politische wie Geistesgeschichte bestimmen. Wollte sich daher wirklich jemand mit dem „Geist" seiner Zeit auseinandersetzen, so mußte er sich unmittelbar mit Persönlichkeiten, nicht aber mit anonymen Mächten, etwa mit einer namenlosen öffentlichen Meinung, auseinandersetzen. So wie zu dieser Zeit die Politik ein Kampf zwischen Einzelpersönlichkeiten ist, die sich der Masse als eines bloßen Mittels bedienen, so ist auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung ein Agon zwischen einzelnen Individuen. Dagegen ist gerade das 19. Jahrhundert die Epoche der anonymen Gegensätze und damit auch der anonymen Kampfesweise und Kritik. Wie hier die anonyme Masse

gegen die anonyme Macht des Kapitals kämpft, so wird das Gebiet der Wissenschaften selbst weitgehend entpersönlicht. In der „klassischen" Zeit war „die Physik" identisch mit Kepler, Galilei und Newton: Jm 19. Jahrhundert aber gibt es jene „anonyme" Physik, die zwar die Persönlichkeiten der großen klassischen Naturwissenschaftler nicht leugnet, die sich aber selbst aus Hunderten von kleinen Forschern zusammensetzt, von denen jeder ein Spezialgebiet „im Rahmen" dieser Wissenschaft bearbeitet und von denen der größte Teil nicht einmal den Gebildeten mehr bekannt ist.

So wie Schopenhauer bemerkenswerterweise auch gegen die Anonymität des Journalismus Front macht, so hat er auch im Großen den anonymen Angriff verachtet. Anonymität ist ihm ein „Schild aller litterarischen Schurkerei"[4]. „Alles anonyme Recensiren ist auf Lug und Trug abgesehn. Daher, wie die Polizei nicht zuläßt, daß man maskirt auf den Gassen einhergehe, sollte sie nicht leiden, daß man anonym schreibt"[5]. Er hat seine Angriffe und seine Kritik sogar so persönlich abgefaßt, daß er nicht einmal gegen solche Mächte, die an sich anonym sind, allgemein polemisiert, sondern sie da faßt, wo sie ihm in einer großen Persönlichkeit konzentriert erscheinen. Dies ist der tiefere Grund seiner ablehnenden Haltung gegenüber Hegel, der für ihn nicht nur ein Denker ist, welcher Falsches gelehrt hat (dies würde nicht eine Polemik in dieser Form verständlich machen), sondern der ihm als typisches Erzeugnis eines korrupten Zeitalters erscheint.

Was Schopenhauer an Hegel am unverständlichsten bleiben mußte, war gerade das, worin Hegel nicht nur am modernsten, sondern auch am größten war: In seiner Hinwendung zur Philosophie der Geschichte, worin er den späteren Historismus des ganzen Jahrhunderts vorwegnahm. Nicht das mußte Schopenhauer stören, daß für Hegel die Philosophie der Geschichte a u c h ein Problem war, sondern daß sie bei ihm immer mehr und mehr als d a s philosophische Problem κατ' ἐξοχην erschien. Er mußte spüren, daß diese Historisierung der philosophischen Probleme und Ideen auf eine

Relativierung aller Werte wie überhaupt auf einen allgemeinen Relativismus hinauslaufen würde. Es sah voraus, daß diese Wendung schließlich zu einer Anerkennung und Verherrlichung der Wirklichkeit, so wie sie ist, führen würde, wodurch jede echte metaphysische Ethik hinfort unmöglich werden müsse. Und er wußte, daß der daraus resultierende Optimismus letztlich gerade bei denen zum alles beherrschenden Lebensgefühl werde, die am wenigsten den Stachel des Gewissens in sich fühlten und am wenigsten spürten, daß noch viele Erscheinungen dieser Welt und auf dieser Welt des Nachdenkens würdig waren. Wenn sich von großen philosophischen Gedanken immer nur ein allgemeiner Abglanz unter den Massen ausbreitet, wenn die großen Gedanken der Einzelnen zu allgemeinen Schlagworten vereinfacht werden, daß die tiefere Bedeutung des ihnen zugrunde liegenden Gedankens zutage käme, so mußte gerade eine optimistische, wirklichkeitszugewandte Lehre wie die Hegels gefährlich wirken, weil hier durch die wissenschaftliche Autorität gerade das nachdrücklich bestätigt wurde, was dem tiefen Denker nur „Erscheinung" war.

Bei Hegel trat zum ersten Male der Mensch selbst in den Mittelpunkt der Schöpfung. Hier war der ganze Weltplan nicht allein auf die moralische, sondern auf die politische Existenz des Menschen hin angelegt. Hier war das Weltwesentliche aus der Brust des Menschen genommen worden, und noch seine eigene Geschichte wurde allein nach dem Gesichtspunkt seiner politischen Rechte und seiner bürgerlichen Freiheit bewertet. Wenn sich Gott am nachdrücklichsten in der Geschichte offenbart und Geschichte in der Hauptsache der „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" ist, so wird nicht nur der Sinn des Menschen nachdrücklich allein auf die „äußere" Entwicklung hingewendet, sondern diese äußere Entwicklung wird geradezu als der höchste Sinn des menschlichen Daseins bewertet. Die Politik erscheint hier nicht als Erscheinung und als Problem *inter pares*, sondern wird geradezu verabsolutiert und erscheint als die höchste Äußerung des göttlichen Geistes.

Schopenhauer, der letzte Vertreter einer Philosophie,

die auf das Ewige im Menschen ausging und nicht auf das Wandelbare seiner Erscheinungsformen, hat diesen Entwicklungsprozeß mit seinem unverkennbar demokratischen Zug an der Erscheinung Hegels selbst bekämpft.

Er sah mit scharfem Blick, daß eine auf die Geschichte begründete Philosophie selbst da, wo sie in idealistischem Gewande einherschreitet wie bei Hegel, unmittelbar nur realen Zwecken dienen kann, daß sie im Relativismus und in einer allgemeinen Verflachung enden muß. Inwiefern dies der Fall ist, zeigt Schopenhauer in jener scharfen Analyse der Geschichte und Geschichtsphilosophie, als deren Grundlage er den „rohen und platten Realismus" entlarvt, „der die Erscheinung für das Wesen an sich der Welt hält und vermeint, auf sie, auf ihre Gestalten und Vorgänge käme es an; wobei er noch im Stillen von gewissen mythologischen Grundansichten unterstützt wird, die er stillschweigend voraussetzt: sonst ließe sich fragen, für welchen Zuschauer denn eine dergleichen Komödie eigentlich aufgeführt würde"[6]. Was dem Metaphysiker Schopenhauer an dieser historischen Fundierung der Philosophie besonders mißfällt, ist die unkritische, vulgäre Hinwendung zu den Gegebenheiten der Welt, die sich über den von Kant mit höchster Gewissenhaftigkeit und Strenge erarbeiteten Begriff der Erscheinungswelt ohne weiteres hinwegsetzt und — in der Methodik dem konsequenten Materialismus durchaus verwandt — die Dinge der Erscheinungswelt für die Dinge an sich nimmt.

Eine der wesentlichsten Grundbedingungen für diese Wendung des menschlichen Geistes war freilich die Schöpfung und Anwendung jenes technischen Werkzeuges, das zum ersten Male sogar immaterielle Kräfte in den Dienst des Menschen zu stellen vermochte und sich so revolutionierend auswirkte, daß es den Anschein hatte, als würde sie durch ihr automatisches Wirken den Menschen allmählich tatsächlich von der Fron der Arbeit erlösen und ihn weitgehend von den Bedingungen der Natur unabhängig machen: — die Maschine. Daß dieser historische Relativismus, dieser Ersatz der Religion des Himmels durch eine Religion der Erde, diese Wendung von der absoluten Pflichtenmoral zu

einer utilitarischen Ethik zu einer Zeit kam, als sich unter dem Einflusse des Maschinenwesens die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu verändern begannen, ist ein Beweis für den Zusammenhang auch der geistigen Wandlungen der Zeit mit den materiellen Veränderungen. Erst in einer Zeit, da die rasenden Fortschritte des Maschinenwesens jahrhundertealte Schranken überwinden, vermag der Mensch im Wandel der Erscheinungen die wesentliche Kraft zu erkennen. Und erst in einer Zeit, die durch ihre neue Technik zunächst nur befreiend und grenzüberschreitend zu wirken schien, konnte der Mensch sich als ein Wesen fühlen, das für sein eigenes Glück verantwortlich war und sich eine eigene große Welt zu zimmern vermochte. Dieser Einstellung kam die Tatsache zugute, daß auf dem Gebiete der materiellen Technik der wirklich vorhandene „Fortschritt" viel eindeutiger zu erkennen war als auf geistigem Gebiete. Über die fortschrittliche Bedeutung einer neuen Idee oder eines neuen Kunstwerkes läßt sich streiten. Unbestreitbar aber war die „Fortschrittlichkeit" der neuen technischen Erfindungen. Unbestreitbar war, daß Friedrich Königs 1808 in der „Times" zum ersten mal verwendete Schnellpresse die bisherige Handpresse an Leistung um das Zehnfache übertraf. Unbestreitbar war, daß Fultons Dampfschiff den Verkehr auf dem Wasser zum ersten Male weitgehend von Wind- und Menschenkraft unabhängig machte. Unbestreitbar war die überlegene Leistung des mechanischen Webstuhls gegenüber der Handweberei, unbestreitbar die Vorzüge der Eisenbahn vor den Verkehrsmitteln der früheren Jahrhunderte. Deshalb fand der Verselbständigungsdrang des Menschen, das Gefühl der Macht seines eigenen Willens, seine Idee, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen, gerade in den großen Taten der neuen Technik ihre Nahrung und Bestätigung. Mit innerer Logik konnte der Mensch der neuen Zeit folgern: Wenn erst die neue Zeit den Menschen unabhängig macht und ihm mehr Freiheit gestattet, dann hat der neue Mensch vielleicht erst seine echte menschliche und sinnvolle Aufgabe erfüllt, dann ist tatsächlich das gegenwärtige Zeitalter Gipfel und Sinn der gesamten bis-

herigen Entwicklung gewesen. Dieses Gefühl, an einem Ende, einem Abschluß zu stehen, ist überall bereits in Hegels Werk sichtbar[7]. Sein berühmtes Wort von der „Eule der Minerva", die erst „bei hereinbrechender Dämmerung ihren Flug" beginne, ist ein Zeugnis dafür. Freilich tut sich in diesem Jugendalter des Kapitalismus noch nicht jener spätere pessimistische Gedanke kund, daß dieses Ende mit dem organischen Greisenalter identisch ist. Denn diese Zeit kennt den biologischen Kulturbegriff noch nicht, wie er später von Lasaulx konzipiert, von Spengler konsequent durchgeführt und auf die gesamte geschichtliche Welt angewendet worden ist. Vielmehr meint diese Zeit ganz naiv und optimistisch, daß das gegenwärtig erreichte Ziel einen tatsächlichen Abschluß der weltgeschichtlichen Entwicklung für immer bedeute, daß in ihr das Ziel des Geschichtsprozesses erreicht sei. Noch im Marxismus ist dieser Gedanke so wirksam, daß er geradezu die metaphysische Hauptstütze dieser Lehre bildet: Danach soll die Menschheit nur noch e i n e „geschichtlich notwendige" Aufgabe vor sich haben, sich — nach dem gleichfalls „geschichtlich notwendigen" Zwischenspiel der „Diktatur des Proletariats" — zur „klassenlosen Gesellschaft" zusammenzufinden, um fortan auf höherer Stufe jenen paradiesischen Zustand zu verwirklichen, der als „Urkommunismus" der ersten in Klassen gespaltenen Gesellschaft vorausging.

Unter diesem Aspekt hat der Mensch nicht mehr über die ewige Menschennatur als solche zu grübeln, wie es Meister Eckhart, Nicolaus von Kues und Jacob Böhme nicht weniger taten als Kant, dessen Gemüt der gestirnte Himmel und das absolute moralische Gesetz bewegte, sondern hier wird die politische Befreiung, das werktätige Schaffen zur höchsten Aufgabe des Menschen. Ist es zu viel, wenn man diese ungeheure Wendung des Denkens aus Hegels Philosophie ableitet oder sie bereits in ihr angelegt findet?

Es ist gewiß, daß sich Hegel der radikalen Tendenzen, die in seiner Lehre schlummerten, nicht völlig bewußt war. Andererseits kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Tendenzen in der Hegelschen Philosophie von Anfang an ruh-

ten und daher mit den materiellen Tendenzen der Zeit weitgehend übereinstimmten. Nur so läßt sich der außerordentliche Erfolg dieser Lehre unter den Zeitgenossen verstehen. Niemals in der ganzen Geistesgeschichte — vielleicht allein die Vorherrschaft des Aristoteles im mittelalterlich-scholastischen Denken ausgenommen — hat ein philosophisches Gedankengebäude die Menschen derart im Bann gehalten, wie es fast in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Hegelianismus der Fall war. Und niemals hat ein Philosoph so unmittelbar auch Einfluß auf die politische Gestaltung ausgeübt wie Hegel, auf den sich ebenso die Restauration wie der Marxismus berufen konnte. Wenn man heute, zur Zeit einer neuen Hegel-Renaissance, die Sache so darzustellen sucht, als ob sich Marx mit Unrecht auf Hegel berufe, so wird diese Interpretation in keiner Weise den Tatsachen gerecht[8]. Denn dann bliebe immer noch die Frage offen, warum gerade H e g e l verkannt wurde, und warum nicht irgendein anderer philosophischer Zeitgenosse, warum nicht Kant, warum nicht Schopenhauer? Warum wurde gerade Schopenhauer vom späteren Marxismus als „Reaktionär" verschrieen, und warum war gerade Hegel für den Marxismus der e i n z i g e Repräsentant der feindlichen „Bourgeoisie", der sich seiner restlosen Wertschätzung erfreute?

Alles, was der Marxismus an wissenschaftlichen Voraussetzungen benötigte, das gesamte geistige Rüstzeug zur „Veränderung der Welt" statt zu ihrer „Interpretation", wie sich Marx ausdrückte[9], bis zur dialektischen Methode — das alles vermochte er bei Hegel, und bei ihm allein zu finden. Der Anspruch auf Weltrevolution konnte sich nicht auf die Grundanschauung eines Schopenhauer berufen, daß die Not des Menschen ewig sei, nicht auf den Gedanken Kants, daß das moralische Gesetz die Hauptaufgabe des Menschen bedeute, und nicht einmal auf Leibnizens Gedanken der prästabilierten Harmonie. Aber sie konnte sich mit dem Hegelschen Gedanken rechtfertigen, daß das Wesentliche die menschliche Geschichte ist, und daß menschliche Geschichte auf ständiger Wandlung beruht. Angesichts des Wachstums des Proletariats im Schoße des siegreichen Kapitalismus, an-

gesichts der beträchtlichen Fortschritte in der industriellen Entwicklung wie in den Naturwissenschaften lag es nahe, das Hegelsche Prinzip materialistisch zu wenden und das, was bei Hegel noch als Aktion des Weltgeistes in verklärter Weise erschien, in den „materiellen Verhältnissen" selbst angelegt zu sehen. Der wirklich und allein revolutionäre Schritt war bereits von Hegel vollzogen worden. Marx hat nur fortgeführt, was sich aus den Hegelschen Thesen angesichts einer rein materiellen Interessen ausgelieferten Zeit immer mehr ergab. Schopenhauer hatte richtig gesehen, als er diese Veräußerlichung des Denkens in der geschichtsphilosophischen Wendung überhaupt, und hier natürlich insbesondere bei Hegel selbst, angelegt fand:

> „(Die Konstruktionsgeschichten laufen), von plattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeregelter Konstitution, guter Justiz und Polizei, Technik und Industrie und höchstens auf intellektuelle Vervollkommnung hinaus; weil diese in der That die allein mögliche ist, da das Moralische im Wesentlichen unverändert bleibt. Das Moralische aber ist es, worauf, nach dem Zeugniß unsers innersten Bewußtseyns, Alles ankommt: und dieses liegt allein im Individuo, als die Richtung seines Willens[10]."

Nun kann man nicht behaupten, daß es dem Geist des 19. Jahrhunderts auf das Moralische oder auf das Individuum angekommen sei. Dieses Zeitalter sah in der weitgehenden Demokratisierung, Spezialisierung und Industrialisierung eine höhere Aufgabe als in der Ausbildung bedeutender Individuen. Auch hier ist die Lehre Hegels von symptomatischer Bedeutung. Bei Hegel wird zum ersten Male das jahrtausendealte Ordnungssystem der Philosophie durchbrochen, das die völlig gleichberechtigten Glieder der Logik und Erkenntnislehre, Metaphysik und Ethik, enthielt. Noch in Kants „alleszermalmendem" System tritt die Ethik der „praktischen Vernunft" völlig ebenbürtig neben die Erkenntniskritik der „reinen Vernunft"; sie ist dieser koordiniert, nicht subordiniert. Wenn wir dies Verhältnis heute anders beurteilen, wenn uns die „Kritik der reinen Vernunft" heute näher steht als das ethische Hauptwerk Kants, so tut sich in dieser Beurteilung selbst die Tatsache kund,

daß wir Schüler des 19. Jahrhunderts sind und gerade im Hinblick auf moralische Fragen skeptischer geworden sind. Das Wesentliche ist, daß in Kants Bewußtsein die Ethik nicht unter der Erkenntnistheorie rangierte, daß überhaupt für die älteren großen Denker die moralische Frage ein notwendiges und brennendes Problem war, dessen Lösung nicht minder wichtig erschien als die rein theoretische Aufgabe der Wahrheitserkenntnis überhaupt. Das Moralische mußte in dem Augenblick aus dem Problemkreis des offiziellen „Geistes" verschwinden, als das Denken sich vergesellschaftete und oft geradezu in die „öffentliche Meinung" überging. Selbst die soziale Frage, die in diesem Jahrhundert auftaucht, geht nicht, wie man meinen sollte, aus ethischen Beweggründen hervor, sondern wird unter rein wirtschaftlichen, soziologischen und politischen Gesichtspunkten betrachtet: Sie erscheint als Eigentumsfrage. Wenn bei den ersten Soziologen, wie z. B. bei Owen, der ethische Gesichtspunkt immer noch mitgewahrt bleibt, so ist bei Proudhon und vor allem bei Marx das Ethische völlig ausgeschaltet. Noch Rousseaus Kulturkritik war eindeutig moralischen Erwägungen entsprungen; die Gesellschaftskritik eines Saint Simon, eines Proudhon, eines Marx, eines Bakunin (der ebenfalls ursprünglich Hegelianer war), gibt sich lediglich wirtschaftlichen und politisch-soziologischen Erwägungen hin. Auch in ihr kommt es — wenn man Schopenhauers Begriffsformulierung anwenden will — auf das an, was einer „hat" (oder nicht hat), und nicht auf das, was einer „ist".

Aber auch diese moralfeindliche Wendung ist bereits bei Hegel zu erkennen, wenn auch nicht so deutlich wie die anderen Tendenzen, die ihn zum eigentlichen Philosophen des neuen Geistes des Jahrhunderts machen. Bei ihm nimmt die Ethik in der Tat schon eine subordinierte Stellung ein. Sie erscheint in seinem System nicht als metaphysisch fundierte Persönlichkeitsethik, sondern sie stellt sich in jener Umbildung dar, in der sie allein „reale" und „öffentliche", d. h. gesellschaftliche und politische Bedeutung hat: als Rechts- und Staatsphilosophie. Wenn die nach-

hegelsche Philosophiegeschichte, die naturgemäß eine Philosophiegeschichte aus dem Geiste des 19. Jahrhunderts sein mußte, gerade Hegels Lehre vom objektiven Geiste, nämlich die Rechts-, Staats- und Geschichtsphilosophie, als die besondere Glanzleistung des Philosophen bezeichnet, so spricht sie damit nur unbewußt aus, wie sehr dieser Hegelschen Wendung auf dem Gebiete des philosophischen Denkens das Wesen des „neuen" Geistes entsprach. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß im 19. Jahrhundert zwar das rein juristische Denken erwacht und große Rechtstheoretiker wie Savigny erscheinen, die Beschäftigung mit der reinen Moral hingegen entweder zur rein privaten Bedeutung herabsinkt, oder aber zur bedeutungslosen Kathederangelegenheit wird [11].

In seiner Kritik Hegels hat Schopenhauer seine antagonistische Stellung zum neuen Jahrhundert der Geschichte und des Relativismus mit eindeutigen Worten bekundet.

> „Die Hegelianer, welche die Philosophie der Geschichte sogar als den Hauptzweck aller Philosophie ansehn, sind auf Plato zu verweisen, der unermüdlich wiederholt, daß der Gegenstand der Philosophie das Unveränderliche und immerdar Bleibende sei, nicht aber Das, was bald so, bald anders ist. Alle Die, welche solche Konstruktionen des Weltverlaufs, oder, wie sie es nennen, der Geschichte, aufstellen, haben die Hauptwahrheit aller Philosophie nicht begriffen, daß nämlich zu aller Zeit das Selbe ist, alles Werden und Entstehn nur scheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal. Dies will der Plato, Dies will der Kant. Man soll demnach zu verstehn suchen, was da ist, wirklich ist, heute und immerdar, — d. h. die Ideen (in Plato's Sinn) erkennen. Die Thoren hingegen meinen, es solle erst etwas werden und kommen. Daher räumen sie der Geschichte eine Hauptstelle in ihrer Philosophie ein und konstruiren dieselbe nach einem vorausgesetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Besten gelenkt wird, welches dann *finaliter* eintreten soll und eine große Herrlichkeit seyn wird. Demnach nehmen sie die Welt als vollkommen real und setzen den Zweck derselben in das armsälige Erdenglück, welches, selbst wenn noch so sehr von Menschen gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Konstitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können [12]."

Überlegt man sich, welche Rolle im 19. Jahrhundert gerade „Konstitutionen und Gesetzgebungen, Dampfmaschi-

nen und Telegraphen“ spielen, so wird man erkennen, welch unzeitgemäßer Denker Schopenhauer war. Gegen die moderne, allein auf das Wandelbare eingestellte Geschichtsphilosophie stellt er geradezu eine andere These, die die traditionelle Ansicht des großen europäischen Geistes übernimmt:

„Die wahre Philosophie der Geschichte besteht . . . in der Einsicht, daß man, bei allen diesen endlosen Veränderungen und ihrem Wirrwarr, doch stets nur das selbe, gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute das Selbe treibt, wie gestern und immerdar: sie soll also das Identische in allen Vorgängen, der alten wie der neuen Zeit, des Orients wie des Occidents, erkennen, und, trotz aller Verschiedenheit der speciellen Umstände, des Kostümes und der Sitten, überall die selbe Menschheit erblicken. Dies Identische und unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, — vielen schlechten, wenigen guten. Die Devise der Geschichte überhaupt müßte lauten: *Eadem, sed aliter*. Hat Einer den Herodot gelesen, so hat er, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studirt. Denn da steht schon Alles, was die folgende Weltgeschichte ausmacht: das Treiben, Thun, Leiden und Schicksal des Menschengeschlechts, wie es aus den besagten Eigenschaften und dem physischen Erdenloose hervorgeht [13].“

Man kann der geistesgeschichtlichen Bedeutung dieser Sätze nur dann völlig gerecht werden, wenn man erkennt, daß Schopenhauers Standpunkt nicht auf einer individuellen Einstellung begründet war, sondern daß er die Grundhaltung des gesamten europäischen Geistes vor dem 19. Jahrhundert wiedergibt und sie nur auf bewußterer Ebene wiederholt. Schon die Tatsache, daß die Geschichtsphilosophie, von Giambattista Vico begründet, ein sehr spätes Erzeugnis des europäischen Denkens ist, ist in diesem Zusammenhange wesentlich. Noch bedeutungsvoller freilich ist die Tatsache, daß sich erst im 19. Jahrhundert — in Deutschland durch Hegel, in Frankreich vor allem durch Auguste Comte — dieses geschichtsphilosophische Denken weithin ausbreitet und die Geister in umfassender Weise beherrscht. Schopenhauer hat das Gefährliche dieser Wendung klar erkannt, als er feststellte, daß sie im Grunde auf dem grundlegenden Irrtum beruhe, die Erscheinung für das Ding selbst zu halten oder gleichsam den Charakter eines Menschen nach dem Kleide

zu beurteilen, das er trägt. Das Allgemeine wird hierbei über dem Einzelnen vergessen, die Natur des Menschen über seiner äußeren Geschichte. Aus dieser Änderung der Blickrichtung ergibt sich von selbst die diesseitsgläubige und optimistische Einstellung des modernen Menschen. Sobald man das Allgemeine des Menschen ins Auge faßt, kann man seine ewige Natur, seine natürliche Gebundenheit nicht außer acht lassen: Woraus sich ergibt, daß alles Geschichtliche nur als ein Attribut erscheint, nicht als das Wesentliche selbst. Sobald jedoch der Blick nahezu ausschließlich auf die Geschichte des Menschen hingelenkt wird, beginnt man immer mehr zu vergessen, daß der Mensch als natürliches Wesen unveränderlicher Natur ist.

Die Folge dieser Wandlung in der Blickrichtung des menschlichen Denkens war die Unfähigkeit zur synthetischen Schau des Allgemeinen, die sich im 19. Jahrhundert immer mehr entwickelte, jener stürmische Drang, immer mehr ins Konkrete einzudringen, sich immer mehr auf das Spezielle zu konzentrieren. Das Denken ist nicht mehr Ausdruck eines wahrhaft „inneren" Berufes, nicht mehr Ausdruck eines metaphysischen Zwanges, sondern die (kleine) Dienerin an der zeitlichen und geschichtlichen Aufgabe des menschlichen „Fortschritts", es stellt sich somit in den Dienst der öffentlichen und — im weitesten Sinne des Wortes — sozialen Interessen. Das Ergebnis dieser geschichtsphilosophischen Wendung Hegels — von Schopenhauer klar erkannt — war daher jener flache Sinn, der kaum noch etwas als gültig anerkannte, was nicht unmittelbar oder mittelbar zum praktischen Fortschritt „der" Menschheit beitrug: sei es in der Politik durch weitere politische „Befreiung", sei es in der Wirtschaft durch Besserung der Lebensverhältnisse, sei es in der Technik durch weitere Mechanisierung der Arbeit oder in der neuen Kolonialpolitik durch die äußere Zivilisierung anderer Völker, die zum Teil selbst auf eine uralte, hohe Kultur zurückblicken konnten.

Die Zeit, die alle natürlichen Bindungen übersieht, sucht nach einem Ersatz für die wahre Ursprünglichkeit: Sie findet ihn in der künstlichen Originalität, in der Wertschätzung

alles Neuen, wenn es nur neu und anders als das Bisherige war. Sie geht dabei so weit, die Originalität hie und da sogar zu heucheln. Diese Tendenz des Jahrhunderts glaubte Schopenhauer bei den romantischen Denkern, also bei Fichte, Schelling und besonders bei Hegel am deutlichsten zu finden. Er wirft ihnen vor, daß ihre unverständliche, unklare Terminologie und Ausdrucksweise geradezu gewollt sei, um unverständlichen Leuten glauben zu machen, hier werde etwas außerordentlich Tiefsinniges verkündet. Er nennt sie „abstrus", ihre Formulierungen und Gedanken „bloßen Wortkram", er spricht von Hegel als einem „geistigen Kaliban", einem „Charlatan", der Tiefsinn da heuchele, wo barer Unsinn verkündet werde. Wir haben hier nicht zu entscheiden, ob und inwiefern diese Beurteilung berechtigt ist. Aber wir können entscheiden, daß Schopenhauer im Rechte war, als seine intellektuelle Rechtschaffenheit ihn immer wieder dazu trieb, jeden Versuch zu brandmarken, schwierige Gedanken und Probleme in einer bewußt schwerfälligen und verworrenen Ausdrucksweise wiederzugeben, da das letzte Ergebnis der völlige Mißkredit der Philosophie bei den Gebildeten sein mußte: was denn auch in der Tat gegen die Mitte des Jahrhunderts eintrat. Wer noch auf Klarheit und Handgreiflichkeit des Gedankens und Forschens hielt, wandte sich von der Philosophie ab und der nüchternen Forschung der Einzelwissenschaften zu, die nunmehr vor allem in Hinblick auf die Naturwissenschaft, das *Epitheton ornans* „exakte" erhielten, weil alles, was die Zeitgenossen als Philosophie vorgetragen bekommen hatten, nicht exakt, sondern überschwänglich und dunkel war. So war das Endergebnis der jahrzehntelangen Vorherrschaft der „romantischen" Philosophie jene einzelwissenschaftliche Vernüchterung des Denkens, die zuletzt wieder nur den rein materiellen Interessen des Jahrhunderts zugute kam. Als dann später, um das Jahr 1860, der Ruf „Zurück zu Kant" erklang, war die Verselbständigung der Einzelwissenschaften im Zuge der allgemeinen Spezialisierung bereits so weit vorgeschritten, daß die Philosophie, die sich allein „wissenschaftlich" nannte und auf den Lehrstühlen der Universitäten zu Hause

war, ihre alte Stellung als Königin der Wissenschaften nicht mehr zurückgewinnen konnte und ebenfalls zur „Einzelwissenschaft“ wurde, dem Range nach kaum von den anderen „Einzelwissenschaften“ wie Biologie, Chemie, Zoologie, Geographie usw. unterschieden. Ja, diese Zersetzung griff sogar innerhalb der Philosophie selbst um sich, die sich in ihre einzelnen Disziplinen wie Logik, Psychologie, Erkenntnistheorie, Ästhetik usw. aufzulösen begann.

So ist Schopenhauers System das einzige philosophische Gebäude der ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts, das trotz oder gerade wegen seiner anachronistischen Grundhaltung fest fundiert war. Schopenhauer hat in einer Zeit der Hinwendung zur Geschichtsphilosophie das klassische Erbgut des großen europäischen Denkens bewahrt und nur zeitlose Probleme behandelt, wo andere in den Dienst der Zeit traten. Er hat in einer Zeit der Unklarheit, des Suchens und Tastens, in echter intellektueller Rechtschaffenheit nur das verkündet, was zu beweisen ihm möglich war. Und er hat sich den synthetischen Blick bewahrt in einer Zeit, deren Forscher immer mehr der Analyse des Einzelnen verfielen. Wenn er darüber hinaus dem Fortschritts-Optimismus seines Jahrhunderts jenen Pessimismus entgegenstellte, der keinen Stimmungscharakter in sich trug, sondern aus der Erkenntnis des ewigen Seins des Menschen abgeleitet war, so hat er damit eine geistesgeschichtliche Leistung vollbracht, die erst unsere Zeit voll ermessen kann, nachdem sie den Zusammenbruch der Werte des 19. Jahrhunderts erleben mußte.

II.

Historie.

Der Geist des 19. Jahrhunderts ist nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß sich im allgemeinen Zuge der Spezialisierung die Naturwissenschaft immer mehr von der Philosophie ablöste, sondern daß sich neben ihr, als unmittelbare Folge der „historischen“ Wendung des philosophischen Denkens, ein wissenschaftlicher Sonderzweig entwickelt, der von

da ab das allgemeine Geistesleben mitbestimmt: die sogenannten „Geisteswissenschaften“. In dem Augenblick, da die großen Schöpfungen genialer Persönlichkeiten zu versiegen beginnen, gefällt sich der menschliche Geist in der Reflexion über die großen Schöpfungen der genialen Männer früherer Zeiten. „Die Eule der Minerva beginnt erst bei hereinbrechender Dämmerung ihren Flug“ (Hegel). „Wie der Blick des menschlichen Geistes erst dann scharf zu sehen beginnt, wenn die Stärke seiner leiblichen Augen abzunehmen anfängt, so tritt auch im großen, geschichtlich, die Philosophie der Geschichte immer da hervor, wo der Lebenstag der Völker sich seinem Abend zuneigt und wo zwei Zeiten einander begegnen, eine untergehende und eine aufgehende, die funkenwerfend die eine in die andere hinüberspielt“ (Lasaulx). Dieser Prozeß macht sich überall bemerkbar, wo das echte Schöpfertum bisher die erste Stelle einnahm. Wichtiger als die ursprüngliche Schöpfung wird die historische Betrachtung des „Stilwandels“ der Schöpfungen in Literatur, Musik und bildender Kunst.

Alle Geschichte aber ist ein unübersehbares Gebiet von Einzelheiten. Daher wird eine rein historisch fundierte Wissenschaft sich immer mehr spezialisieren, je mehr sie tatsächlich „wissenschaftlich“ sein will. Da der Blick für das Allgemeine, Wesentliche verlorengegangen ist, verfällt der Forscher einer Einseitigkeit, deren Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit nicht dadurch verbessert wird, daß er auf einem engen Fachgebiet ein fundierteres Wissen, aber eben auch nur ein „Wissen“, besitzt als der Wissenschaftler früherer Jahrhunderte.

Es gibt jetzt eine „allgemeine“ Aufgabe der Wissenschaft. Die Menschen dieser Zeit, ja die Forscher selbst glauben, daß jeder, wenn er ein Könner auf einem kleinen Gebiete sei und dieses völlig beherrsche, ein kleines Steinchen zum großen Mosaik des „wissenschaftlichen“ Weltbildes beitragen würde: In Wirklichkeit freilich ist das Gegenteil der Fall. Nicht nur die Geisteswissenschaft, sondern auch schon die Naturwissenschaft hat inzwischen gezeigt, daß man in immer „unwirklichere“ Sphären gelangt,

je mehr man nur das einzelne Ding zu zergliedern sucht, ja daß sich die Forschungsaufgabe unendlich erweitert, je mehr man sich auf die Erforschung des Konkreten beschränkt. Es ist ein Vorgang, den Nietzsche einmal mit dem treffenden Worte kennzeichnet, daß *in summa* die Wissenschaft eine allgemeine Unwissenheit vorbereite. Zwar weiß der Spezialforscher auf seinem Fachgebiet zweifellos mehr als der ältere Universalwissenschaftler, aber sein erarbeitetes Gut ist in einem viel stärkeren Sinn t o t e s Wissen. Man hält alles für „Wissen" schlechthin, was gewußt werden kann, man macht keinen Unterschied zwischen wesentlichem und unwesentlichem Wissen.

Das Denken und Forschen ist ein bürgerlicher Beruf im Dienste des allgemeinen und anonymen Fortschritts geworden. Das durchschnittliche wissenschaftliche Niveau des 19. Jahrhunderts ist sehr günstig, es gibt eine große Anzahl tüchtiger und fähiger Fachwissenschaftler, aber die überragenden Persönlichkeiten fehlen, oder sie gehören nicht unmittelbar dem wirklichen „Geiste" dieses Säkulums an.

Die „hervorragenden" Wissenschaftler dieser Zeit, z. B. Wöhler oder Liebig, ragen keineswegs über ihr Jahrhundert hinaus wie beispielsweise Newton oder Galilei über das ihre. Erst wenn man den Vergleich mit der Vergangenheit zieht, vermag man den Unterschied zwischen ihr und den Leistungen selbst der besten wissenschaftlichen Köpfe des 19. Jahrhunderts zu erkennen.

Die Folgen davon, daß der Spezialforscher bereits von den nahe verwandten Nachbargebieten nicht mehr viel weiß, sind recht fragwürdig. Da nun, wie Schopenhauer richtig bemerkt, das metaphysische Bedürfnis unausrottbar ist, wird der Mensch infolge des Mangels an wissenschaftlich fundierten synthetischen Weltbildern genötigt, sich einen Ersatz zu suchen, wo immer er sich darbietet. In der Wissenschaft, im philosophischen Denken vermag er dieses Weltbild nicht mehr zu finden, weil beide ihre Aufgaben in der Analyse statt in der Synthese gefunden zu haben glauben und weil die Synthese, das „geistige Band", nicht mehr als „exakt"

wissenschaftlich gilt. In der Religion kann das metaphysische Bedürfnis nicht mehr gestillt werden, weil die „wissenschaftliche“ Kritik und die historische Analyse wie die philologische Quellenforschung die Fragwürdigkeit zahlreicher für geschichtlich gehaltener Ereignisse nachgewiesen haben. Damit wird der Boden vorbereitet, auf welchem der Mensch allmählich jenen allgemeinen Doktrinen verfällt, die höchst irdischen und praktischen Zielen dienen. Zum anderen wird mancher, auf seinem Fachgebiet tüchtige Gelehrte dazu verleitet, ohne über den notwendigen synthetischen, philosophischen Blick zu verfügen, von seiner Wissenschaft aus ein allgemeines Weltbild zu entwerfen, das in den meisten Fällen seine Herkunft aus den engen Verhältnissen des Vaterhauses nicht verleugnen kann. Die Methoden und neuen Erkenntnisse auf einem kleinen Forschungsgebiet werden infolge des Mangels an einem Gefühl für die Verschiedenwertigkeit der Wissenschaften zur Konstruktion neuer Weltbilder verwendet, die, als Weltanschauungen betrachtet, nichts weniger als exakt sind und an wissenschaftlicher Strenge nicht eins der Weltbilder der großen klassischen Philosophen erreichen. Das typische Beispiel dafür ist der Darwinismus. So fruchtbar die darwinistische Hypothese für die Zoologie und Biologie war, so töricht wurde sie in dem Augenblick, als die Biologen sie nun gleich — ihrem „unausrottbaren“ metaphysischen Bedürfnis folgend — zur Grundlage einer, nein, „der“ wissenschaftlichen Weltanschauung der Zukunft machten. Daß ein hervorragender Einzelforscher auf dem Gebiete der Biologie und Zoologie seine in der Spezialwissenschaft grundlegende Einzelerkenntnis zum allgemeinen Weltbild erweitern konnte, daß es „gebildete“ Menschen genug gab, die ihrerseits „den“ Darwinismus nicht als das nahmen, was er war, nämlich als naturwissenschaftliche Hypothese, sondern tatsächlich so etwas wie den Anfang d e r „wissenschaftlichen“ Philosophie der Zukunft in ihr erblickten, das war eine Folge jener allgemeinen Unwissenheit, die die Hinwendung zum Spezialismus vorbereitet hatte. Der Spruch Nietzsches „An die Jünger Darwins“:

Dieser braven Engelländer
mittelmäßige Verständer
nehmt ihr als „Philosophie"?
Darwin neben Goethe setzen
heißt: die Majestät verletzen —
majestatem genii!

Heil euch, brave Karrenschieber,
stets „je länger, desto lieber",
steifer stets an Kopf und Knie,
unbegeistert, ungespäßig,
unverwüstlich — mittelmäßig,
sans génie et sans esprit.

— dieser Spruch weist auf die Dekadenz gerade des philosophischen Denkens im 19. Jahrhundert hin. Der universale Denker, trotz zahlreicher Irrtümer im Kleinen das Weltganze richtiger erfassend, muß dem Spezialforscher weichen, der glaubt, weniger Irrtümern ausgesetzt zu sein, in Wahrheit jedoch die Grenzen seiner Fachwissenschaft zu den Grenzen der Welt überhaupt macht. Im Materialismus der Büchner, Vogt und Moleschott, im Monismus Ernst Haeckels schließlich wird dieser Anspruch auf „wissenschaftliche" Weltanschauung zur peinlichen Ignoranz. Wie wenig wissenschaftliche Strenge und Methodik innerhalb der Grenzen eines engen Faches dazu fähig waren, ein wissenschaftliches Weltbild im Großen zu begründen, zeigt besonders deutlich das Beispiel Haeckels, dessen Leistungen in der Zoologie und Biologie nicht vermochten, die Grundlagen auch nur eines ganz bescheidenen Weltbildes zu liefern: Sein Monismus, seine „grundlegenden" Werke „Die Welträtsel" und „Die Lebenswunder", sind das Oberflächlichste, was jemals mit dem Anspruch, „Weltanschauung" zu sein, an die Öffentlichkeit getreten ist. Sein tatsächlicher Erfolg läßt bedeutsame Rückschlüsse auf das geistige Niveau jener „aufgeklärten" Jahrzehnte zu und bestätigt die Richtigkeit von Nietzsches Ausspruch, daß *in summa* die Wissenschaftlichkeit eine allgemeine Unwissenheit vorbereite. Denn in solchen Weltanschauungssystemen, wie Haeckels Monismus, wurde ja

die „Summe“ der wissenschaftlichen Erkenntnisse der vorangegangenen Jahrhunderte zu geben versucht.

In einer Zeit, der die dialektische, historische Sinndeutung der Vergangenheit mehr am Herzen liegt als die kulturelle Eigenschöpfung, muß auch das künstlerische Schaffen an Qualität verlieren: weil ja gerade der Kunst der sonst allgemein gültige Begriff der „Exaktheit“ nicht untergeschoben werden kann. So ist denn gerade in künstlerischen Dingen der Verfall des Jahrhunderts überaus deutlich. Es handelt sich nicht mehr darum, die ewigen Gesetze des Schönen theoretisch zu begründen oder das Vorbild aufzusuchen, an welchem sie verwirklicht sind, sondern darum, den bloßen Wandel der künstlerischen Darstellungsweisen aufzuzeigen. Auch hier wirkt die Tendenz des allgemeinen Historismus nach, welcher sich an das Wandelbare, das bloße Nacheinander der Stilarten hält und darüber vergißt, über das ewige Wesen der wahren Kunst nachzudenken: gleichgültig, ob sie sich in der Athene des Phidias, in einer mittelalterlichen Holzplastik oder einer Skulptur Michelangelos verkörpert. Wie die Geschichtsphilosophie den Verlauf der Geschichte so wiedergibt, als ob in ihr tatsächlich ein ständiger Fortschritt, ein fortwährender Aufstieg bestünde und das Wesen der Geschichte ein dauerndes Anderssein in der Zeit sei, so liegt der Kunst- und Kulturhistorik jenes Vorurteil zugrunde, daß es auch in Kunst und Kultur auf einen immerwährenden Wandel ankäme. Und wie Hegel verschiedene politische Perioden hypostasiert, in denen das Bewußtsein der Freiheit mehr oder minder vollkommen war, so subsumiert auch die allgemeine Geistes- und Kulturgeschichte die Schöpfungen der Kunst und Literatur dem Entwicklungsgedanken, der überhaupt der gesamten Welt zugrunde liegen soll. Wenn noch Winckelmann, der „ahistorische Kunsthistoriker“, sagen konnte: „Der einzige Weg für uns, um groß und unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“, so ist die Kunst des 19. Jahrhunderts eher geneigt, anzunehmen, daß sie nur dann groß sein könne, wenn sie etwas unbedingt und radikal Neues schaffe: Denn wenn die Kunstgeschichte immer auf das

Anderssein der Stile und Darstellungsweisen hinweist, so kann — so folgert man unbewußt — die neuzeitliche Kunst nur dann der älteren ebenbürtig werden, wenn sie ihrerseits nun ebenfalls „anders“ ist und neue Formen schafft.

Sie kann dies freilich am besten dadurch erreichen — und hat es tatsächlich auf diese Weise erreicht —, daß sie sich eng an die öffentlichen und stärksten Tendenzen der Zeit anlehnt, also gleichsam zur künstlerischen Repräsentantin eines revolutionären Zeitalters wird. Bald gilt es als „reaktionär“, wenn ein Künstler noch so malt wie Tizian oder Rembrandt. In einem Zeitalter, in welchem der Inhalt eines Buches mit dem Titel „Kraft und Stoff“ einmal zur Modephilosophie werden wird, muß auch die Kunst gerade auf die Wahl des „Stoffes“ besonderen Wert legen.

Da jedoch der Motive unzählig viele sind, und da es die mannigfachsten Möglichkeiten der Technik und des Stiles gibt, so kann es nicht verwunderlich sein, wenn es das 19. Jahrhundert nicht zu einem einheitlichen Stil und nicht zu einer geschlossenen Technik gebracht hat, sondern die verschiedensten „Richtungen“ nebeneinander herlaufen, einander ablösen und nicht zuletzt — einander befehden. Während es eine lang währende Periode „der Renaissance“, „des Barock“, sogar noch „des Rokoko“ gibt, hat das 19. Jahrhundert keine geschlossene künstlerische und literarische Strömung mehr aufzuweisen. Dieses Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Gegensätze und der einander feindlichen „Richtungen“ auch in der Kunst. Wo das Neue Trumpf ist, muß auch die Kunst immer auf der Suche nach dem Neuen sein, und sie ist es, weil sie nichts mehr von den ewigen Normen der klassischen Kunst weiß, gleichgültig, ob sie sich in das Gewand des klassischen Altertums, in das der mittelalterlichen Gotik oder in das Gewand der Renaissance kleidet. Wer sich von den Tendenzen der Zeit nicht beeinflussen läßt, wer noch in quälendem Ringen nach den ewigen Normen der großen Kunst sucht, gerät in die für einen Künstler bedenkliche Gefahr, „unzeitgemäß“ zu sein.

Das Schicksal, dem Schopenhauer jahrzehntelang ausgesetzt war, weil er zu den Unzeitgemäßen gehörte, ist

schlechthin allgemeingültig für alle jene seltenen Menschen im 19. Jahrhundert, die sich über die Tendenzen der Zeit zu erheben trachten und sich das klassische Erbgut des europäischen Geistes zu bewahren vermochten. „Unzeitgemäße Betrachtungen" schreiben, wie der junge Nietzsche es tat, konnte man überhaupt nur im 19. Jahrhundert: Weil erst in diesem demokratischen Zeitalter nicht mehr der Beste und Tiefste der Führer ist, sondern die „öffentliche Meinung", der allgemeine Zeitgeist, bestimmt, was recht und billig zu sein hat. Im 16. Jahrhundert ist die Kunst eines Raffael und Michelangelo identisch mit dem „Geist" der Zeit. Im 19. Jahrhundert ist die Malerei eines Böcklin oder Marées n i c h t mehr zeitgemäß.

Wenn uns heute der wesentliche Geist des 19. Jahrhunderts in Männern wie Schopenhauer, Hebbel, Wagner, Nietzsche gegeben zu sein scheint, so verkennen wir völlig, daß wir angesichts dieser Persönlichkeiten niemals jene mächtigen Tendenzen verstehen können, die sich in diesem Jahrhundert als Kapitalismus und Liberalismus, als Historismus und Spezialismus kundgeben. In Wahrheit werden gerade in diesem Jahrhundert die besten kulturfördernden Kräfte verkannt und oberflächliche Pseudoschöpfer als fortschrittliche Geister anerkannt. Die Anerkennung, die man Schopenhauer, Hebbel, Wagner und Nietzsche so lange vorenthalten hat, die Tatsache, daß ihre Gedanken und Schöpfungen durchaus nicht so eindeutig als bedeutsam und kulturfördernd erschienen, wie sie es für uns sind, gibt einen hinreichenden Beweis dafür, daß diese Männer nicht nur sehr scharfe Kritiker ihres Zeitalters und dessen Einzelerscheinungen waren, sondern auch auf Grund ihrer Leistung selbst als dem Wesen ihres Jahrhunderts zutiefst abgeneigte Schöpfer gelten müssen. Die Schwere des Kampfes, den Schopenhauer wie Wagner, Hebbel wie Nietzsche zu führen hatte, zeigt offensichtlich, daß das kulturelle Leben der Zeit nicht mehr einheitlich ist, daß es nicht mehr unter der Führung großer Schöpfer steht. Die Formgebung der Kultur wird nicht mehr von „oben", sondern sie wird von „unten" bestimmt. Vielleicht ist es kein Zufall, daß auch die wissen-

schaftliche Methode, die gleichsam „von unten“ beginnt, das induktive Verfahren, in diesen Zeiten ihre höchsten Triumphe feiert.

Nichts ist kennzeichnender für die Unzeitgemäßheit der einzigen bedeutenden Köpfe dieses Jahrhunderts, als daß sie auch äußerlich nur wenig teilhaben an den Tendenzen der Zeit, daß sie ein abgeschiedenes und geradezu provinzielles Leben führen, daß sie zumeist sogar fern der „großen Städte“ leben, „in denen zuviel der Brünstigen sind“. Schopenhauer lebt in Frankfurt das Leben eines Eremiten, aber im Stil eines gebildeten Bürgers des 18. Jahrhunderts der klassischen Zeit. Wagner verbringt die schöpferischsten Jahre seines Lebens in der Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit von Tribschen, Nietzsche ist auf der ewigen Suche nach einem Ort, wo er sich wohlbefinden kann, um ihn endlich in dem weltvergessenen Engadiner Dörfchen Sils-Maria zu finden. Gerade Nietzsches Wandertrieb darf nicht nur aus dem Bedürfnis verstanden werden, seinem kranken Nervensystem die ihm bekömmliche Atmosphäre zu verschaffen: Gerade er sucht auch die „geistige“ Atmosphäre, in welcher ein Denker seines Formats in einer entgötterten Welt noch zu vegetieren vermochte.

Auch die weniger ursprünglichen Geister leben — sofern sie im Kern noch echt und unverdorben sind — neben der Zeit hin. Jacob Burckhardt lebt in Basel, das damals noch durchaus das Gepräge eines mittelalterlichen Städtestaatswesens hat, ein imposantes Leben im „humanistischen“ Stile eines Erasmus und Epikur. Es ist bemerkenswert, daß gerade die nicht im Zentrum des Weltgeschehens stehende Schweiz jetzt in Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in der Dichtkunst hervorragende Bedeutung gewinnt, daß der große deutsche Lyriker der Zeit, Eduard Mörike, als Pfarrer einer kleinen Gemeinde ein weltabgeschiedenes Leben führt, daß Erzähler und Lyriker wie Storm und Stifter durchaus „provinzielle“ Naturen sind: das Wort natürlich nur im tatsächlichen, nicht im wertenden Sinne genommen. Man vergleiche damit Goethes Weltaufgeschlossenheit und Weltmännischkeit, um

erkennen zu können, wie sehr es noch im 18. Jahrhundert möglich war, am Puls der Zeit zu leben und doch Großes zu vollbringen, und wie sehr sich die Großen des 19. Jahrhunderts bereits in der Verteidigungsstellung befanden, wie sehr sie — mit einem Worte — „provinziell" leben mußten, um noch echt und ursprünglich leben zu können. In der Musik zeigt sich ähnliches: Am größten in der bäuerlichen Titanenhaftigkeit eines Anton Bruckner.

So sehr nun auch Erscheinungen wie Wagner, Hebbel und Nietzsche große Antagonisten ihres Zeitalters und damit des gesamten Geistes des 19. Jahrhunderts sind, so sehr hat doch nur ein Mensch dieses Jahrhunderts, Schopenhauer, die Tendenzen dieser Zeit restlos in sich überwinden können. Er hat es freilich *a priori*, als der Älteste aller ursprünglichen Schöpfer des Jahrhunderts, am leichtesten gehabt: Denn er hatte die größte klassische Gestalt des deutschen Geistes, Goethe, noch aus unmittelbarer Anschauung miterlebt. Deshalb herrscht bei ihm auch noch jene unmittelbare Identität von Denken und Sein, die das Kennzeichen gerade der Größten ist, die aber in dieser Reinheit selbst die späteren großen Schöpfer des 19. Jahrhunderts nicht mehr besitzen und nicht mehr besitzen können, weil die Tendenzen der Zeit selbst bei ihnen schon störend und hemmend gewirkt haben. Nietzsche hat die Vorbildlichkeit Schopenhauers sogar eher in seiner Persönlichkeit als in seiner Lehre sehen wollen, wie sein bekannter Spruch lehrt:

> Was er lehrte, ist abgetan.
> Was er lebte, wird bleiben stahn.

Und wenn er fortfährt:

> Seht nur: Niemandem war er untertan,

so bezieht sich diese Souveränität gerade auf Schopenhauers wahrhaft königliche Unabhängigkeit von allen herrschenden Meinungen der Zeit, deren Haltlosigkeit und Nebensächlichkeit er mit kühler Ruhe und ironischer Gelassenheit durchschaut.

Aber entgegen Nietzsches Meinung wird man sagen können, daß diese Souveränität ebenso aus Schopenhauers

Lehre, aus seinem Gedankengebäude, sichtbar wird wie aus seiner Persönlichkeit. Er ist der einzige Denker des Jahrhunderts, der noch einmal das Ganze der Welt in einer reichen und reifen Geschlossenheit und aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und Rechtschaffenheit wiederzugeben vermag: eine Rechtschaffenheit, die Nietzsche nicht mehr ganz besaß; denn bei ihm behält die geistreiche Form oft die Oberhand über die Wahrheit des Inhalts. Als universaler Denker aber mußte Schopenhauer unzeitgemäß sein. Die Hinneigung zur Spezialisierung brachte es zwangsläufig mit sich, daß im 19. Jahrhundert die großen Persönlichkeiten immer seltener, ja bald unmöglich werden. Das materielle Symbol der Zeit, die Maschine, die in steigendem Maße die Arbeitsteilung durchsetzt und durch immer vollkommenere Mechanisierung zur weitgehenden Entpersönlichung beiträgt, wirkte sich auch auf das geistige Schaffen aus. Die wissenschaftliche Forschung, die früher Ausdruck eines „inneren" Triebes, einer persönlichen Notwendigkeit gewesen war, konzentrierte sich nun an den staatlichen und öffentlichen Universitäten und stand damit zum „äußeren" Beruf. Ihre höchste Bestimmung und Eigenart ist ihr damit genommen. Sie wird zur „öffentlichen Aufgabe" und damit zur Handlangerin allgemeiner Empfindungen und Willensziele, zur Dienerin am Ganzen des anonym menschlichen „Fortschritts" — jenes neuzeitlichen Dogmas, unter dem im Grunde ebensowenig Klares begriffen werden kann wie unter den unglaublichsten Dogmen einer mystischen und mystifizierten Theologie. Man beachte dagegen, mit welcher Universalität sich ein Leibniz oder ein Goethe auf den verschiedensten Gebieten betätigte, um feststellen zu können, was für eine Verarmung die Spezialisierung des 19. Jahrhunderts mit sich brachte. Den entscheidenden Unterschied zwischen innerer Aufgabe und äußerer Pflicht vermag man auch an der Tatsache ermessen, daß noch ein Kant — eine von Schopenhauer oft rühmend hervorgekehrte Tatsache — niemals vom Katheder herab seine „alles zermalmende" Lehre verkündete, sondern bis zuletzt nur die „offizielle" Philosophie seiner Zeit, die Leibniz-Wolff'sche Lehre dozierte[1].

Gegenüber der wachsenden Öffentlichkeit des 19. Jahrhundert bildet Schopenhauer als Erbe des klassischen Geistes nicht nur des 18. Jahrhunderts, sondern des gesamten großen europäischen Geistes den würdigsten Gegensatz. Wenn Goethes Menschlichkeit und Universalität in Deutschland späterhin jemals ihresgleichen gefunden haben, so allein in Schopenhauer, dem Denker, der halb bewußt, halb unbewußt, ein Leben gegen das Jahrhundert lebte, in dem zu schaffen er durch höhere Gewalt verurteilt war. Nichts vom optimistischen Fortschrittsglauben der Zeit, nichts von der spezialistischen Enge und der Muffigkeit ihres Blickes und geistigen Horizontes ist in ihm. Zu einer Zeit, da sich das Denken durch Fichte und Hegel bereits vornehmlich historischen und politischen Ideen und Idealen zugewendet hatte, damit die Richtung des ganzen Jahrhunderts antizipierend, war Schopenhauer der einzige legitime Erbe der klassischen Metaphysik und hielt noch immer den Glauben an die Größe der alten klassischen Probleme der Philosophie aufrecht. Ja er steigerte diesen Willen zur metaphysischen Gesamtschau des Lebens und der Welt so nachdrücklich, daß schließlich unter seiner Hand ein metaphysisches System erstand, das an universeller Weite und Vielseitigkeit — ungeachtet der Tatsache, daß es nur der „Ausdruck eines einzigen Gedankens" ist — wie an Begründung und Konsequenz bis ins Konkreteste hinab kaum seinesgleichen hat[2].

Der „wissenschaftliche" Geist des auf seine angebliche „Objektivität" stolzen Jahrhunderts macht eine weltweite Schau im Stile vergangener Jahrhunderte unmöglich. Wer seine Aufgabe immer nur darin erblickt, auf die chemischen Vorgänge in einer Retorte zu schauen oder den Blick durch ein Mikroskop zu senden, dem kann es nicht vergönnt sein, sein fachliches Wissen zu einem großen Aspekt zu weiten. Ein solches Verfahren gilt von vornherein als „unfachmännisch" und damit als „unwissenschaftlich": Denn diese Gleichung ist ein besonderes Merkmal der geistigen Einstellung dieser Zeit. Sie prägt für jede gegensätzliche Auffassung des geistigen Lebens den Schimpfnamen „Dilettantismus" und vergißt dabei, daß alle großen klassischen Leistun-

gen selbst innerhalb des Gebietes der Naturwissenschaften vornehmlich die Schöpfungen von „Dilettanten“ waren.

Es ist bemerkenswert für die gegensätzliche Haltung Schopenhauers zu den Tendenzen seines Jahrhunderts, daß er sich mit eindeutigen Worten gerade für den „Dilettantismus“ und gegen das Spezialistentum ausgesprochen hat, ja daß er den Schimpfnamen geradezu zum Ehrennamen machte. Und es ist weiterhin bemerkenswert, daß sich diese klare Formulierung gerade in seinem Alterswerk findet, mithin zu einer Zeit — um die Jahrhundertmitte — konzipiert wurde, als über die allgemeine Richtung des wissenschaftlichen Denkens kein Zweifel mehr möglich war. Hier wendet er sich auch gegen die Anschauung vom ständigen „Fortschreiten“ des Denkens und der wissenschaftlichen Erkenntnis mit ihrer geheimen Intention, die letzte und neueste Erkenntnis zugleich auch für die beste zu halten:

„Alle dreißig Jahre nämlich tritt so ein neues Geschlecht auf, ein Kuck in die Welt, der von nichts weiß und nun die Resultate des durch die Jahrtausende angesammelten menschlichen Wissens, summarisch, in aller Geschwindigkeit in sich fressen und dann klüger als alle Vergangenheit seyn will. Zu diesem Zweck bezieht er Universitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neuesten, als seinen Zeit- und Altersgenossen. Nur Alles kurz und neu! wie er selbst neu ist. Dann urtheilt er darauf los [3].“

Am klarsten hat Schopenhauer den großen Gegensatz seines Jahrhunderts zur klassischen Überlieferung da ausgesprochen, wo er die feinsinnige Unterscheidung von „Kunde“ und „Einsicht“ machte:

„Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehn in der Regel nur auf K u n d e aus; nicht auf E i n s i c h t. Sie setzen ihre Ehre darin, von Allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten und sammt und sonders von allen Büchern. Daß die Kunde ein bloßes M i t t e l zur Einsicht sei, an sich aber wenig, oder keinen Werth habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisirt. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: o, wie wenig muß doch Einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können [4]!“

Hier spricht er geradezu eine kulturphilosophische Erkenntnis von seltener Eindringlichkeit aus. Man braucht

nur die „Einsicht", die nach Schopenhauer „den philosophischen Kopf charakterisiert", als Merkmal des großen klassischen Denkens des älteren Europa zu begreifen, um die Neuartigkeit des Geistes des 19. Jahrhunderts zu erfassen, die vornehmlich auf „Kunde" ausging. Sie liegt sowohl dem Historismus wie dem Spezialismus zugrunde; in beiden geht es zunächst um die Vielheit des Wissens und um die Feststellung auch der kleinsten Verhältnisse und Zusammenhänge der Erscheinungen. Männer wie Schopenhauer, Nietzsche und Burckhardt sind daher erst nach und nach von den Wissenschaftlern anerkannt worden und waren lange Zeit — zum Teil noch heutzutage — dem Rufe der Unwissenschaftlichkeit ausgesetzt. Ein besonders klares Beispiel bietet Nietzsches erstes Buch, die „Geburt der Tragödie", die den Verfasser nahezu um seinen philosophischen Ruf brachte und dann in der Tat den direkten Angriff jenes Urphilologen Wilamowitz-Moellendorff zur Folge hatte, der später eine Zierde seiner Wissenschaft wurde: ohne mehr werden zu können als dies. Schopenhauer hatte recht, als er bissig bemerkte:

> „Wirklich verhält auch die vollendeteste Gelehrsamkeit sich zum Genie, wie ein Herbarium zur stets sich neu erzeugenden, ewig frischen, ewig jungen, ewig wechselnden Pflanzenwelt, und keinen größeren Kontrast giebt es, als den, zwischen der Gelehrsamkeit des Kommentators und der kindlichen Naivetät des Alten[5]."

Diese Ausführung, die den Geist der Tradition in eine Zeit des „Herbariumwissens", den Geist der Liebe zur Sache in die Zeit der beruflichen Forschung hinuberrettet, gipfelt schließlich in einem allgemeinen Ruhm des „Dilettantismus", der dem wissenschaftlichen Geist des Jahrhunderts als der Greuel aller Greuel erschien:

> „Dilettanten, Dilettanten! — so werden Die, welche eine Wissenschaft, oder Kunst, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, *per il loro diletto*, treiben, mit Geringschätzung genannt von Denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil s i e nur das Geld delektirt, das damit zu verdienen ist. Diese Gringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Überzeugung, daß Keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Noth, Hunger, oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist des selben Geistes

und daher der selben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den «Leuten vom Fach» und sein Mißtrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als solchem, bloß Mittel; nur Der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie *con amore* treibt. Von Solchen, und nicht den Lohndienern, ist stets das Größte ausgegangen [6]."

Wenn Schopenhauer hier, zur negativen Kennzeichnung der Wissenschaft, sogar das materielle Moment hervorhebt, so legt er damit die Hand auf eine der brennendsten Wunden des Jahrhunderts, das im Zeichen der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung steht. Schopenhauer hat deutlich die Gefahren gesehen, die darin ruhen, daß geistige Arbeit genau so bezahlt wird wie körperliche, ja daß sogar das abstrakte Forschen in den Dienst des Staates tritt. Seine berühmte Kampfschrift „Über die Universitätsphilosophie" ist deshalb selbst da, wo sie einseitig ist und übertreibt, stets beachtenswert [7]. Unbezweifelbar aber ist, daß in dem Augenblick, da sich durch künstlerische Arbeit und wissenschaftliche Forschung ebenso leicht — unter Berücksichtigung gewisser Momente — Geld verdienen ließ wie durch Handel und Gewerbe, das tatsächliche Niveau des geistigen Lebens sinken mußte, zumal in einer Zeit, deren Geist durch die Bedürfnisse der breiten Massen bestimmt wurde. Der Typus des „freien" Schriftstellers, der in Deutschland als allgemeinere Erscheinung erst im 19. Jahrhundert hervortritt, hat durchaus nicht segensreich gewirkt und konnte nicht segensreich wirken, weil für ihn *a priori* der materielle Erwerb durch literarische Betätigung mehr ausschlaggebend sein mußte als die Schöpfung von Kunstwerken, die vielleicht völlig unbeachtet blieben. Wer durch geistige Arbeit den Lebensunterhalt verdienen will, muß die Absatzmöglichkeit seiner Arbeit berücksichtigen: Das heißt also, daß er auf den Geschmack des Publikums eines demokratischen Zeitalters Rücksicht zu nehmen hat. Daß ein solcher Schriftsteller kein geistiger Führer, sondern ein Handlanger ist, steht ebenso außer Frage wie die Tatsache, daß damit das alte Sophistentum und ein neuer, freilich sehr flacher,

Dilettantismus ermöglicht wird. Wohl glaubten die Erfolgreichen unter ihnen, etwa Heinrich Heine, daß in der besseren Bezahlung des „Geistes“ ein besonderer „Fortschritt“ der neuen Zeit sich dokumentiere: Aber sie merkten nicht, daß sie sich in Geld und „öffentlicher Meinung“ einem weit gefährlicheren, weil anonymen, Götzen, verschrieben hatten, als es jemals ein Künstler der früheren Zeit tun konnte, der auf das Mäzenatentum eines Fürsten oder reichen Liebhabers angewiesen war. Daß man jetzt auch vom „Schreiben“ leben konnte, daß Schriftsteller ein „Beruf“ ward: Dies ward eine neue Erscheinung des 19. Jahrhunderts, und nicht seine beste. Durch sie wurde der Grund zum kulturellen Bankrott der späteren Jahrzehnte mitgelegt. Der „Erfolg“ wurde zum Gradmesser für die Höhe der Kunst eines schaffenden Dichters oder Schriftstellers und Künstlers: mit dem Ergebnis, daß ein Makart zum neuen Rubens gemacht wurde und die wenigen wirklich großen Gestalter ein kümmerliches Dasein fristeten. Es ist merkwürdig, daß nur solche Geister ihre ursprüngliche geniale Veranlagung in diesem materialistischen Zeitalter voll entfalten konnten, die durch glückliche Umstände — oft selbst erst nach schweren Jahren der Not — eine Sinekure besaßen oder erhielten. Hebbel vermochte erst in den Jahren voll auszureifen, als er durch seine Heirat mit der gefeierten Schauspielerin Christine Enghaus materiell gesichert war — nach einer Periode der entwürdigendsten Not. Nietzsche besaß als Lebensgrundlage seine Pension, und seine Schwester gesteht, daß er es nie würde ertragen haben, um Geld zu schreiben[8]. Wagner endlich gewann Ludwig II. zum Mäzen. Unter allen aber ist Schopenhauer der Glücklichste gewesen, weil er über ein ausreichendes väterliches Erbteil verfügte. Er hat zutiefst die Bedeutung dieser materiellen Sicherheit empfunden und sie zum Anlaß tiefer Dankbarkeit gegen den Vater genommen. Denn er wußte, und hat es oft betont, daß er nur dadurch sein hohes Ziel erreichen konnte, zumal in einer Zeit, die alles Hohe und Unabhängige im Reiche des Geistes nicht mehr zu würdigen vermochte. Für ihn waren daher alle Schriftsteller, die um des materiellen Erwerbes willen schreiben mußten,

„Journalisten“: „Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt! Verdeutscht würde es heißen «Tagelöhner»[9]!“ Besonders bezeichnend in diesem Zusammenhang ist die Stelle, da er die Gewährung von Honorar für geistige Schöpfungen und das Verbot des Nachdruckes geradezu als Mittel bezeichnet, das allgemeine Kulturniveau herabzudrücken:

„Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grunde der Verderb der Litteratur. Schreibenswerthes schreibt nur wer ganz allein der Sache wegen schreibt. Welch ein unschätzbarer Gewinn würde es seyn, wenn, in allen Fächern der Litteratur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existirten. Dahin aber kann es nie kommen, so lange Honorar zu verdienen ist. Denn es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt. Die vortrefflichsten Werke der großen Männer sind alle aus der Zeit, als sie noch umsonst oder für ein sehr geringes Honorar schreiben mußten. Also auch hier bewährt sich das Spanische Sprichwort: *honra y provecho no caben en un saco*[10].“

Und geradezu gegen den Historismus der modernen Geisteswissenschaft gerichtet ist jener Satz:

„Bücher werden geschrieben, bald über diesen, bald über jenen großen Geist der Vorzeit, und das Publikum liest sie, nicht aber jenen selbst; weil es nur frisch Gedrucktes lesen will, und weil *similis simili gaudet* und ihm das seichte, fade Geträtsche eines heutigen Flachkopfs homogener und gemüthlicher ist, als die Gedanken des großen Geistes . . . Unglaublich ist doch die Thorheit und Verkehrtheit des Publikums, welches die edelsten, seltensten Geister in jeder Art, aus allen Zeiten und Ländern, ungelesen läßt, um die täglich erscheinenden Schreibereien der Alltagsköpfe, wie sie jedes Jahr in zahlloser Menge, den Fliegen gleich, ausbrütet, zu lesen, — bloß weil sie heute gedruckt und noch naß von der Presse sind. Vielmehr sollten diese Produktionen schon am Tage ihrer Geburt so verlassen und verachtet dastehn, wie sie es nach wenigen Jahren und dann auf immer sein werden, ein bloßer Stoff zum Lachen über vergangene Zeiten und deren Flausen. — Weil die Leute, statt des Besten aller Zeiten, immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der cirkulirenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck[11].“

Kein Zweifel, daß Schopenhauer hier aus eigener Anschauung sprach. Eine um so größere dokumentarische Bedeutung kommt diesen Äußerungen im Hinblick auf seine antagonistische Haltung zum Geist des 19. Jahrhunderts zu. Sie wären freilich nichts anderes als negative Kritik, wenn Schopenhauer nicht selbst das große Gegen-Vorbild gegeben hätte. Gerade dadurch aber hebt er sich nachdrücklich vor dem dämmernden Hintergrund seines Zeitalters ab: Er war stolz darauf, wenig geschrieben zu haben, und konnte stolz darauf sein, daß dieses Wenige von vollendeter Meisterschaft war: von einer Meisterschaft, zu der es nur einer bringen kann, der unbekümmert um alle Zeittendenzen allein darauf bedacht ist, nur Vollkommenes zu leisten. Auch diese Haltung war bestes Erbgut des klassischen Geistes und paßte so wenig wie möglich ins 19. Jahrhundert, dessen literarische Haupterscheinung der Journalismus und Feuilletonismus war [12].

Freilich sah Schopenhauer nicht die tieferen Ursachen für das Hinabsinken des geistigen Niveaus, unter denen besonders die wachsende Vermassung zu nennen ist. In einer Zeit rascher Bevölkerungszunahme mußte notwendigerweise auch die Zahl der literarisch tätigen Menschen steigen: Es war aber nicht gesagt, daß damit auch die Anzahl der Genies und wahrhaften Schöpfernaturen steigen müsse. Vielmehr war gerade die wachsende allgemeine Bildung, von Nietzsche später als „Bildungsphilisterei" verspottet, ein Grund dafür, daß wirkliches Schöpfertum um so seltener wurde und unter weit schwierigeren Bedingungen zu kämpfen hatte als früher. So schwierig die Verhältnisse waren, gegen die im 18. Jahrhundert Männer wie Lessing und Schiller anzukämpfen hatten, so sehr war es ihnen kraft der Gabe ihres Geistes schließlich doch möglich, Licht dorthin zu bringen, wo bisher Finsternis war. Im „gebildeten" 19. Jahrhundert jedoch hatte der große Denker noch dazu die schwierige Aufgabe, den erfolgreichen Geistern ihre tatsächliche Nichtigkeit nachzuweisen und das Publikum zu überzeugen, daß nicht alles Gold war, was da glänzte. Hier gesellte sich zu den Schwierigkeiten, denen jeder ursprüngliche Geist ausgesetzt

ist, noch die hinzu, anerkannte Götzen entthronen und einer „aufgeklärten“ und „gebildeten“ Öffentlichkeit verdeutlichen zu müssen, daß ihre Bildung philiströs sei. Man erinnere sich, daß Leute wie Börne und Menzel sich an Goethes geweihter Gestalt zu vergreifen wagten, um zu erkennen, wie sehr diesem Zeitalter die Urteilsfähigkeit über wahre schöpferische Größe verlustig gegangen war. Oder man denke an Heines anmaßende Überzeugung, daß auch sein Name genannt würde, wenn von den Besten der Nation die Rede wäre. Goethes Wort „Nur die Lumpe sind bescheiden“ hatte für dieses bildungsphiliströse Jahrhundert keine Gültigkeit mehr: In ihm begannen auch die Lumpe unbescheiden zu sein.

Wenn Schopenhauer die bloße Gelehrsamkeit recht gering einschätzt, so will er damit nicht sagen, daß die Wissenschaft überhaupt nicht von Wert sei. Es handelt sich bei seiner Kritik stets um eine Frage des Ranges. Gerade den Naturwissenschaften räumt er einen hohen Rang ein, ohne zu erkennen, daß die Naturwissenschaftlichkeit allein noch lange keinen Philosophen und führenden Geist ausmache. Wenn er daher auch gegen die naturwissenschaftliche Praxis Front macht, so hat er hauptsächlich nur die Anmaßung im Auge, mit der ihre Vertreter glauben, allein den Schlüssel zur Erkenntnis der Welt in der Hand zu haben: Diese Fähigkeit allein spricht er ihnen ab, womit er gleichzeitig überhaupt den spezialistischen Geist des Jahrhunderts zu treffen sucht, und vor allem das, worauf sie gerade ausgesprochen stolz sind: ihren „Empirismus“.

> „Überhaupt aber wird zur Entdeckung der wichtigsten Wahrheiten nicht die Beobachtung der seltenen und verborgenen, nur durch Experimente darstellbaren Erscheinungen führen; sondern die der offen daliegenden, Jedem zugänglichen Phänomene. Daher ist die Aufgabe nicht sowohl, zu sehn, was noch Keiner gesehn hat, als bei Dem, was Jeder sieht, zu denken, was noch Keiner gedacht hat. Darum auch gehört so sehr viel mehr dazu, ein Philosoph, als ein Physiker zu sein [13].“

Gegenüber einer Naturwissenschaft, die auf Beobachtung und Experiment ausging, darauf „zu sehn, was noch keiner gesehn hat“, hat Schopenhauer als erster und wohl

einziger nachdrücklich festgestellt, daß es auf den Gedanken ankommt, und daß erst der Gedanke die Beobachtung und Anschauung veredelt und bedeutsam macht. Das Gefühl für diese Unterschiede und Rangordnungen waren seinem Jahrhundert abhanden gekommen. So hat sich Schopenhauer auch über den allgemeinen öffentlichen Ruhm lustig gemacht, der dem französischen Mathematiker Leverrier gezollt wurde, weil er auf rein mathematischer Grundlage das Vorhandensein des Planeten Neptun bewiesen hatte, bevor er entdeckt wurde. Ja, er ist sogar bereit, rein technischen Erfindungen eine höhere Bedeutung zuzumessen als derartigen Entdeckungen, zu denen „nur" mathematische Begabung notwendig sei:

„Daguerre's Erfindung..., wenn nicht etwan, wie Einige behaupten, der Zufall viel dazu beigetragen hat, daher Arago die Theorie dazu erst hinterher ersinnen mußte, ist hundert Mal scharfsinniger, als die so bewunderte Entdeckung des Leverrier[14]."

Obgleich er den Wert der Naturwissenschaften — allerdings kaum der „Geisteswissenschaften" — durchaus anerkennt und immer bemüht ist, naturwissenschaftliche Bestätigungen für seine Metaphysik zu erhalten, hat Schopenhauer doch in der Art und Weise, wie im 19. Jahrhundert Naturwissenschaft betrieben wurde, ein Merkmal der Entartung zu sehen vermeint. Er fand diese Entartung weniger in den neuen naturwissenschaftlichen Theorien selbst als vielmehr in der anmaßenden Einstellung ihrer Interpreten, die nach dem Zusammenbruch der geistigen Hegemonie Hegels vermeinten, daß an die Stelle aller Philosophie nunmehr überhaupt nur „die" Naturwissenschaft treten könne. In der trefflichen, durchaus zeitkritischen Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift „Über den Willen in der Natur" wirft er den Naturwissenschaftlern des 19. Jahrhunderts vor, daß sie nur Naturwissenschaft, aber „nichts außerdem gelernt haben". Er prophezeit, daß aus dieser unwissenden Arroganz „ein krasser und stupider Materialismus" hervorgehen werde (wie es tatsächlich in den Lehren von Büchner, Vogt und Moleschott geschah),

„an welchem das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand der

ersten Principien ist; da sogar die Lebenskraft abgeleugnet und die organische Natur zu einem zufälligen Spiele chemischer Kräfte erniedrigt wird. Solchen Herren vom Tiegel und der Retorte muß beigebracht werden, daß bloße Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt; wie nicht weniger gewissen andern, ihrem Geiste verwandten Naturforschern, daß man ein vollkommener Zoolog seyn und alle sechzig Affenspecies an Einer Schnur haben kann, und doch, wenn man außerdem nichts, als etwan nur noch seinen Katechismus, gelernt hat, im Ganzen genommen, ein unwissender, dem Volke beizuzählender Mensch ist. Dies ist aber in jetziger Zeit ein häufiger Fall. Da werfen sich Leute zu Welterleuchtern auf, die ihre Chemie, oder Physik, oder Mineralogie, oder Zoologie, oder Physiologie, sonst aber auf der Welt nichts gelernt haben, bringen an diese ihre einzige anderweitige Kenntniß, nämlich was ihnen von den Lehren des Katechismus noch aus den Schuljahren anklebt, und wenn ihnen nun diese beiden Stücke nicht recht zu einander passen, werden sie sofort Religionsspötter und demnächst abgeschmackte, seichte Materialisten. Daß es einen Plato und Aristoteles, einen Locke und zumal einen Kant gegeben hat, haben sie vielleicht ein Mal auf der Schule gehört, jedoch diese Leute, da sie weder Tiegel und Retorte handhabten, noch Affen ausstopften, keiner näheren Bekanntschaft werth gehalten; sondern die Gedankenarbeit zweier Jahrtausende gelassen zum Fenster hinauswerfend, philosophiren sie aus eigenen reichen Geistesmitteln, auf Grundlage des Katechismus einerseits und der Tiegel und Retorten, oder der Affenregister andererseits, dem Publiko etwas vor. Ihnen gehört die unumwundene Belehrung, daß sie Ignoranten sind, die noch Vieles zu lernen haben, ehe sie mitreden können. Und überhaupt Jeder, der so mit kindlich naivem Realismus in den Tag hinein dogmatisirt, über Seele, Gott, Weltanfang, Atome u. dgl. m., als wäre die Kritik der reinen Vernunft im Monde geschrieben und kein Exemplar derselben auf die Erde gekommen, — gehört eben zum Volke: schickt ihn in die Bedientenstube, daß er dort seine Weisheit an den Mann bringe [15]."

Diese bemerkenswerten Worte lassen erkennen, daß Schopenhauer über alle neuen Theorien bis in seine letzten Tage hinein völlig unterrichtet war, ja daß er sogar die Grundgedanken des Mannes kannte, dessen Lehre eines der wichtigsten Dokumente des Geistes des 19. Jahrhunderts ist: Charles Darwins. Auch wenn wir nicht aus Schopenhauers Brief vom 1. März 1860 an Adam von Doss davon wüßten, so würde doch schon das wiedergegebene Zitat deutlich zeigen, daß Schopenhauer Darwins Grundgedanken

kannte: Anders wäre nicht zu erklären, warum er an dieser Stelle gerade auf das Beispiel der „Affenspecies" verfällt, wo er hundert andere Beispiele ebenso gut hätte bringen können. Gerade weil Schopenhauer die neuesten Entwicklungen der verschiedenen Wissenschaften kannte, die von anderen als bahnbrechend empfunden wurden, ist seine negative Einstellung dem Geist seines Jahrhunderts gegenüber so bedeutsam. Obwohl er auf dem Gebiete der Spezialwissenschaften über ein so umfassendes Wissen verfügte, daß er bereits bei seiner *disputatio pro venia legendi* Hegel persönlich Unkenntnis elementarer naturwissenschaftlicher Tatsachen nachweisen konnte, hätte er doch niemals geglaubt, er habe eine Vervollkommnung seiner einzelwissenschaftlichen Kenntnisse nicht mehr nötig. Um so bemerkenswerter ist seine kritische Stellung gegenüber der Neigung seiner Zeit, Wissen mit Weisheit, Kunde mit Einsicht zu verwechseln. Wesentlich ist vor allem, daß Schopenhauer die klare Trennungslinie zwischen dem bloß Gelehrten und dem Philosophen zog, die im 19. Jahrhundert immer wieder überschritten wurde. Diese scharfe Trennung hat ihn davor bewahrt, ein Teilhaber an der allgemeinen Bewegung der Spezialisierung zu werden, die sich auf philosophischem Gebiete schließlich dahin auswirkte, daß so mancher Einzelforscher späterhin glaubte, auch zum Philosophen werden zu müssen, und winzige Sondererkenntnisse für wesentlich genug hielt, sie zum Grundbaustein eines ganzen neuen philosophischen Gebäudes zu machen.

Schopenhauer war der erste, der die lediglich relative, heuristische Bedeutung der Atomtheorie erkannte, auf die seit dieser Zeit die Naturwissenschaft eingeschworen war und die auch auf das philosophische Denken nachdrücklich ausstrahlte.

„Ein Atom, so klein es auch seyn mag, ist doch immer Kontinuum ununterbrochener Materie: könnt ihr ein solches euch klein denken; warum denn nicht groß? wozu dann aber die Atome? — Die chemischen A t o m e sind bloß der Ausdruck der beständigen festen Verhältnisse, in denen die Stoffe sich mit einander verbinden, welchem Ausdruck, da er in Zahlen gegeben werden mußte, man

eine beliebig angenommene Einheit, das Gewicht des Quantums Oxygen, mit dem sich jeder Stoff verbindet, zum Grunde gelegt hat: für diese Gewichtsverhältnisse hat man aber, höchst unglücklicher Weise, den alten Ausdruck Atom gewählt; und hieraus ist unter den Händen der französischen Chemiker, die ihre Chemie, sonst aber nichts gelernt haben, eine krasse Atomistik erwachsen, welche die Sache als Ernst nimmt, jene bloßen Rechenpfennige als wirkliche Atome hypostasirt und nun von der Zusammenstellung *(arrangement)* derselben in einem Körper so, im andern anders, ganz in Demokrits Weise redet, um daraus deren Qualitäten und Verschiedenheiten zu erklären; ohne irgend eine Ahndung von der Absurdität der Sache zu haben. Daß es in Deutschland nicht an unwissenden Apothekern fehlt, die auch «das Katheder zieren» und jenen nachtreten, versteht sich von selbst, und darf es uns nicht wundern, wenn sie in Kompendien, geradezu dogmatisch und ganz ernsthaft, als wüßten sie wirklich etwas davon, den Studenten vortragen, «die Krystallform der Körper habe ihren Grund in einer geradlinigen Anordnung der Atome»! (Wöhler, Grundriß der Chemie, Th. I, unorgan. Chemie, p. 3). Diese Leute aber sind Sprachgenossen Kants und haben von Jugend auf seinen Namen mit Ehrfurcht nennen hören, jedoch nie die Nase in seine Werke gesteckt. Dafür müssen sie solche skandalöse Possen zu Markt bringen [16].“

Diese Bemerkungen richten sich gegen die Grundauffassung des historischen 19. Jahrhunderts, welches materialistisch genug ist, die bloßen Erscheinungen für die Dinge an sich zu nehmen. Als einziger überragende Zeitgenosse dieses Jahrhunderts, als einziger großer Bewahrer des klassischen Geistes Europas bekennt sich Schopenhauer zu jenem elementaren Idealismus, den schließlich Kant kritisch klärte, damit aber erst eigentlich wissenschaftlich fundierte. Wie wir sahen, ist es kein Zufall, daß ein Jahrhundert des Materialismus auch ein solches des Historismus sein muß. Beider Todfeind muß jener kritische Idealismus sein, den Kant auf die Höhe führte und Schopenhauer vertiefte, jener Idealismus, der den ewigen Dualismus zwischen Erscheinungswelt und Ding an sich erkennt und fühlt und die Materie ebenso wie das irdische geschichtliche Geschehen unmittelbar für das nehmen kann, als was es sich gibt. Es ist nicht nur ein Unterschied der „Anschauung“, sondern der Unterschied einer grundverschiedenen Geistes-

haltung, ja sogar der Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation, wenn für den einen die Materie die letzte Grundlage der Welt ist und alles sichtbare Geschehen das ist, als was es sich vorstellt, für den anderen dagegen die Materie als bloße „Sichtbarkeit des Willens" definiert wird, wie bei Schopenhauer. Hier wird gezeigt, daß alles, was sich in Natur wie in Geschichte darstellt, nichts ist als die Erscheinung einer Urkraft, eines Urwesens, die sich in allen offenbart und von der alles abhängig ist: womit dem Historismus, für den der Mensch das Maß aller Dinge ist, der Boden entzogen wird, auf dem er sich allein zu gründen vermag. Denn nach dieser Auffassung, die noch einmal die metaphysische Bindung des Menschen, wie sie von den klassischen Philosophen der Vergangenheit betont worden, in einem umfassenden System wiederholt, ist auch der Mensch nichts anderes als eine Objektivation jener an sich seienden Kraft, die für Schopenhauer der Weltwille ist. In einer Schärfe, wie vor ihm kein Philosoph, hat Schopenhauer alle wissenschaftlichen Grunderkenntnisse der Zeit, die die Erscheinungen als letzte Elemente nahmen, als bloße „Hypothesen" entlarvt, indem er die Kantische Lehre besonders von der Idealität von Raum und Zeit auf einer höheren Ebene wiederholte und sie bis in ihre letzten Folgerungen ausbildete und entwickelte. Von dieser Lehre mußte das Grunddogma des Jahrhunderts, die Entwicklungslehre, zur philosophischen Bedeutungslosigkeit herabsinken. Denn da — wie auch der Naturwissenschaftler zugeben muß — die Weltentwicklung nur in Raum und Zeit und nur innerhalb der Gesetze der Kausalität vor sich gehen kann, Raum, Zeit und Kausalität aber bloß die subjektiven Bedingungen und Möglichkeiten der menschlichen Erfahrung sind, so kann Raumzeitlichkeit und somit Entwicklung nicht den Dingen an sich zukommen, sondern nur den „Schatten" — mit Platos Worten —, als die wir die Dinge sehen, als die sie sich objektivieren. Die Darstellung, die Schopenhauer in einer seiner letzten Anmerkungen zu den „Parerga und Paralipomena" gibt, weist gerade an Hand der maßgebendsten kosmologischen Theorie, der von Kant begründeten und von

Laplace ausgebauten, die bloß subjektive Gültigkeit aller naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorien nach:

„Die allem Leben auf der Erde vorhergegangenen geologischen Vorgänge sind in gar keinem Bewußtseyn dagewesen: nicht im eigenen, weil sie keines haben; nicht in einem fremden, weil keines dawar. Also hatten sie, aus Mangel an jedem Subjekt, gar kein objektives Daseyn, d. h. sie waren überhaupt nicht; aber was bedeutet dann noch ihr Dagewesenseyn? — Es ist im Grunde ein bloß hypothetisches: nämlich wenn zu jenen Urzeiten ein Bewußtseyn dagewesen wäre, so würden in demselben solche Vorgänge sich dargestellt haben: dahin leitet uns der Regressus der Erscheinungen: also lag es im Wesen des Dinges an sich, sich in solchen Vorgängen darzustellen . . . Wenn wir sagen, anfangs sei ein leuchtender Urnebel gewesen, der sich zur Kugelform geballt und zu kreisen angefangen habe, dadurch sei er linsenförmig geworden, und sein äußerster Umkreis habe sich ringförmig abgesetzt, dann zu einem Planeten geballt, und das Selbe habe sich abermals wiederholt, und so fort, die ganze Laplace'sche Kosmogonie; und wenn wir nun ebenfalls die frühesten geologischen Phänomene bis zum Auftreten der organischen Natur hinzufügen; — so ist Alles, was wir da sagen, nicht im eigentlichen Sinne wahr, sondern eine Art Bildersprache. Denn es ist die Beschreibung von Erscheinungen, die als solche nie dagewesen sind: denn es sind räumliche, zeitliche und kausale Phänomene, welche als solche schlechterdings nur in der Vorstellung eines Gehirns existiren können, welches Raum, Zeit und Kausalität zu Formen seines Erkennens hat, folglich ohne ein solches unmöglich und nie dagewesen sind; daher jene Beschreibung bloß besagt, daß, wenn damals ein Gehirn existirt hätte, alsdann besagte Vorgänge sich darin dargestellt haben würden. An sich selbst hingegen sind jene Vorgänge nichts Anderes, als der dumpfe, erkenntnißlose Drang des Willens zum Leben nach seiner ersten Objektivation, welcher jetzt, nachdem Gehirne dasind, in dem Gedankengange derselben und mittelst des Regresses, den die Formen ihres Vorstellens nothwendig herbeiführen, sich darstellen muß als jene primären, kosmogonischen und geologischen Phänomene, die also dadurch zum ersten Male ihre objektive Existenz erhalten, welche aber deswegen der subjektiven nicht weniger entspricht, als wenn sie mit dieser gleichzeitig und nicht erst ungezählte Jahrtausende hinterher eingetreten wäre [17].“

Wer eine solche Anschauung vertritt, kann jede Zeiterscheinung nur als unwesentlich betrachten. Sie sieht in Entwicklung und Werden gleichsam nur ein Attribut des ewigen Seins, in der Geschichte niemals Fortschritt und

Höherentwicklung, sondern stets nur denselben Ausdruck des einen Willens zum Leben. Sie muß geringschätzen, was den naiven Menschen als Sinn des Daseins erscheint, und sie kann in der Tendenz, auf dieser Erde ein Reich der Freiheit und des Glücks zu bauen, nur eitle Selbsttäuschung erblicken. Sie muß daher der vollendete Gegensatz zu einem Jahrhundert sein, das sich gerade nur an die Oberfläche der Dinge hält und sie wiederzugeben trachtet, statt in ihr geheimstes, verborgenes Wesen, in ihren Kern, einzudringen. So bildet sie das letzte Symbol des klassischen, auf das ewige Sein der Dinge gerichteten philosophischen Denkens gegenüber dem Historismus des 19. Jahrhunderts, der das Wesen der Welt in den Entwicklungsschritten und -stufen erblickt, in denen es sich unserem kausalen Denken darstellt, und sie wirkt anachronistisch in einem Zeitalter, das an irdische Ziele und an die Verwirklichung irdischer Ziele glaubt und alle Kräfte in den Dienst dieser Verwirklichungsversuche stellt. Die Tatsache aber, daß alles, was wirklich groß im 19. Jahrhundert war, an Schopenhauer und seine Ideen anknüpfte und sie zur Grundlage des kulturellen Schaffens machte, ist der geschichtliche Beweis für die übergeschichtliche Wahrheit Schopenhauers, der in einer Zeit des kulturellen Zusammenbruches und der sich vollziehenden Umwertung aller Werte noch einmal die reinsten, ewigen Töne des besten europäischen Geistes in einem vollen Akkord zusammenfaßte und erklingen ließ.

III.

1848.

Eins der wesentlichsten Kennzeichen des 19. Jahrhunderts ist sein Drang, alle Gegebenheiten und Handlungen unter dem Gesichtspunkte der Politik zu betrachten.

Was sich in diesem Jahrhundert kundtut, ist nicht allein ein Formwandel der Politik, insofern die alte Kabinettspolitik, welche das politische Geschehen von oben herab leitete, nunmehr von einer „öffentlichen“ Politik demokratischer Natur abgelöst wird, vielmehr handelt es sich um einen völlig neuen revolutionären Akt. Das wesentliche

Merkmal dieses Jahrhunderts ist nicht, daß die Verallgemeinerung des politischen Denkens den Übergang zu demokratischen Formen erzwingt, sondern, daß das politische Denken überhaupt erst einmal zur allgemeinen Denkform wird. Es ist eine Frage zweiten Ranges, ob das politische Denken der Zeit konservativ, liberal oder revolutionär ist, ob sich dem demokratischen Drang der Massen „reaktionäre" Gegenkräfte entgegenstemmen und ob die konservativen Kräfte immer wieder die Oberhand über die gärenden Massen mit ihrem Anspruch an politische und wirtschaftliche Macht gewinnen. Der entscheidende Punkt liegt allein darin, daß die Masse in ihrer physischen Kraft wie in der Kraft ihres Bewußtseins durch die technische und wirtschaftliche Entwicklung der Zeit so gestärkt ist, daß sie auch von den konservativsten Elementen nicht mehr übersehen werden kann, daß man mit ihr unter allen Umständen rechnen muß, daß selbst die schroffste „Restauration" in ihrer unerbittlichen Form gerade durch die bereits vorhandene Stärke der Gegenseite bestimmt wird. Es ist daher falsch, wollte man in den konservativen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts den Versuch einer organischen Überwindung der zersetzenden Tendenzen erblicken, wie sie durch den Anspruch der Massen an den alleinigen Besitz der Macht gestellt wurden. Denn auch im Konservativismus dieser Zeit handelt es sich letzlich um wirtschaftliche Fragen, und auch die Konservativen — die nicht umsonst ebenso „Partei" werden müssen wie die verschiedenen revolutionären Gruppen — begnügen sich zutiefst damit, das zu verteidigen, was die anderen, weil sie es nicht haben, erringen wollen: den materiellen Besitz. In dieser „öffentlichen Meinung" stimmen im Grunde alle Zeitgenossen überein, sie mögen nun auf der äußersten Rechten oder auf der extremen Linken zu finden sein.

Sobald ein Volk in politische Interessengruppen gespalten ist, muß die herrschende Regierung in ihren Handlungen ebenso von den Tendenzen der Gegenpartei beeinflußt werden, wie diese ihre Hauptaufgabe in der Überwindung der herrschenden Gruppe erblickt. So ist die unmittelbare

Folge der weitgehenden Verallgemeinerung der Politik eine grundlegende Störung des organischen politischen Kreislaufs einer Nation, die nicht mehr geeint nach außen hin auftreten kann, sondern in erster Linie danach trachten muß, das innere Gleichgewicht mit künstlichen Mitteln und oft nur auf kurze Sicht herzustellen. Wie das liberale Bürgertum, der eigentliche Träger des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts, die letzten Privilegien des früheren Feudalismus zu überwinden trachtet, so versucht bereits um die Mitte des Jahrhunderts das in unmittelbarer Folge der kapitalistischen Maschinentechnik auftretende Proletariat dem jungen Bürgertum den Platz streitig zu machen. So ergibt sich als das kennzeichnend Neue die Tatsache, daß fortan kein Denken und kein Handeln mehr möglich ist, das nicht irgendwie politischen Maximen entspringt oder im Dienste einer politischen Ideologie steht. Diese Umgestaltung war so stark und umfassend, daß Nietzsche seine gegensätzliche Stellung zum Geist des 19. Jahrhunderts nicht besser charakterisieren zu können glaubte als in dem Satze, daß e r der „letzte unpolitische Deutsche" sei.

Damit hat zum ersten Male das politische Denken den Platz eingenommen, den vorher jahrhundertelang das religiöse Denken und Fühlen eingenommen hatte. Während früher die Völker in ihrem religiösen Glauben geeint waren und dieser die allgemeine und letzte Grundlage bildete, in welcher die Menschen wurzelten, wird im 19. Jahrhundert die Religion selbst in das politische Leben hineingezogen und genau so zur „Partei" wie alle übrigen Richtungen des Denkens. Wohl gab es auch früher fruchtbare Auseinandersetzungen über religiöse Fragen und eine echte Kritik an den Dogmen, ja bereits eine echte „Bibelkritik", aber sie wurde abseits vom allgemeinen Leben und Bewußtsein ausgetragen und berührte nur jene geistige Schicht, die in der Lage war, Für und Wider in diesen heiklen Fragen mit objektiven Gründen zu überprüfen. Im 19. Jahrhundert jedoch wird auch die antireligiöse Stimmung, wird auch die „Bibelkritik" zum politischen Fanal. Die religiösen Aufklärer dieser Epoche wie Feuerbach, Bruno Bauer, David Friedrich Strauß gehören

derselben „Hegelschen Linken“ an, deren Schüler 1848 die Massen auf die Barrikaden riefen, um die wirtschaftliche und politische Freiheit zu erkämpfen. Wie alles in diesem Jahrhundert, so wird auch die Auseinandersetzung über religiöse Fragen nicht zur Gewissensfrage jedes einzelnen, sondern sie wird zu einer Macht der „öffentlichen Meinung“. Und wie sich das gesamte geistige Leben in diesem Jahrhundert nach der Stellung abstuft, welche die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen im wirtschaftlichen Leben einnehmen, so finden wir die mannigfachsten Abstufungen der Meinungen zur religiösen Frage je nach der sozialen Stellung der betreffenden Gruppe. Wir haben die radikale Negation aller Religion als „Opium fürs Volk“, als schroffsten materialistischen Atheismus, bei jenen Klassen, deren geistiger Führer Karl Marx zu sein beanspruchte, wir haben die „liberale“ Theologie deistischen Gepräges beim liberalen, fortschrittlichen Bürgertum, und wir haben die erklärteste Orthodoxie mit ihrem Bestreben, politische und religiöse Macht gleichsam zu identifizieren („Thron und Altar“), in den streng konservativen Kreisen. Auch die religiöse Frage wird zur politischen Doktrin, die die Massen ergreift. Und „Ketzer“ ist fortan nicht nur mehr der Irreligiöse, sondern ebenso der religiös Empfindende in den Augen dessen, der seine atheistischen Dogmen für den Höhepunkt aller menschlichen „Aufklärung“ empfand.

Bei den wissenschaftlichen Wortführern der Epoche und bei den Vertretern der nicht zufällig gerade zu dieser Zeit entstehenden Soziologie, gleichgültig ob es sich um Saint-Simon oder Fourier, Proudhon oder Marx, Lassalle oder Weitling, Rodbertus, Wagner oder Lorenz von Stein handelt, herrscht der Glaube, daß die menschlichen Verhältnisse durch eine Umwandlung der politischen und wirtschaftlichen Grundlagen gebessert werden können. Diese Hinwendung zur demokratischen Politik und Wirtschaft wird dadurch so einseitig, doktrinär und kulturzerstörend, daß man unter Glück nur mehr das Glück des Wohlbefindens versteht, das, was einer „hat“, nicht auch das, was einer „ist“ oder was er „kann“. Diese Einseitigkeit prägt dem Jahrhundert den Stempel des

Verfalls auf die Stirn: Nicht, daß dieses auf irdische Ziele gerichtete Denken überhaupt existierte und mächtig war (das war es zu allen Zeiten), sondern daß es ausschließlich diese Ideale ins Auge faßte und für alle Bestrebungen, den menschlichen Blick auch in die Höhe und in die Tiefe zu richten, Spott und Hohn, zumeist aber nur kaltes Unverständnis übrig hatte. Damit wird jene Unduldsamkeit in politischen Fragen möglich, die ganze Völker in verschiedene einander hassend gegenüberstehende Gruppen und Interessenverbände zerreißt und bis zu jenen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts andauert, da in diesem oder jenem Land ein entscheidender Umschwung eintritt und das gesunde Empfinden für die natürlichen völkischen Bindungen der Menschen wieder elementarer zum Durchbruch kommt.

Von allen Arten der Intoleranz war die auf materielle Dinge begründete Intoleranz des demokratischen 19. Jahrhunderts die fürchterlichste. Alle religiöse Intoleranz früherer Zeiten gründete sich auf das ernste Gefühl eines Gottesbewußtseins und eines religiösen Fürwahrhaltens. Und wenn man in diesen Zeiten tötete und zum Tode verurteilte, so letztlich doch aus „moralischen" Gründen, im Glauben an ein ewiges Gesetz, als Vollzieher eines allen menschlichen Mächten überlegenen Willens.

Wesentlich anders wird die Sache erst in einem allgemein politisierten demokratischen Zeitalter, in dem andere Menschen und Völker lediglich unter dem Vorwand, ihnen das Heil der Seele oder ihnen das Geschenk der Zivilisation zu bringen, terrorisiert und versklavt werden. Beispielhaft für diese Wendung des Zieles ist der Terror der Französischen Revolution, jenes geschichtlichen Ereignisses, das recht eigentlich mit grellen disharmonischen Akkorden das 19. Jahrhundert einleitet und dessen geistiges wie materielles Wesen bestimmt. Diese Revolution wurde erstmals unter dem Banner der Menschenrechte geführt, im Namen einer durchaus irdischen und menschlichen Vernunft, die aus sich selbst heraus die Gewähr für die nunmehr beginnende Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gab und dazu keiner Religion bedurfte. Die grelle Paradoxie zwischen

Theorie und Praxis liegt hier darin, daß andere Menschen auf dem Altar gerade von Menschenrechten geopfert werden, daß dafür kein immerhin mögliches überirdisches Gebot angerufen wird, sondern die allgemeine irdische Menschenliebe dadurch verwirklicht werden soll, daß man zunächst andere Menschen umbringt. Während der religiöse Glaubenskampf früher wenigstens die dualistische Struktur der christlichen Religion für sich hat, nach der es Gutes und Böses gibt, und das Böse und Verwerfliche *in maiorem Dei gloriam* ausgerottet werden muß, behauptet die Revolutionslehre von 1789, wie später der Marxismus, daß es Gut und Böse gar nicht gibt, daß jede moralische Weltbetrachtung nur Pfaffengeschwätz sei, eine Erfindung zur besseren Unterdrückung der „ausgebeuteten Klassen", und daß daher die geschichtliche Entwicklung nicht unter moralischen Gesichtspunkten betrachtet werden dürfe, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt der „historischen Notwendigkeit". Damit war praktisch alles erlaubt und alles gerechtfertigt. Die Analogie zu der Lehre Darwins vom ewigen Lebenskampf, in dem nur die Tüchtigsten übrigbleiben und die anderen untergehen, liegt auf der Hand. Und ebenso liegt auf der Hand, daß diese biologische „Ethik" nicht den geringsten Berührungspunkt mit einer allgemeinverbindlichen Sittenlehre wie die Platons, des Christentums oder Kants hat. Moral in diesem Sinne ist im Grunde nichts anderes mehr als die äußerliche Ordnung der in einer Gesamtheit zusammenlebenden Menschen. Gerade dies aber ist es, was jedem Terror auf Grund einer solchen immanenten, irdischen und damit relativen „Ethik" einen so abstoßenden, menschenunwürdigen Charakter verleiht. Jetzt erst wird der Mensch nur um irdischer und menschlicher Interessen willen geopfert, jetzt erst herrscht jene paradoxe Doktrin, daß der Weg zur irdischen menschlichen Brüderlichkeit und zu dem Paradiese, in dem bereits auf Erden Milch und Honig fließt, über Berge von Menschenleichen führen müsse. Diese Paradoxie ist allen edlen Geistern bewußt geworden, als die Erfahrung zeigte, wie die schönsten Ideale durch die blutige Praxis besudelt wurden: Wer zumal in Deutschland die

Französische Revolution als den Anbruch eines neuen, gerechten Zeitalters begrüßt hatte wie Kant, Klopstock und Schiller, der wandte sich voll Abscheu davon ab, als er erkennen mußte, mit welchen unmenschlichen Mitteln die „Menschlichkeit" herbeigeführt werden sollte. Sie glaubten letztlich immer noch an die „absolute" Moral und meinten, die könne auch innerhalb der irdischen Grenzen verwirklicht werden. Die Praktiker der Revolution jedoch wußten von vornherein, daß die Moral nur ein Vorwand war, unter dessen Mantel sich die grausamen Forderungen der Revolution um so besser verwirklichen ließen.

Der Glaube an die eigene, immanente Vernunft und die angeblich „aufgeklärte" und „wissenschaftliche", in Wahrheit jedoch nicht minder an das „finstere" Mittelalter gemahnende Überzeugung von der Fortschrittlichkeit einmal der „Vernunft", wie bei Hegel, oder gar der fragwürdigen „materiellen Verhältnisse", wie bei Marx, sieht jedoch nicht die Grundtatsache: Daß der Mensch in seinem Urwesen stets derselbe und stets unverändert bleibt, mögen sich seine Lebensbedingungen und kulturellen Leistungen noch so sehr ändern. Er sieht nicht ein, daß — wie Schopenhauer so klassisch sagte — die Welt nicht nur eine physische, sondern vor allem auch eine moralische Bedeutung habe[1]. Der revolutionäre Geist des 19. Jahrhunderts, hierin dem Historismus eng verwandt, überschätzt die Bedeutung der geschichtlichen und entwicklungsgeschichtlichen Wandlungen so sehr, daß er glauben konnte, durch einen letzten radikalen Schritt, durch ein maßloses Ziel, durch eine „Weltrevolution" einen Zustand zu erreichen, der allen Menschen Frieden und Seligkeit bringen müsse. Und da er durchaus materialistisch gesinnt war, hatte er nur das „materielle" Glück im Auge. Er verkannte sogar geschichtliche Tatsachen, die ihm bewiesen hätten, daß es Zeiten gegeben hatte, in denen die Menschen auch ohne materiellen Wohlstand glücklich gewesen waren. Von England, in dieser Beziehung der „fortschrittlichsten" Nation, herüberkommend, hat sich die Ansicht, Glück mit materiellem Besitz zu identifizieren, allmählich über ganz Europa ausgebreitet und die Entwick-

lung des 19. Jahrhunderts bestimmt. Insofern ist vor allem auch Adam Smith ein legitimer Vater dieses Zeitalters, und es ist kein Zufall, daß er sein Hauptwerk nicht „Die Größe der Nationen", sondern „Der Wohlstand der Nationen" betitelte.

Es bedurfte eines besonders tiefen und scharfsichtigen Blickes, um die Oberflächlichkeit dieser Ideologie einzusehen und ihr so zu begegnen, wie es Schopenhauer getan hat. Obwohl Schopenhauer als Mensch des 18. Jahrhunderts dem demokratisch-politischen Geiste fern stand, weil er ihn überhaupt nicht für weltwesentlich betrachtete, so hat er doch die wahren und ewigen Verhältnisse klar erkannt und ebenso klar alle Täuschungen durchschaut, denen die Menschen seiner Zeit unterlegen waren. Und er hat in mancher scharfsinnigen Bemerkung seine Verachtung des Geistes des 19. Jahrhunderts erwiesen. In meisterhafter Weise greift er das Problem gerade an einem praktischen Beispiel der Politik jener Tage selbst auf, indem er auf das „reaktionäre" Rußland hinweist, in welchem noch die feudalistische Leibeigenschaft herrscht, und auf der anderen Seite auf das fortgeschrittene liberale England deutet. Er sagt:

„Zwischen Leibeigenschaft, wie in Rußland, und Grundbesitz, wie in England, und überhaupt zwischen dem Leibeigenen und dem Pächter, Einsassen, Hypothekenschuldner u. dgl. m., liegt der Unterschied mehr in der Form, als in der Sache. Ob mir der Bauer gehört, oder das Land, von welchem er sich nähren muß; der Vogel, oder sein Futter; die Frucht oder der Baum; ist im Wesentlichen wenig verschieden; wie denn auch Shakespeare den Shylock sagen läßt:

You take my life,
When you do take the means, whereby I live [2]."

Es ist dabei zu beachten, daß Schopenhauer, wie er an anderer Stelle betont, materielle und soziale Besserungen und Fortschritte durchaus nicht leugnet und durchaus nicht ablehnt: Er hat vielmehr alle tatsächlichen Erleichterungen des menschlichen Loses stets begrüßt. Das Entscheidende jedoch ist, daß er — und hierin ist er der völlige Antipode seines Jahrhunderts — von ihnen nicht das Heil und letzte Ziel der Welt erwartet, daß er sie mit einem Worte nicht

für „wesentlich“ hält, in des Wortes tiefster, d. h. metaphysischer Bedeutung. Auch das Beispiel vom Unterschied des Leibeigenen in Rußland und vom „Pächter“ oder „Einsassen“ in England leugnet nicht die bestehenden Unterschiede ab, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Schopenhauer als Anglophile selbst auch die englischen Verhältnisse für menschenwürdiger hielt als die russischen: Aber er ist gleichzeitig scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß diese Unterschiede nicht wesentlich sind, sondern nur gradmäßig, daß die Sorge hier wie dort bestehen bleibt, und daß allein die Sorge ein ewiges psychisches Gesetz der menschlichen Natur ist, über die nachzudenken es sich lohnt. Daß diese Unterschiede im 19. Jahrhundert verwischt werden, daß das Gefühl für Wesentlich und Unwesentlich verlorengeht, das allein ist es, was Schopenhauer als anstößig empfindet.

Als „klassischer“ Psycholog, der das menschliche Seelenleben auch hinsichtlich seiner metaphysischen Abhängigkeit betrachtete, hat Schopenhauer gewußt, daß kein Zeitalter möglich sei, in welchem die Menschen jemals mit den bestehenden Verhältnissen völlig zufrieden sind. Wenn er auch im geschichtlichen Leben eine Objektivation des einen „Willens“ sah und wußte, daß der Wille bei der Erreichung eines Zieles bereits nach dem neuen Ziele begehrt, so sah er sich als Philosoph verpflichtet, das Irrtümliche in der Auffassung nachzuweisen, als ob auf Erden das letzte Ziel, nach dem sich Menschen sehnten, jemals erreicht werden könnte:

> „Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großentheils aber nur, weil man stets gern bereit ist, diesen das Elend zur Last legen, welches dem menschlichen Daseyn selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfieng und mit ihm sein ganzes Geschlecht[3].“

Und mit bezeichnendem Hinweis auf die Gegenwart, jenes 19. Jahrhundert, das entseelt genug war, von der politischen Revolution auch die Verwirklichung des biblischen Paradieses auf Erden zu erwarten, fährt er fort:

„Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der «Jetztzeit». Diese nämlich sind, als Feinde des Christenthums, Optimisten: die Welt ist ihnen «Selbstzweck» und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glücksäligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit; so würde der Himmel auf Erden existiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf fressen, saufen, sich propagiren und krepiren können: denn Dies ist die Paraphrase ihres «Selbstzweck» und das Ziel des unendlichen «Fortschritts der Menschheit», den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen [4]."

Daß Schopenhauer damit nicht eindeutig die bestehenden politischen Verhältnisse verteidigt, ergibt sich für den von selbst, der erkannt hat, daß der Metaphysiker Schopenhauer der Politik überhaupt nicht die Fähigkeiten zutrauen und zumuten kann, in die ewige Gesetzlichkeit der Natur einzugreifen. Obwohl er sich in seiner Rechtslehre und Politik völlig auf den Boden des monarchischen Gedankens stellt — eine Tatsache, die ihn in den Augen der Weltverbesserer zum „Reaktionär" stempelte —, obwohl er die unbedingte Notwendigkeit eines geordneten Staates einsah und niemals auf den Gedanken verfiel, der Anarchie oder selbst nur der Nichterfüllung staatlicher Gesetze das Wort zu reden, weil der Mensch nun eben einmal nur als zoon politikon existieren kann, so nicht wie Hegel deshalb, weil er meinte, daß ein solcher Staat den vernünftigen Abschluß der gesamten Menschheitsentwicklung darstelle und deren höchste Aufgabe sei, sondern ausdrücklich deshalb, weil er in seiner monarchischen, autoritären Form gegenüber der demokratischen Republik „das kleinere Übel" sieht [5]. Schopenhauer wäre nicht der große Antipode seines Jahrhunderts, wenn er aus bloßer „politischer" oder interessenbedingten Abneigung gegen die revolutionären Tendenzen seiner Zeit einseitig die Fahne der gleichlaufenden und ebenfalls „zeitgemäßen" reaktionären Bewegung ergriffen hätte. In diesem Falle wäre er dem Geist des 19. Jahrhunderts ebenso verfallen gewesen wie alle anderen Zeitgenossen. Er tritt vielmehr nur deshalb für den autoritären geschlossenen

monarchischen Staat ein, weil dieser noch die persönliche Verantwortlichkeit kennt und weil er in ihm die letzte Stütze gegen alle Tendenzen erblickt, welche jede Aufopferungsfähigkeit, jeden Heroismus für überpersönliche Ideale, jeden Idealismus überhaupt geringschätzen vor dem bloßen fadenscheinigen „Glück" und dem materiellen Wohlleben. Sein bekanntes Wort, das Höchste, was ein Mensch erreichen könne, sei ein heroischer Lebenslauf, entspringt derselben Wurzel wie sein Bekenntnis zum autoritären monarchischen Staat und seine Mißachtung aller demokratischen Doktrinen des Glückes, des Geldes, der großen Zahl und damit des zufriedenen Wohlbehagens. Als Kulturkritiker hat er klar erkannt, welche Wandlung sich im 19. Jahrhundert dem 18. Jahrhundert gegenüber angebahnt hatte, und er hat den Unterschied in scharfen Antithesen herausgemeißelt:

> „Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube; heut zu Tage ist es der Kredit. Kaum mag dem Papste selbst das Zutrauen seiner Gläubigen mehr am Herzen liegen, als das seiner Gläubiger. Beklagte man ehemals die Schuld der Welt, so sieht man jetzt mit Grausen auf die Schulden der Welt, und wie ehemals den jüngsten Tag, so prophezeit man jetzt die dereinstige große σεισαχθεια, den universalen Staatsbankrott, jedoch ebenfalls mit der zuversichtlichen Hoffnung, ihn nicht selbst zu erleben [6]."

In dieser Anwendung des doppeldeutigen Wortes „Schuld", das einmal etwas Moralisches und Metaphysisches, zum anderen etwas Kommerzielles und Juristisches bedeutet, durch die Anwendung des doppelsinnigen Wortes „Gläubiger", durch die Gegenüberstellung der Worte Credo und Credit gibt Schopenhauer in wenigen geistreichen und inhaltsschweren Worten eine ganze Geschichtsphilosophie, die den Unterschied des 19. Jahrhunderts, dieser materiellen und kommerziellen Epoche, von der gesamten früheren gesamteuropäischen Kultur und Lebensauffassung prägnant herausarbeitet.

Mit einem Worte: Als Antipode des 19. Jahrhunderts war Schopenhauer kein Zeitgenosse des Jahres 1848, obwohl seine äußere Lebensbahn auch dieses Jahr durchlief, das — nach 1789 — der zweite Brennpunkt der Tendenzen

dieses Jahrhunderts war: um so mehr, als es für das Herz Europas, für Deutschland, so bedeutsam wurde. Dieses Jahr war deshalb von besonderer Bedeutung für ihn, weil es das, was zuvor dumpfe Empfindung in ihm war, restlos klärte und ihn zur entscheidenden Stellungnahme nötigte, einer Stellungnahme, die mehr in die Tiefe dringt als jede für andere gedachte Veröffentlichung, weil sie eine Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst ist und daher eine Enthüllung des eigentlichen individuellen Kernes bietet. Es ist die Stellungnahme, die ein Mensch in seinem Testament einnimmt, in jenem individuellsten Zeugnis, das am tiefsten alles das enthüllt, was ein Mensch in seinem Leben erlebt und erlitten, gedacht und getan hat. Das Testament ist, wenn man sich Schopenhauers Terminologie selbst bedienen will, ein Ausdruck der Urveranlagung eines Menschen, es ist der Ausdruck seiner ewigen Natur, schon deshalb, weil es danach trachtet, die Endlichkeit dieses individuellen Lebens zu überdauern und sie zu überwinden. In diesem Sinne kommt Schopenhauers Testament mindestens ebensolche Bedeutung zu wie seinen übrigen, bereits zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften: dies um so mehr, als die Folgen des Testamentes unmittelbar „praktischer“ und nicht nur theoretischer Natur sind. Das Testament ist nicht nur ein Schriftstück, es ist auch eine „Tat“. Insofern muß ihr auch von der Schopenhauerschen Lehre aus eine größere Bedeutung zukommen als dem bloßen Wort.

Und Schopenhauers Testament spricht in der Tat den schärfsten Gegensatz zu jenem Hauptgrundsatz des 19. Jahrhunderts aus, der sich in den Bestrebungen des Jahres 1848 zu verwirklichen trachtete. Er bedenkt wohl alle, die ihm in seinem Leben durch Freundschaft und durch Verwandtschaft nahegestanden haben, er vergißt auch nicht seine frühere Berliner Geliebte, Caroline Richter, genannt Medon, obwohl er sie Jahrzehnte nicht gesehen hat: Als Universalerben aber setzt er ein „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland in-

valide gewordenen Preußischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind“ [7]. Oswald Spengler weist mit Recht auf die symbolische Bedeutung dieses edlen Aktes hin, indem er sagt, daß niemand sonst an diese Opfer des „politischen Fortschrittes“ gedacht hatte. Diese testamentarische Bestimmung ist keineswegs ein Beweis dafür, daß Schopenhauer ein politischer „Reaktionär“ gewesen sei, wie manche meinten. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte Schopenhauer andere Institutionen zu seinem Universalerben einsetzen können als ausgerechnet einen Fonds, der rein „passive“, charitative Zwecke verfolgte. Es ist bezeichnend für den Menschen Schopenhauer, daß er in voller Überlegung und aus echtem Mitleid an jene Opfer der Revolution dachte, die unschuldig starben oder verletzt wurden, weil sie ihre Pflicht erfüllten. Die gefallenen Revolutionäre starben infolge eines freien Willensentschlusses; insofern besiegelten sie das, was sie selbst wollten und begehrten, mit ihrem Tode: Und man braucht diesen Tod nicht geringzuachten. Jene gefallenen preußischen Soldaten aber — einfache Bauern-, Handwerker- und Bürgersöhne — starben nicht als „Lohndiener des kapitalistischen Systems“, von dem sie selbst nichts wußten, nicht als Polizisten der „Reaktion“ (was wußten diese schlichten Männer schon von politischem „Fortschritt“ oder „Rückschritt“!), sondern in treuer Erfüllung einer soldatischen Aufgabe. Schopenhauer hat um die Tragik dieser Menschen gewußt: Als Opfer einer revolutionären Erhebung zu fallen, die sie nicht gewollt hatten, als unschuldige Opfer in Erfüllung eines Treuschwurs zu sterben. Und aus seiner testamentarischen Bestimmung geht auch hervor, wie tief er die Paradoxie jener revolutionären Fanatiker durchschaute, die darauf beruhte, daß letztlich nicht die mißliebigen Privilegien die Opfer der revolutionären Erhebung waren, sondern jene schlichten Soldaten, die in stummer Pflichterfüllung gefallen oder verkrüppelt waren.

In diesem Sinne ist Schopenhauers Testament wahrhaft aufschlußreich. Ja, man kann sagen: Man kennt Schopenhauer nicht, wenn man nicht um die hauptsäch-

lichen Bestimmungen seines Testamentes weiß. Es ist eines der wesentlichsten Dokumente für seine wirkliche, echteste Menschlichkeit, ein Zeugnis auch für seine wahrhaft überzeitliche Denkungsweise. Unter allen Ereignissen des Revolutionsjahres beeindruckt ihn nur das, was jeden echten Menschen am tiefsten beeindrucken muß und — wie die Zeitgeschichte lehrt — nur Schopenhauer beeindruckt hat: daß das einzige Ergebnis jenes wilden Ringens um die Macht die Toten und Wunden waren, die unschuldig zwischen die Mühlräder der Geschichte gekommen waren.

Die politischen Bewegungen, die zu den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 führten, wären nicht ohne jene geistige Erscheinung und neue „Erfindung" des 19. Jahrhunderts möglich gewesen, die man als Journalismus bezeichnen kann und die ebenso die neue Maschinentechnik zur Voraussetzung und Ursache hat, wie sie selbst der Vater der neuen Erscheinung der „öffentlichen Meinung" ist. Die drei Hauptmerkmale der modernen Zeitung: Aktualität, Publizität und Periodizität sind erst durch die radikalen Umwandlungen der Technik zu Beginn des Jahrhunderts möglich geworden. Aktualität und Periodizität sind weitgehend abhängig von den vorhandenen Bedingungen der Verkehrs- und Nachrichtenübermittlungstechnik, und ebenso hängt die Publizität von so rationell arbeitenden Druckmaschinen ab, wie es die zu Beginn des Jahrhunderts von den Deutschen König und Bauer erfundenen und gebauten Schnellpressen waren. Die Folgen dieser wachsenden Publizität sind allgemein bekannt. Ohne Zweifel wurde der geistige Horizont des Menschen durch sie erheblich erweitert; in ebendem Grade aber wurde das geistige Leben auch verflacht. Es entstand die Gefahr, daß jeder, „weil es in der Zeitung stand", vermeinte, über Dinge mitreden zu können, die er absolut nicht verstand, deren Verständnis vielmehr eine lange Schulung in den verschiedenen einschlägigen Fragen voraussetzte. Wenn der „Bildungsphilister", den Nietzsche so heftig angriff, zum Symptom der Zeit wurde, so war dies nicht zuletzt eine Folge der durch den neuen Journalismus inaugurierten „öffentlichen Meinung". Aus der privaten

Überzeugung wird die öffentliche Meinung, wie ganz entsprechend aus der innerlich notwendigen Haltung die Interesseneinstellung und aus der philosophischen These das demokratische Schlagwort wird. Man tut dem „Aufklärungszeitalter“ des 18. Jahrhunderts unrecht, wenn man von der liberalistischen Bewegung des 19. Jahrhunderts ebenfalls als von einer „Aufklärung“ oder von einem „Rationalismus“ spricht. Trotz aller optimistischen Tendenzen, trotz aller Vernünftelei war die Aufklärung eine ernsthafte Bewegung, die von Männern getragen wurde, die den Dingen auf den Grund zu sehen verstanden, die sich ernsthaft mit den Problemen der Welt beschäftigten und ihre Lösung sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten. Man vergleiche diese Persönlichkeiten mit den zahllosen anonymen Journalisten des 19. Jahrhunderts, um den tiefen Abstand zwischen der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und der „Aufklärung“ des 19. Jahrhunderts voll ermessen zu können. Auf der einen Seite der verantwortungsvolle Ernst eines Lessing und Wolff, auf der anderen Seite Naturen wie Börne und Heine; auf der einen Seite die tiefschürfende wissenschaftliche Abhandlung, das stete verantwortungsvolle Ringen um neue Formen und Ziele, auf der anderen das geistreiche, oberflächliche Bonmot, der bloße spitzige Witz, der oberflächliche Aphorismus, der nur glänzen oder aufpeitschen will und weiter nichts. Drei Jahrtausende hatten sich die Philosophen über ethische Fragen den Kopf zerbrochen, damit im 19. Jahrhundert politische Journalisten auftreten konnten, die solche Fragen aus dem Stegreif beantworteten und in zahllosen Gazetten im Volke für den Umsturz jahrtausendealter Kulturgüter agitierten.

Die uralte philosophische Frage nach der Freiheit des Menschen wurde von ihnen so verstanden, als handle es sich dabei vor allem um die Freiheit der Meinungsäußerung und um die Freiheit der Presse. Es ist bezeichnend, daß gerade die Großen, die diese modernen Forderungen noch miterlebten, wie Goethe, sich stets gegen die schrankenlose Preßfreiheit verwahrt haben. Und es ist nicht verwunderlich, daß Schopenhauer zu ihren energischsten Bekämpfern gehört. Er ist

zwar ehrlich genug, in der Preßfreiheit auch etwas wie ein Sicherheitsventil zu sehen, durch welches die innere Unzufriedenheit nach außen bricht, um dort wesentlich ungefährlicher zu werden. Aber ihre Nachteile wiegen viel schwerer.

> Für Schopenhauer ist sie „anzusehn als die Erlaubniß Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüth. Denn was läßt sich nicht dem kenntniß- und urtheilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vortheil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehn. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt seyn [8].“

In ihrer bedeutsamen, autoritativen Stellung kann die von den Zeitungen inaugurierte politische Weltanschauung geradezu als der Ersatz der Philosophie in früheren Jahrhunderten angesehen werden. Die Zeitung nahm dem Menschen das Denken ab. Wenn sie ihn wirklich — einmal zugestanden — hie und da anregen mochte, so doch nur wieder innerhalb der Grenzen und Richtlinien, welche die Zeitung selbst ihm steckte. Erst damit konnte die Zeitung zu dem werden, als was sie bereits Napoleon bezeichnet hatte: zur „fünften Großmacht“. Sie war — um einen Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen — ein einzigartiges Mittel, den Menschen des „Selbstdenkens“ zu entheben und ihm die vom Redakteur gewollte Meinung als pseudo-selbständige Urteilsbildung zu suggerieren. Wenn aber, wie Schopenhauer sagt, Lesen überhaupt „ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens ist“, weil man dabei „seine Gedanken von einem Andern am Gängelbande führen läßt“ und Lesen somit heißt „mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen denken“ [9], dann muß diese Wahrheit um so mehr für jene zahllosen Menschen gelten, die nicht einmal Bücher, sondern nur Zeitungen lesen, und die dabei vermeinen, objektive Berichte zu erhalten, während gerade die „objektivste“ Berichterstattung sich schließlich als das raffinierteste Verfahren erweist, die „öffentliche Meinung“ in eine bestimmte und gewollte Richtung zu lenken. Denn:

„Übertreibung in jeder Art ist der Zeitungsschreiberei eben so wesentlich, wie der dramatischen Kunst: denn es gilt, aus jedem Vorfall möglichst viel zu machen. Daher auch sind alle Zeitungsschreiber, von Handwerks wegen, Allarmisten: dies ist ihre Art sich interessant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei Allem, was sich regt, sogleich ein lautes Gebell erheben. Hienach hat man seine Beachtung ihrer Allarmtrompete abzumessen, damit sie keinem die Verdauung verderbe, und soll überhaupt wissen, daß die Zeitung ein Vergrößerungsglas ist, und Dies noch im besten Fall: denn gar oft ist sie ein bloßes Schattenspiel an der Wand [10]."

Auch hier hat Schopenhauer die Verquickung des materiellen Momentes mit der Schriftstellerei als die schlimmste Gefahr des zeitgenössischen Journalismus bezeichnet, indem er gleichzeitig auch hier den tiefen Unterschied zwischen früheren Jahrhunderten und dem 19. Säkulum aufzeigt: „Erst in diesem Jahrhundert gibt es Schriftsteller von Profession. Bis dahin gab es Schriftsteller von Beruf" und: „Sobald man schreibt, weil man etwas machen will, — wird es schlecht" [11].

Für Schopenhauer mußte der Journalismus seiner Tage als der deutlichste Beweis für das Unselbständigwerden des Denkens erscheinen, und diese Unselbständigkeit mußte für ihn gleichbedeutend mit einem entscheidenden Mangel an schöpferischer Ursprünglichkeit, an wahrhafter Originalität sein. Seinem scharfen Blick entging nicht, daß der Journalismus, die Ersetzung des philosophischen Denkens durch die politische Doktrin, die Ablösung der dichterischen Produktivität durch die mondäne Tagesschriftstellerei (die er bereits in der Jugend am Beispiel seiner Mutter erleben mußte) aus einer einzigen Wurzel entsprangen. Und es ist für die Blickweite Schopenhauers bezeichnend, daß er die Unproduktivität, die unter allen Jahrhunderten gerade seine Epoche auszeichnete, selbst da wahrnahm, wo sie ein Philosoph von seinem Range im allgemeinen am wenigsten zu sehen vermag: in der Art und Weise, wie sich die Leute kleiden:

„In Europa wird die Weltgeschichte auch noch von einem ganz eigenthümlichen chronologischen Tageszeiger begleitet, welcher, bei anschaulichen Darstellungen der Begebenheiten, jedes Decennium auf den ersten Blick erkennen läßt: derselbe steht unter der Leitung der

Schneider . . . Bloß im gegenwärtigen Decennio ist er in Unordnung gerathen; weil solches nicht ein Mal Originalität genug besitzt, um, wie jedes andere, eine ihm eigene Kleidermode zu erfinden, sondern nur eine Maskerade darstellt, auf der man in allerlei längst abgelegten Trachten aus vergangenen Zeiten herumläuft, als ein lebendiger Anachronismus. Selbst die ihm vorhergegangene Periode hatte doch noch so viel eigenen Geist, wie nöthig ist, den Frack zu erfinden [12]."

In dem Abschnitt der „Parerga und Paralipomena", der über die „Metaphysik des Schönen und Ästhetik" handelt, finden sich die schärfsten Angriffe gegen das Wesen seines Zeitalters, die klar erweisen, wie Schopenhauer von dem Ingrimm gegen die revolutionäre Wandlung des neuen Jahrhunderts so überwältigt wird, daß er die Gefilde der Kulturkritik beschreiten muß, um die Vorbildlichkeit der klassischen Denk- und Schaffensweise um so deutlicher herausstellen zu können. Wir hatten bereits angedeutet, daß das 19. Jahrhundert zwiespältiger Natur ist, daß eine flache offizielle Richtung, die den eigentlichen „Geist" des Jahrhunderts ausmacht, hier völlig dominiert, während die wahrhaft schöpferischen Naturen abseits vom Leben des Alltags ihr Werk in schwerem undankbaren Ringen zu verwirklichen trachten. Es kann nicht verwunderlich sein, daß sich Schopenhauer in seiner Kritik nur gegen d i e s e n öffentlichen Geist wendet, weil e r allein ja der Herrschende ist und weil die besten Schöpfungen dieser Epoche erst viel später, oft sogar erst im Bewußtsein der Nachfahren, die ihnen zukommende Würdigung erfahren. An dieser Stelle seines Alterswerkes nennt Schopenhauer den Zeitgeist einen „Ostwind", der durch alles hindurchbläst; „daher findet man seine Spur in allem Thun, Denken, Schreiben, in Musik und Malerei, im Floriren dieser oder jener Kunst: Allem und Jedem drückt er seinen Stämpel auf [13]." Aber bezeichnenderweise sieht er nur den Geist s e i n e r Zeit als völlig dekadent an; nur s i e ist ihm ein „Zeitalter der Phrasen ohne Sinn", und er sieht diesen Charakter in allen Kulturerscheinungen, die es gibt, wiederkehren, auch in der Musik, denn er führt in deutlicher Wendung gegen die „neudeutsche" Schule Lißts und Wagners aus, daß nicht zufällig gerade d i e s e s Zeit-

alter „auch das der Musiken ohne Melodie und der Formen ohne Zweck und Absicht sein m u ß t e".

„Darum also ertheilt der Geist einer Zeit ihr auch die äußere Physiognomie. Den Grundbaß zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart: nach ihr richten sich zunächst alle Ornamente, Gefäße, Möbeln, Geräthe aller Art, und endlich selbst die Kleidung, nebst der Art, Haar und Bart zu stutzen. Die jetzige Zeit trägt, wie gesagt, durch Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, den Stämpel der Charakterlosigkeit: das Beklagenswertheste aber ist, daß sie hauptsächlich das rohe, dumme und unwissende Mittelalter zu ihrem Vorbild ausersehn hat, von welchem aus sie gelegentlich herüberspielt in die Zeit Franz I. von Frankreich und sogar Ludwigs XIV.[14]"

Obwohl Schopenhauer wahrlich nie viel auf die äußeren Erscheinungen der Kultur und Geschichte hielt, so erschien ihm das, was sich in seinem Jahrhundert an Neuem breit machte, so ausgesprochen verderbt, daß er prophezeite, daß eine spätere und gesündere Generation auf die Kultur seiner Zeit nur mit Abscheu als auf einen noch nie dagewesenen Tiefstand nicht nur der Menschen Schöpfertätigkeit, sondern schon des schlichten bloßen Geschmackes herabsehen würde. „Wie wird ihre Außenseite, in Bildern und Bauwerken erhalten, einst der Nachwelt imponieren!" ruft er ironisch aus:

„Ihre feilen Demokolaken benennen sie mit dem charakteristisch wohlklingenden Namen «Jetztzeit», nämlich als wäre sie die Gegenwart κατ'εξοχην, die von aller Vergangenheit vorbereitete und endlich erzielte Gegenwart. Mit welcher Ehrfurcht wird die Nachwelt unsere, im elendesten Rokokostil der Zeit Ludwigs XIV. aufgeführten Paläste und Landhäuser betrachten! — Aber schwerlich wird sie wissen, was sie, auf Konterfeien und Daguerrotypen, aus den Schuhputzerphysiognomien mit Sokratischen Bärten und aus den Stutzern im Kostüme der Schacherjuden meiner Jugend machen soll[15]."

Die gegenwärtige Nachwelt kann mit Recht dieser Meinung Schopenhauers beistimmen, wenn sie vielleicht auch nicht fähig ist, die Schärfe dieses Urteils für gerecht zu finden. Denn hierbei ist zu bedenken, daß die Zeit des 19. Jahrhunderts, die Schopenhauer noch zu erleben vergönnt war, noch gar nicht die letzte Stufe der Dekadenz erreicht hatte. Zu Schopenhauers Zeit gab es wenigstens noch Architekten im Stile eines Gottfried Semper: Was hätte er zur Architek-

tur und Plastik der achtziger und neunziger Jahre seines Jahrhunderts gesagt?

Die Ursache dieser Verfallserscheinungen liegt allerdings zuletzt in dem Mangel an den führenden Persönlichkeiten im Zusammenhang mit der allgemeinen Angleichung, die ihren letzten Ausdruck in der Herrschaft des Journalismus fand. Diese anonyme Erscheinung übernahm die Führung des Denkens. Die Zeitung wurde zur letzten Autorität erkoren und konnte sich um so eher durchsetzen, als das allgemeine Vorurteil dem gedruckten Wort gegenüber diese Stellung des Journalisten noch besonders begünstigte. Das Ergebnis dieses Prozesses der Umgestaltung des Denkens ist jene „öffentliche Meinung", über die sich bald auch wahrhaft große Staatsmänner nicht mehr hinwegsetzen können, obwohl sie im Grunde ein völlig anonymes und amorphes Gebilde darstellt. Es ist ein Irrtum, schon in früheren Jahrhunderten so etwas wie eine „öffentliche Meinung" sehen zu wollen. Man fragt sich vergebens, was man als „öffentliche Meinung" noch des 18. Jahrhunderts bezeichnen sollte. Im Vergleich zum 19. Jahrhundert erscheint dieser Begriff für frühere Epochen sinn- und gegenstandslos. Dies ergibt sich bereits aus der Tatsache, daß die Bedeutung der Zeitungen im 18. Jahrhundert im allgemeinen noch sehr gering ist und die Zeitschrift die wichtigste Form der Publizität darstellt. Eine wahre Publizität aber ist nur durch hervorragende Aktualität möglich, und diese konnte erst in einem Jahrhundert geschaffen werden, das durch eine neue Verkehrs- und Nachrichtentechnik die Grundlagen für ihre Existenz geliefert hatte. Die Hauptpublikationsform des 18. Jahrhunderts, die Zeitschrift, bedurfte im Gegensatz zur Zeitung des 19. Jahrhunderts noch solcher Persönlichkeiten, die von anderen Zielen geleitet waren als von den schwankenden Forderungen des Tages. Man braucht sich nur zu überlegen, daß Herausgeber und Begründer solcher Zeitschriften in Deutschland Männer wie Gottsched und Thomasius, in Frankreich Leute wie Renaudot, in England Persönlichkeiten wie Defoe, Steele und Addison waren, um den Unterschied von den Eintagsjournalisten des 19. Jahrhunderts voll

zu ermessen. Eine „öffentliche Meinung“ — zum ersten Male von einem Vorläufer der Revolution, von Rousseau, als „einer der vier Grundpfeiler des Staates“ proklamiert — entsteht erst zu der Zeit der ersten großen demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts: zur Zeit der Französischen Revolution. In ihr kommt es zum ersten Male vor, daß ein Journalist zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen kann. Von hier ab wird Demokratie und Journalismus eins, und beide erheben mit dem Anspruch auf die Gestaltung und Schöpfung der „öffentlichen Meinung“ gleichzeitig den Anspruch, von jetzt ab die Richter über Gut und Böse zu spielen. „Der Wille des Volkes muß sich unbedingt Möglichkeiten schaffen, um sich ungebunden zu äußern. Das souveräne Volk richtet von der Höhe seines Thrones durch die Publizität über Gutes und Böses.“ Deutlicher kann die eingetretene Wandlung wohl nicht ausgesprochen werden als in diesem Worte des jungen Joseph Görres: Diese These verkündet laut den Anspruch des journalistischen Geistes, alle Probleme, deren Lösung bisher der Philosoph und Gesetzgeber als seine Aufgabe betrachtet hatte, aus sich selbst heraus und durch Schlagworte zu lösen. Diese Wendung war, zumal im fortschrittlichen Frankreich, bereits im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts so entscheidend vollzogen worden, daß der junge Metternich im Jahre 1805 sagen konnte, die Zeitungen ersetzten Napoleon eine Armee von 300 000 Mann.

So wird die Zeitung allmählich tatsächlich ein konzentrierter Spiegel der Welt, freilich keiner Welt mehr, die sich in ihrem tiefsten und eigentlichen Wesen darstellt, als unmittelbarer Ausdruck des Dinges an sich, sondern einer Eintagswelt mit Hunderten von stets wechselnden Tagesproblemen. Die in den Gazetten, als dem Denkspiegel der neuen Zeit, widergespiegelten Probleme verdichten sich nicht mehr auf das Weltwesentliche, nicht mehr auf die ewige Natur des Menschen und die Gültigkeit eines moralischen Gesetzes, sondern auf jene Forderungen, die die Zeit als notwendig hinstellt und die sich von selbst erledigen, wenn sie unter dem Zwang der Verhältnisse und der geschichtlichen Entwicklung erfüllt worden sind. Wie der Journalist der

eigentliche geistige Repräsentant der Zeit wird, der „Tagesschriftsteller“ an die Stelle des Dichters tritt, so verebbt der Drang zur hohen Dichtung und verflüchtigt sich zur Tätigkeit im Dienst von Zeit und Stunde. Noch zu Beginn des Jahrhunderts war einer der am meisten gelesenen und am meisten anerkannten Schriftsteller ein echter Dichter wie Jean Paul gewesen. Im weiteren Verlauf der Entwicklung tritt das Feuilleton — zum ersten Male von Lewald am „Nürnberger Korrespondenten“ eingeführt — an die Stelle des Buches. Es ist symptomatisch, daß die erfolgreichsten Schriftsteller der nachromantischen Zeit wie Heine, Börne, Laube, Gutzkow, Mundt usw. samt und sonders Journalisten und Feuilletonisten waren. Ihre Wirkung wäre nicht so nachteilig und kulturzersetzend gewesen, wenn daneben eine echte Aristokratie der Führenden geherrscht hätte, fähig, die wahre Kunst zur Geltung zu erheben. Die demokratischen Tendenzen der Zeit, die in den Jahren 1848 und 1849 auch den Fernstehenden klar wurden, waren jedoch so stark, daß es den wenigen schöpferischen Naturen unmöglich wurde, der eingetretenen Verflachung durch eine um so energischere Vertiefung der kulturellen Fragen Paroli zu bieten. Denn die Journalisten und Feuilletonisten fühlten sich durchaus nicht als das, was sie wirklich waren, als Geister zweiten oder dritten Ranges, als bloße Handlanger und Diener, sondern sie fühlten sich als die Repräsentanten des „Zeitgeistes“, als die modernen Geister, und sie hatten nicht einmal unrecht. Wo der Zeitgeist sich nicht mehr aus den Gedanken großer Autoritäten, sondern aus den zu politischen Forderungen erhobenen Bedürfnissen der breiten Masse zusammensetzt, kann nur derjenige ein vollendeter Repräsentant dieses Zeitgeistes sein, der das will, was alle wollen.

Alle diese neuen Erscheinungen machten erst jene Ereignisse möglich, die 1848 und 1849 an den Grundfesten des Staates rüttelten. Es konnte nicht verwunderlich sein, daß ein, allerdings schnell vorübergehender, Stimmungsumschwung in dem Augenblick eintrat, als es den alten reaktionären Mächten, die selbst bereits vom Geist des neuen Jahrhunderts, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, infiziert

waren, noch einmal gelang, die fortschrittliche Bewegung zurückzudämmen. Damit wurde eine pessimistische Stimmung geboren, die es möglich machte, daß man jetzt auf Schopenhauer aufmerksam wurde und ihn zu lesen begann. Freilich vermochte man, als Angehöriger des 19. Jahrhunderts, keinesfalls die wahre Größe und Bedeutung des Mannes zu erkennen. Man bekannte sich hie und da aus durchaus stimmungspessimistischen Gründen zu ihm, ohne zu sehen, daß sein Pessimismus gerade kein Stimmungspessimismus war, sondern sich vielmehr auf eine allgemeine Welterkenntnis und Metaphysik gründete, deren überzeitliche Bedeutung die wenigsten zu ermessen vermochten. Wohl aber hat es Schopenhauer damals vermocht, in diesem oder jenem wenigstens die Besinnung auf das verlorene Erbe des großen europäischen Geistes zu erwecken, und die Folge davon war, daß man — so sehr man noch historisch dachte und sich nach wie vor allein an die Geschichte und Kultur des Menschen hielt — diese doch nicht als geradlinigen Fortschrittsprozeß in der Zeit auffaßte, sondern sie wesentlich skeptischer betrachtete. Die großartige Kultur- und Zeitkritik Schopenhauers im Verein mit dem jetzt sichtbarer gewordenen allgemeinen Kulturzerfall hatte den Grund gelegt zu jener Reaktion gegen den Entwicklungsoptimismus Hegels, die wir mit dem Namen „Kulturpessimismus" benennen, damit andeutend, daß auch diese Reaktion nicht aus einer absoluten Metaphysik resultiert, sondern nur aus einem von anderem Standpunkt aus gewonnenen Überblick über die geschichtliche Erscheinungswelt.

Vielleicht das beachtenswerteste Symbol für diese kurze, bald vorübergehende kulturpessimistische Stimmung ist Ernst von Lasaulx' geschichtsphilosophisches Werk. Obwohl Lasaulx — stark begrenzt allerdings durch seine politische Tätigkeit und seinen orthodoxen Katholizismus — Schopenhauer verehrte und diesem sogar eine seiner Schriften dedizierte (was Schopenhauer zu einigen ironischen Glossen veranlaßte), ist es für die breite Wirkung des Geistes des 19. Jahrhunderts doch bezeichnend, daß der Lasaulx'sche Pessimismus geschichtsphilosophischer Natur ist. Der Historismus der

Zeit ist den Menschen so in Leib und Blut übergegangen, daß sie selbst da, wo sie sich vom Hegelschen Optimismus abwenden, seine historische Blickrichtung und Problemstellung übernehmen müssen. Durch diese neue Anschauung, die sich von Rousseaus Prinzipien beträchtlich unterscheidet, ist Lasaulx zum unmittelbaren Vorläufer Spenglers geworden[16]. Nach der Geschichtsauffassung, die Ernst von Lasaulx in seinem 1859 erschienenen Buche „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte" entwickelt, gibt es keine geradlinige Höherentwicklung der Geschichte in der Zeit in der Art, daß jede jeweils „spätere" Epoche zugleich die „höhere" wäre, wodurch sich allein der Gegenwartsoptimismus des 19. Jahrhunderts rechtfertigen ließe, sondern Lasaulx antizipiert klar und deutlich den biologischen Kulturbegriff Spenglers und faßt Kultur- und Völkerleben ganz analog zum Leben der Organismen auf, woraus sich mit Notwendigkeit die Folgerung ergibt, daß Völker und Kulturen als Organismen genau so altern und schließlich sterben müssen wie jede Pflanze und wie jedes Tier. In seinem Jahrhundert aber sieht Lasaulx bereits den Augenblick der Vergreisung und des langsamen Absterbens und Verwelkens eingetreten. Sein ganzes Werk atmet diesen pessimistischen Geist, der wohl von Schopenhauer den ersten Antrieb empfing, tatsächlich aber mit Schopenhauers objektivem Pessimismus, der sich aufs Weltganze und nicht bloß auf das menschliche Kulturleben richtet, so gut wie nichts zu tun hat.

Einen wesentlichen Beitrag zur Charakterisierung des 19. Jahrhunderts hat Lasaulx übrigens darin geleistet, daß er nicht nur die wachsende Öffentlichkeit der Interessen im allgemeinen Zuge der politischen Demokratisierung als ein Exempel für den eingetretenen Verfall kennzeichnete, sondern daß er die tiefste Ursache für die vorhandene Dekadenz in dem Schwinden und Versickern der echten religiösen Kräfte erblickte. Die Religionen sind gleichsam die Metaphysiken des Volkes. Sie sind, wie sich Schopenhauer ausdrückt, „dem Volke nothwendig, und sind ihm eine unschätzbare Wohlthat"[17]. Ihr Wert hängt ab „von dem größern

oder geringern Gehalt an Wahrheit, den sie, unter dem Schleier der Allegorie, in sich trägt, sodann von der größern oder geringern Deutlichkeit, mit welcher derselbe durch diesen Schleier deutlich wird, also von der Durchsichtigkeit des letzteren“ [18]. Das kulturbildende Ferment der Religion liegt in der Verinnerlichung des Lebens, darin, daß durch sie der Mensch die irdischen Dinge und zumal das vergängliche materielle „Glück“ nicht als die erstrebenswertesten Ziele erachtet, sondern gering von ihnen denkt und dadurch zu heroischeren Aufgaben frei wird. Und die Kulturgeschichte vermag tatsächlich zu lehren, daß die Abkehr von religiösen Bindungen zumeist von einem allgemeinen kulturellen Zerfall begleitet ist, weil sich die Kräfte eines Volkes nicht mehr auf die Schöpfung überzeitlicher zweckloser Kultur- und Kultwerke konzentrieren, sondern im Frondienste zweckbestimmter, „nützlicher“ Aufgaben zersplittert werden.

Das größte und uns am nächsten stehende geschichtliche Beispiel dafür ist das 19. Jahrhundert. Die sich in ihm vollziehende Historisierung und Demokratisierung des Lebens mußte sich folgerichtig in einer Zersetzung der religiösen Überlieferungen auswirken. Wo der Mensch als Maß aller Dinge gilt, vermag man nicht mehr mit allgemeineren Maßen zu messen. Es ist deshalb symptomatisch, daß sich die Hegelsche „Linke“, von der die Bewegung des Jahres 1848 ihren Ausgang nahm, sich gerade auf die Religionskritik warf, soweit sie überhaupt noch rein theoretische Interessen kannte. In diesen neuen Formen religionsphilosophischer Versuche bemerkt man den bedeutsamen Unterschied gegenüber den aufklärerischen Strömungen, beispielsweise des Deismus, der im 18. Jahrhundert die Gemüter bewegt hatte. Hier war die Auseinandersetzung mit Glaubensproblemen noch eine persönliche Gewissensfrage und sogar noch Ausdruck einer echten religiösen Bindung. Die liberale Religionsphilosophie des 19. Jahrhunderts jedoch ist mehr oder weniger ausschließlich zersetzende Kritik. Sie wird gleichsam von einem Standpunkt aus begonnen, auf dem sich der Mensch bereits von vornherein darüber klar ist, daß das Ergebnis rein negativ ausfallen wird. Es ist daher durch-

aus folgerichtig, daß einer der bedeutendsten Vertreter der „linken" Schule Hegels, Ludwig Feuerbach, in erster Linie Religionsphilosoph ist: Denn der kulturzerstörende Geist des 19. Jahrhunderts kann in nichts besser seine negative Struktur und Tendenz beweisen als darin, daß er die Sonde einer ätzenden und psychologisch „erklärenden" Kritik gerade an die religiöse Grundlage einer nahezu zweitausendjährigen Kultur legt. Was Feuerbach von anthropologischer und psychologischer Grundlage aus unternahm, setzten andere Hegelianer wie David Friedrich Strauß und Bruno Bauer schließlich auf historischem und philosophischem Boden fort, bis endlich der radikalste Vertreter des liberalen Individualismus, Max Stirner, die religiöse Bindung auf Grund jener These ablehnen konnte, die die Einleitung seines „Einzigen und sein Eigentum" beschloß: „Mir geht nichts über mich!"

Man darf aber nicht annehmen, als ob nun die Gegenseite die Verkörperung der echten Religiosität der früheren Jahrhunderte gewesen wäre. Der Zeitgeist, der mit Schopenhauers Ausdruck wie ein „Ostwind" durch alle Erscheinungen und Menschen hindurchweht, hat nachdrücklich das Wesen des Religiösen auch da verändert, wo man die christliche Idee noch vertreten zu müssen glaubte, also in allen reaktionären und konservativen Kreisen. Auch hier ist das ursprüngliche religiöse Gefühl verflacht. Die Dekadenz des Zeitalters zeigt sich gerade darin, daß die zersetzenden Tendenzen nicht etwa durch eine neuerliche Vertiefung des religiösen Gefühls beantwortet werden, sondern daß man sich lediglich an das zu klammern und eifrig zu verteidigen begann, was am christlichen Glauben sterblich war und von den aufklärerischen Kritikern mit Recht bekämpft wurde: der tote Buchstabe der Überlieferung und die gesamte starre Dogmatik. Diejenigen Kreise, die das Christentum auch für die Zukunft erhalten wissen wollten, taten den geäußerten Zweifel an der historischen Existenz Jesu nicht etwa mit der berechtigten Gegenfrage ab, ob denn wirklich durch diesen Zweifel der religiöse und moralische Gehalt des Christentums *ad absurdum* geführt würde, sondern sie glaubten, das

Christentum nur dadurch erhalten zu können, daß sie leere Formen statt des echten und allein wertvollen Inhalts verteidigten. So wurde fast in demselben Verhältnis, wie die antireligiöse Welle anstieg, die Reaktion nur um so orthodoxer und dogmatischer: Mit dem Endergebnis, daß sie sich angesichts der wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit nur um so lächerlicher machte und dadurch zumindest ebensoviel zum nahenden Zusammenbruch des Christentums beitrug wie ihre erklärten Gegner. Wenn in der päpstlichen Enzyklika „*Aeterni patris*" zum ersten Male in einem Zeitalter der bedeutsamsten wissenschaftlichen Erfolge und Veränderungen die Philosophie des Thomas von Aquin als die allein wahre und verbindliche Lehre für die katholische Welt vorgeschrieben wird, so handelt es sich dabei um nichts weniger als um einen Beweis für ein echtes kulturschöpferisches Erneuerungsgefühl: Vielmehr handelt es sich dabei um einen starren und einen bloß politischen Akt, durch den man den Zukunftsglauben der Fortschrittsapostel damit zu beantworten suchte, daß man an die Stelle des Fortschrittsdogmas einen ebenso beschränkten, lediglich „reaktionären" Glauben an das Vorbild einer längst verklungenen Epoche setzt. Die Fortschrittlichkeit wird durch die Rückschrittkeit ersetzt. Es ist verständlich, daß die Kirche durch diese erneute Dogmatisierung selbst die größte Schuld an der Einbuße an Macht und Autorität trägt, die sie seit dieser Zeit erleiden mußte. Man kann den Fortschrittsoptimismus nicht dadurch überwinden, daß man unbesehen eine vor 500 Jahren gültige Lehre als allein gültige Autorität proklamiert, sondern nur dadurch, daß man diesen Optimismus leerlaufen läßt und durch ein großes Gegenbeispiel, durch wahre anpassungsfähige Schöpfung aus neuem religiösen Geiste heraus, selbst unter Aufgabe gewisser Dogmen, den Menschen wieder einen Halt in einer unruhigen Welt bietet. Durch ihre starre Haltung hat die Kirche ihre Anhänger vor eine schwere Probe gestellt, die sie oft nicht abzulegen vermochten, wie die deutschkatholische und altkatholische Bewegung in der Mitte des Jahrhunderts und einige Jahrzehnte später wiederum der Modernisten-Streit beweist. So kann es nicht

wundernehmen, daß unter allen akademischen Richtungen der Philosophie Ende des 19. und im 20. Jahrhundert der 1879 feierlich vom Papste proklamierte Neuthomismus die unfruchtbarste, trockenste und weltfremdeste wurde, und darüber hinaus diejenige, die am wenigsten tatsächlichen Neuerungen in der wissenschaftlichen Forschung offenstand. Denn während die „offizielle" Philosophie als Neukantianismus wenigstens auf Kant gründete, oder — wie der Empiriokritizismus von Mach und Avenarius — entscheidende Argumente Denkern wie Berkeley und Hume entnahm, so war allein der Neuthomismus in der wenig beneidenswerten Lage, die gesamte klassische europäische Philosophie von Descartes bis Kant als Absurdität bewerten und vor allem die undankbare und tatsächlich nie auch nur annähernd ernsthaft gelöste Aufgabe bewältigen zu müssen, den Subjektivismus und transzendentalen Idealismus Kants zu „überwinden".

An kaum einer anderen Stelle kann die wahre Überzeitlichkeit Schopenhauers so deutlich ermessen und so sichtbar gezeigt werden, wie an jenem wesentlichen Problem des 19. Jahrhunderts: dem Kampf um den Wert der Religion. Während alle andere Geister nur die eine Alternative kannten, die wir aufgezeigt hatten, — die Alternative, sich zum wissenschaftlichen „Fortschritt" gegen die Religion oder aber zum dogmatischen Glauben gegen die Wissenschaft zu bekennen, ist er der einzige, den eine solche Alternative, die für das 19. Jahrhundert typisch ist, nicht im geringsten beeinflußt. Er hat der einen wie der anderen Seite bittere und wahre Worte gesagt. Er hat gegen die Kritiker den echten Kern der Religion, vor allem auch der christlichen, immer wieder betont, und er hat manches kritische Werk der Aufklärer für notwendig gehalten, um die leblose Formhülle der kirchenchristlichen Dogmatik zu zertrümmern. Seinem scharfen Blicke entging nicht die Veräußerlichung des religiösen Lebens in seinem Jahrhundert, und er glaubte sogar, daß die Bibelkritik z. B. eines David Friedrich Strauß ein durchaus brauchbares Mittel sei, der „Bigotterie und Prüderie" (vor allem in England), auf den Leib zu rücken, ohne nun andererseits diese Bibelkritik restlos zu bejahen.

„Überhaupt ist es an der Zeit, Missionen der Vernunft, Aufklärung und Antipfäfferei nach England zu schicken, mit v. Bohlens und Straußens Bibelkritik in der einen, und der Kritik der reinen Vernunft in der andern Hand, um jenen, sich selbst *reverend* schreibenden, hochmüthigsten und frechsten aller Pfaffen der Welt das Handwerk zu legen und dem Skandal ein Ende zu machen . . . Ist es doch nicht länger zu dulden, daß jene Pfaffen die intelligenteste und in fast jeder Hinsicht erste Nation Europas durch die roheste Bigotterie zur letzten degradiren und sie dadurch verächtlich machen; . . . Dabei geht ihre Dummdreistigkeit so weit, daß sie sogar die ganz sichern, allgemeinen Resultate der Geologie in öffentlichen Blättern mit Zorn, Hohn und schaalem Spott angreifen; weil sie nämlich das Mosaische Schöpfungsmährchen in ganzem Ernst geltend machen wollen, ohne zu merken, daß sie in solchen Angriffen mit dem irdenen gegen den eisernen Topf schlagen." Er nennt die Engländer geradezu eine solche *matter of fact nation*, „daß wenn ihnen durch neuere historische und geologische Entdeckungen (z. B. die Pyramide des Cheops 1000 Jahr älter als die Sündfluth) das Faktische und Historische des Alten Testaments entzogen wird, ihre ganze Religion mit einstürzt in den Abgrund [19]."

Was Schopenhauer in religiösen Fragen also bekämpft, ist der starre Buchstabenglaube, das Festhalten an der Dogmatik in einer Zeit, die ihr völlig berechtigt, mit wissenschaftlichen Gründen, gerade diesen Boden zu entziehen vermag. Dagegen verteidigt er immer wieder die Religion dort, wo sie jenseits aller Dogmatik tief und echt ist, gegen die verständnislosen Angriffe der Aufklärer. Vor allem ist es der „asketische" Grundcharakter der großen Religionen, besonders des Buddhismus, aber auch des Christentums, ihre Verneinung des Willens zum Leben, der ihn anspricht und den er für wesentlicher hält als alle Aufklärungsschriften zusammen. Dieses weltverneinenden Grundcharakters wegen ist er jederzeit bereit, das Christentum gegen seine optimistischen und fortschrittsgläubigen Widersacher in Schutz zu nehmen:

„Haben doch sogar die in neuester Zeit aufgetretenen offenen Feinde des Christenthums ihm die Lehren der Entsagung, Selbstverleugnung, vollkommenen Keuschheit und überhaupt Mortifikation des Willens, welche sie ganz richtig mit dem Namen der «antikosmischen Tendenz» bezeichnen, nachgewiesen und daß solche dem ursprünglichen und ächten Christenthum wesentlich eigen sind gründlich dargethan. Hierin haben sie unleugbar Recht. Daß sie aber

eben Dieses als einen offenbaren und am Tage liegenden Vorwurf gegen das Christenthum geltend machen, während gerade hierin seine tiefste Wahrheit, sein hoher Werth und sein erhabener Charakter liegt, dies zeugt von einer Verfinsterung des Geistes, die nur daraus erklärlich ist, daß jene Köpfe, wie leider heut zu Tage tausend andere in Deutschland, völlig verdorben und auf immer verschroben sind durch die miserable Hegelei, diese Schule der Plattheit, diesen Heerd des Unverstandes und der Unwissenheit, diese kopfverderbende Afterweisheit, welche man jetzt endlich als solche zu erkennen anfängt . . .[20]"

Gerade Schopenhauers schöner, objektiver Dialog „Über Religion" vermag zu zeigen, wie hoch sein Verfasser auch hinsichtlich seiner Stellung zur Religion über den Tagesmeinungen stand. Es gab in diesem Jahrhundert in Bezug auf das religiöse Problem die verschiedensten Gruppen. Auf der „linken" Seite standen Kritiker wie Feuerbach, die die Religion überhaupt „überwinden" wollten, in der Mitte die liberalen Theologen wie Ferdinand Christian Baur und Karl von Hase, ganz „rechts" die orthodoxe Partei mit Tholuck und Hengstenberg. Die politische Parteiung der Zeit kehrt hier in jener Wissenschaft wieder, deren Gegenstand die geistige Hauptmacht der europäischen Kultur seit anderthalb Jahrtausenden war. Daß über dieses Pro und Contra hinaus noch eine andere, großzügigere Betrachtung des Christentums möglich war, hat zu jener Zeit allein Schopenhauer begriffen. So sehr er die Bibelkritik als Waffe gegen Bigotterie und Orthodoxie für brauchbar hält, weil jede starre Dogmatik dem wahren Geiste des Evangeliums im Grunde nicht weniger widerspricht als die konsequenteste antireligiöse Haltung, so wenig kann er dieser Kritik aus tieferen philosophischen und vor allem metaphysischen Gründen rechtgeben. Bei ihm wird die Idee des Christentums — wohl zum ersten Male in dieser Klarheit und Prägnanz — nicht vom dogmatischen und exegetischen, ja überhaupt nicht vom theologischen Standpunkt aus begriffen, ebensowenig freilich unter dem kritischen Standpunkt der historischen Echtheit oder Falschheit der Evangelien: sondern allein unter dem Gesichtspunkt ihrer moralischen und metaphysischen Gültigkeit von einem gereiften philosophischen

Bewußtsein aus. Und diese Idee als solche wird von Schopenhauer durchaus bejaht. Während sich der Historismus ebenso in der christlichen Orthodoxie wie in der rationalistischen Richtung findet, sieht allein Schopenhauer das Wesentliche des Christentums in einem ganz anderen Punkte: dort nämlich, wo es unsterblich ist und eine ewige Wahrheit verkündet: in der metaphysischen und moralischen Idee seines Schöpfers und seiner ersten Anhänger. Von diesem philosophischen Standpunkt aus erledigt sich somit auch die Frage von selbst, ob die Persönlichkeit Christi historisch oder mythisch und legendär ist. Nur der flache Historismus, der weite Kreise des 19. Jahrhunderts beherrschte, konnte diese Frage für entscheidend über Wert und Unwert der christlichen Idee halten. So hat auch in dieser Frage Schopenhauer den relativistischen Geist der Zeit überwunden und das große Beispiel einer echt philosophischen Haltung gegeben. Bei seinem scharfen Blick für alle Unzulänglichkeiten des Kirchen- und Namenchristentums ist ihm — trotz seinen Bemerkungen über Straußens Bibelkritik — immer bewußt gewesen, daß im letzten Resultat das System der Fortschrittsideale der zeitgemäßen Aufklärung noch flacher und engstirniger sein würde, als es jemals auch nur der äußere christliche Kirchenglaube sein konnte:

„Eine längst prophezeite Epoche ist eingetreten: die Kirche wankt, wankt so stark, daß es sich frägt, ob sie den Schwerpunkt wiederfinden werde: denn der Glaube ist abhanden gekommen. Ist es doch mit dem Licht der Offenbarung wie mit andern Lichtern: einige Dunkelheit ist die Bedingung. Die Zahl Derer, welche ein gewisser Grad und Umfang von Kenntnissen zum Glauben unfähig macht, ist bedenklich groß geworden. Dies bezeugt die allgemeine Verbreitung des platten Realismus, der sein Bulldoggsgesicht immer breiter auslegt. Die tiefen Mysterien des Christenthums, über welche die Jahrhunderte gebrütet und gestritten haben, schickt er sich ganz gelassen an, mit seiner Schneiderelle auszumessen und dünkt sich wunderklug dabei. Vor Allem ist das Christliche Kerndogma, die Lehre von der Erbsünde, bei den rationalistischen Plattköpfen zum Kinderspott geworden; weil eben ihnen nichts klärer und gewisser dünkt, als daß das Daseyn eines Jeden mit seiner Geburt angefangen habe, daher er unmöglich verschuldet auf die Welt gekommen sein könne. Wie scharfsinnig! — Und wie, wenn Verarmung und Ver-

nachlässigung überhand nehmen, dann die Wölfe anfangen sich im Dorfe zu zeigen; so erhebt, unter diesen Umständen, der stets bereit liegende Materialismus das Haupt und kommt, mit seinem Begleiter dem Bestialismus (von gewissen Leuten Humanismus genannt) an der Hand, heran [21]."

Wenn wir in Schopenhauer den großen Antagonisten des 19. Jahrhunderts sehen dürfen, so zeigt sich dies am deutlichten in seiner Stellung zu allen den Tendenzen, deren praktische Auswirkung die Revolution von 1848 und 1849 war. In einer Zeit des Historismus wandte er sich den rein absoluten und ewigen Problemen der menschlichen Seele zu, in einer Zeit, die hauptsächlich an den materiellen Fortschritt glaubte, daß zehnmal bedeutsamer, als das, was der Mensch *hat* oder haben kann, das ist, was er *ist*; in einer Zeit, die durch ihre Anerkennung des Entwicklungsdogmas alle Werte zu relativieren sucht, hat er nachdrücklich immer wieder postuliert, daß die Welt nicht nur eine physische, sondern auch eine moralische Bedeutung habe; und er hat so in einer Zeit, die den Angriff auf die transzendenten Religionen als ein Symptom des radikalen Fortschrittes pries, den wahren Wert der Religion hochgehalten, auch dann, wenn er ihre Wahrheiten nur allegorisch nannte. Damit hat er als einziger im 19. Jahrhundert alle die Werte bejaht und bewahrt, die vordem Allgemeingut des gesamten kulturschöpferischen europäischen Geistes waren. Er hat um die ewigen Bindungen gewußt, die jede spätere Zeit der großen Vergangenheit verpflichten. Daß sein Kampf gegen den Geist des neuen Jahrhunderts, der nichts mehr von dieser hohen Verpflichtung wissen wollte, sondern nur auf die nebelhaften Gebilde der Zukunft blickte, der Ausdruck eines so grimmigen Hasses werden mußte, wie er sich in seinem Werke dokumentiert, dies war nicht Schopenhauers Schuld. Nur der Halbe kann ruhig bleiben, wenn das besudelt wird, was die Grundlage der gesamten europäischen Kultur war. So mußte es kommen, und so war es durchaus folgerichtig, wenn die wenigen originalen Köpfe dieses entgötterten Jahrhunderts, in denen nach Schopenhauer noch einmal das beste Erbe des alten Geistes durchbrach — Wagner, Hebbel und Nietzsche, in ihm das große und weise Vorbild erblickten,

dem es nachzueifern galt, wenn Europa noch einmal mit Recht den Anspruch auf geistige, und nicht nur materielle, Führung erheben können durfte.

ANMERKUNGEN.

I. Kapitel.

[1] Denn es ist der Mensch, der dabei ist, sich gerade erst, nach jahrtausendelanger „Sklaverei", die „Menschenrechte" zu erringen.

[2] Stahl war Jude. Der Doktrinarismus des Jahrhunderts war für die emanzipierten Juden der beste Nährboden, den sie sich wünschen konnten. Dies ist nur ein Grund, warum sie in diesem Jahrhundert mit einem Male an den exponierten Stellen stehen. So konnte es nicht ausbleiben, daß Schopenhauer als Antagonist der Zeit auch den Juden kritisch gegenüberstand, trotz seiner sonstigen Toleranz.

[3] Diese Meinung über Optimismus und Pessimismus als Gegenbild derselben Haltung vertritt auch Arthur Hübscher in seinem Aufsatz „Arthur Schopenhauer und die Gegenwart" in „Gedächtnisschrift zur Wiederkehr seines 150. Geburtstages", herausgegeben von C. A. Emge und Otto von Schweinichen, Berlin W 50, vgl. S. 12 f.

[4] Parerga, Kap. XXIII, § 281, D V, 556. (Die Zitate aus den Werken Schopenhauers werden nach der Deussenschen Ausgabe gegeben. Die Textverbesserungen der Ausgabe Hübschers sind jedoch berücksichtigt.)

[5] Ebenda 558.

[6] Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 38, D II, 504.

[7] „Um zu belehren, wie die Welt sein soll, . . . kommt die Philosophie immer zu spät. Als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat . . . Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug" (Hegel, Rechtsphilosophie). — Hegel fühlt sich hier, wie aus dieser Formulierung deutlich wird, als der Philosoph katexochen. Denn er „belehrt" ja als erster nicht mehr, wie die Welt sein „soll" — eine Aufgabe, der sich alle großen Philosophen von Sokrates bis Nietzsche unterzogen haben —, sondern trachtet, von ihrer Vernünftigkeit von vornherein überzeugt, nur danach, die Struktur ihres Entwicklungsganges nachzuzeichnen.

[8] Denn es ist ein logischer Widerspruch in Hegels Lehre, daß die dialektische Entwicklung der Geschichte einmal ein Ende haben könne. Selten ist ein Philosoph einer so prekären Selbsttäuschung unterlegen wie Hegel mit seiner Auffassung, das Ziel und der tiefere „Sinn" der ganzen bisherigen Weltgeschichte sei der preußische Staat seiner Zeit.

Wenn man sich dieser Anmaßung völlig klar wird, erst dann kann man Schopenhauers gallige Tiraden gegen Hegel nicht nur verstehen, sondern sogar für gerechtfertigt halten.

[9] Karl Marx, XI. These über Feuerbach.

[10] Welt als Wille und Vorstellung II, 3. Buch, Kap. 38, D II, 504.

[11] Völlig abwegig erscheint uns daher Spenglers Auffassung zu sein, das moralische Problem beherrsche die ganze Philosophie des 19. Jahrhunderts. Vgl. Spengler: Untergang des Abendlandes, I, S. 468 ff.

[12] Welt als Wille und Vorstellung II, 3. Buch, Kap. 38, D II, 505.

[13] Ebenda 506.

II. Kapitel.

[1] Vgl. Parerga I, Kap. „Über die Universitätsphilosophie", D IV, 159 ff.

[2] Vgl. Welt als Wille und Vorstellung I, Vorrede zur 1. Auflage, D I, XIX f.

[3] Parerga II, Kap. XXI, § 244, D V, 521.

[4] Parerga II, Kap. XXI, § 245, D V, 521 f.

[5] Parerga II, Kap. XXI, § 248, D V, 523.

[6] Parerga II, Kap. XXI, § 249, D V, 523 f.

[7] Parerga I, Kap. „Über die Universitätsphilosophie"; daraus seien, als Gerüst des Aufsatzes, nur folgende kurze Stellen zitiert:

„Zuvörderst nämlich wird eine Regierung nicht Leute besolden, um Dem, was sie durch tausend von ihr angestellte Priester, oder Religionslehrer, von allen Kanzeln verkünden läßt, direkt, oder auch nur indirekt, zu widersprechen" (D IV, 159 f.).

„Diese Staatszwecke der Universitätsphilosophie waren es aber, welche der Hegelei eine so beispiellose Ministergunst verschafften. Denn ihr war der Staat «der absolut vollendete Organismus», und sie ließ den ganzen Zweck des menschlichen Daseins im Staat aufgehn. Konnte es eine bessere Zurichtung für künftige Referendarien und demnächst Staatsbeamte geben, als diese, in Folge welcher ihr ganzes Wesen und Seyn, mit Leib und Seele, völlig dem Staat verfiel, wie das der Biene dem Bienenkorb, und sie auf nichts Anderes, weder in dieser, noch in einer andern Welt hinzuarbeiten hatten, als daß sie taugliche Räder würden, mitzuwirken, um die große Staatsmaschine, diesen *ultimus finis bonorum*, im Gange zu erhalten? Der Referendar und der Mensch war danach Eins und das Selbe. Es war eine rechte Apotheose der Philisterei" (D IV, 167).

„Ich neige mich mehr und mehr zu der Meinung, daß es für die Philosophie heilsamer wäre, wenn sie aufhörte, eine Gewerbe zu seyn, und nicht mehr im bürgerlichen Leben, durch Professoren repräsentirt, aufträte. Sie ist eine Pflanze, die, wie die Alpenrose und die Fluenblume, nur in freier Bergluft gedeiht, hingegen bei künstlicher Pflege ausartet" (D IV, 177).

„Zu den Nachtheilen, welche die Universitätsphilosophie der wirklichen und ernstlich gemeinten gebracht hat, gehört ganz besonders das . . . Verdrängtwerden der Kantischen Philosophie durch die Windbeuteleien der drei ausposaunten Sophisten. Nämlich erst Fichte und dann Schelling, die Beide doch nicht ohne Talent waren, endlich aber gar der plumpe und ekelhafte Scharlatan Hegel, dieser perniciose Mensch, der einer ganzen Generation die Köpfe völlig desorganisirt und verdorben hat, wurden ausgeschrien als die Männer, welche Kants Philosophie weiter geführt hätten, darüber hinausgelangt wären . . .“ (D IV, 190).

„. . . Die Früchte nehmen den Geschmack des Bodens an, auf welchem sie gewachsen sind. Was laut, öffentlich, allseitig angepriesen wird, das wird gelesen, ist also die Geistesnahrung des sich ausbildenden Geschlechts: diese aber hat auf dessen Säfte und nachher auf dessen Erzeugnisse den entschiedensten Einfluß. Daher bestimmt die herrschende Philosophie einer Zeit ihren Geist. Herrscht nun also die Philosophie des absoluten Unsinns, gelten aus der Luft gegriffene und unter Tollhäuslergeschwätz vorgebrachte Absurditäten für große Gedanken, — nun da entsteht, nach solcher Aussaat, das saubere Geschlecht, ohne Geist, ohne Wahrheitsliebe, ohne Redlichkeit, ohne Geschmack, ohne Aufschwung zu irgend etwas Edlem, zu irgend etwas über die materiellen Interessen, zu denen auch die politischen gehören, Hinausliegendem, — wie wir es da vor uns sehn. Hieraus ist es zu erklären, wie auf das Zeitalter, da Kant philosophirte, Goethe dichtete, Mozart komponirte, das jetzige hat folgen können, das der politischen Dichter, der noch politischeren Philosophen, der hungrigen, vom Lug und Trug der Litteratur ihr Leben fristenden Litteraten und der die Sprache muthwillig verhunzenden Tintenklexer jeder Art. — Es nennt sich, mit einem seiner selbstgemachten Worte, so charakteristisch, wie euphonisch, die «Jetztzeit»: ja wohl Jetztzeit, d. h. da man nur an das Jetzt denkt und keinen Blick auf die kommende und richtende Zeit zu werfen wagt. Ich wünsche, ich könnte dieser «Jetztzeit» in einem Zauberspiegel zeigen, wie sie in den Augen der Nachwelt sich ausnehmen wird. Sie nennt inzwischen jene so eben belobte Vergangenheit die «Zopfzeit». Aber an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verschwunden zu seyn“ (D IV, 195 f.).

[8] Vgl. Elisabeth Förster-Nietzsche: Der einsame Nietzsche.

[9] Parerga II, Kap. XXIII, § 272, D V, 546.

[10] Ebenda 545 f.

[11] Parerga II, Kap. XXIV, § 295a, D V, 617 f.

[12] Deshalb ist nichts so verkehrt wie das manchmal vernommene Urteil, Schopenhauer sei der erste „Feuilletonist“ in der deutschen Philosophie gewesen. Gegenüber Kants sprachlicher Unbeholfenheit, die ein Ergebnis seiner schweren, kopernikanischen Arbeit und seiner ehrlichen Gründlichkeit war, gegenüber Hegels Schwerfälligkeit und oft völlig undurchsichtigen Terminologie wirkt Schopenhauers Denk- und Schreibweise

allerdings elegant. Ihm dies zum Vorwurf machen zu wollen, ist absurd. Es sollte im Gegenteil als Grundsatz gelten, daß jeder sich auch in abstraktesten Problemen klar und durchsichtig ausdrückt. Viele neuere Philosophen kommen in den Ruf, „tiefsinnige" Denker zu sein, nur wegen der Zweideutigkeit und Verschwommenheit ihrer Begriffe und ihres Stiles.

[13] Parerga II, Kap. VI, § 76. — Dazu auch ebenda: „Sie meinen, ihr physikalischer oder chemischer Apparat solle statt ihrer denken und solle selbst, in der Sprache bloßer Experimente, die Wahrheit aussagen. Zu diesem Zwecke werden nun die Experimente ins Unendliche gehäuft und in denselben wieder die Bedingungen; so daß mit lauter höchst komplicirten, ja, endlich mit ganz vertrackten Experimenten operirt wird, also mit solchen, die nimmermehr ein reines und entschiedenes Resultat liefern können, jedoch als der Natur angelegte Daumschrauben wirken sollen, um sie zu zwingen selbst zu reden; während der ächte und selbstdenkende Forscher seine Experimente möglichst einfach einrichtet, um die deutliche Aussage der Natur rein zu vernehmen und danach zu urtheilen: denn die Natur tritt stets nur als Zeuge auf." — Was hätte Schopenhauer wohl auf Grund dieser Einstellung zur „experimentellen" Psychologie unserer Tage gesagt, die nicht nur der Natur, sondern sogar der Seele solche „Daumschrauben" anlegt? (D V, 117).

[14] Parerga II, Kap. VI, § 80, D V, 136.

[15] Wille in der Natur, Vorrede zur 2. Auflage, D III, 272 f.

[16] Parerga II, Kap. VI, § 77, D V, 118 f.

[17] Parerga II, Kap. VI, § 85, D V, 151.

III. Kapitel.

[1] Parerga II, Kap. VIII, § 109, D V, 220.

[2] Parerga II, Kap. IX, § 125, D V, 267.

[3] Parerga II, Kap. IX, § 128, D V, 283

[4] Ebenda V, 5, 283.

[5] Parerga II, Kap. IX, § 127. Daselbst findet sich auch, im Gegensatz zur „Natürlichkeit" der monarchischen Ordnung, folgende klassische Charakterisierung der republikanischen Vereinigten Staaten von Nordamerika: „Dagegen sehn wir in den vereinigten Staaten von Nordamerika den Versuch, ganz ohne alle solche arbiträre Grundlage fertig zu werden, also das ganz unversetzte, reine, abstrakte Recht herrschen zu lassen. Allein der Erfolg ist nicht anlockend: denn, bei aller materiellen Prosperität des Landes, finden wir daselbst als herrschende Gesinnung den niedrigen Utilitarianismus, nebst seiner unausbleiblichen Gefährtin, der Unwissenheit, welche der stupiden anglikanischen Bigotterie, dem dummen Dünkel, der brutalen Rohheit, im Verein mit einfältiger Weiberveneration, den Weg gebahnt hat. Und sogar noch schlimmere Dinge sind dort an der Tagesordnung, nämlich himmelschreiende Negersklaverei, verbunden mit äußerster Grausamkeit gegen die Sklaven, ungerechteste Unterdrückung der freien Schwarzen, *lynchlaw*, häufiger und oft ungestrafter

Meuchelmord, unerhört brutale Duelle, mitunter offene Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, Repudation öffentlicher Schulden, empörende politische Eskrokerie einer Nachbarsprovinz, in Folge derselben gierige Raubzüge in das reiche Nachbarland, welche sodann von höchster Stelle aus, durch Unwahrheiten, die Jeder im Lande als solche kennt und verlacht, beschönigt werden mußten, immer wachsende Ochlokratie und endlich der ganze verderbliche Einfluß, welchen die erwähnte Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Region auf die Privatmoralität ausüben muß" (D V, 277).

[6] Parerga II, Kap. IX, § 129, D V, 283.

[7] Vgl. Ludwig Schemann: Schopenhauer-Briefe, Leipzig 1893; darin Schopenhauers Testament, S. 547 ff. Der vollständige Text XVI. Jahrb. 1929, S. 252—262.

[8] Parerga II, Kap. IX, § 127, D V, 275 f.

[9] Parerga II, Kap. XXII, § 261, D V, 537.

[10] Parerga II, Kap. XIX, § 233, D V, 488.

[11] Parerga II, Kap. XXIII, § 272, Anmerkung, D V, 546.

[12] Parerga II, Kap. XIX, § 233, D V, 488.

[13] Ebenda 489.

[14] Ebenda 489 f.

[15] Ebenda 490.

[16] Vgl. Verfasser: Die Geschichtsphilosophie E. v. Lasaulx', in Zeitschrift für deutsche Kulturphilosophie III (1936), Heft 1, S. 95 ff., und Verfasser: Die Ästhetik E. v. Lasaulx', in Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXXI (1937), Heft 3, S. 244 ff.

[17] Welt als Wille und Vorstellung II, 1. Buch, Kap. 17, D II, 185.

[18] Ebenda 186.

[19] Parerga I, Versuch über Geistersehn, D IV, 300.

[20] Welt als Wille und Vorstellung II, 4. Buch, Kap. 48, D II, 705.

[21] Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, § 34, D III, 229 f.

ZWEI BRIEFE ZUR SCHOPENHAUERSCHEN PHILOSOPHIE.

Ein Briefwechsel zwischen Joh. Gottlob von Quandt und Carl Bähr.

Mitgeteilt von

GEORG BÄHR (Dresden).

Zu Anfang des Jahres 1857 hatte mein Vater, der damalige Studiosus Carl Bähr, seine Schrift „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen", die er anläßlich der von der Leipziger philosophischen Fakultät für das Jahr 1856 gestellten Preisaufgabe verfaßt hatte, in Druck erscheinen lassen und das Buch zunächst an Schopenhauer gesandt, zugleich mit einem aus Leipzig, den 9. Februar, datierten Begleitschreiben. Schopenhauer dankte Bähr dafür brieflich am 1. März mit einer eingehenden Würdigung dieser Schrift. Ein Neudruck derselben sowie ein Abdruck von Schopenhauers Brief findet sich im XVIII. Jahrb. 1931, mit einem erläuternden Nachwort von Franz Mockrauer und der Veröffentlichung der „Anmerkungen aus dem Handexemplar des Verfassers", die Bähr während seines Aufenthaltes in Frankfurt im Mai des Jahres 1858 eingetragen hatte [1].

Bähr sandte seine Schrift damals aber auch an Schopenhauers Freund Joh. Gottlob von Quandt. Er erhielt darauf von diesem am 5. Mai 1857 einen acht Seiten langen Brief. Diese ausführliche Antwort regte Bähr zu weiteren eingehenden Darlegungen an, die in der unmittelbaren Briefform verfaßt eine warm und anschaulich geschriebene Ergänzung zu jener Schrift bilden, deren „kalte und abstracte" Schreibweise Schopenhauer in „Erstaunen" setzte.

Wir veröffentlichen im folgenden den Brief v. Quandts an Bähr vom 5. Mai 1857 und Bährs Antwort vom 30. Mai, die sich als Briefkonzept unter Bährs nachgelassenen Papieren gefunden hat, zwar vielfach verändert, mit Einfügungen und Strichen, aber trotzdem klar und eindeutig die endgültige Fassung des Briefes erkennen lassend.

Nicht nur wegen ihres gedanklichen Gehaltes erscheint uns dieser Briefwechsel zweier selbstdenkenden Persönlichkeiten mitteilenswert, sondern vor allem auch darum, weil beide als durchaus ja-sagende Naturen jeder verneinenden Lebensauffassung abhold waren und wohl gerade deshalb zu treuesten und überzeugtesten Verehrern Schopenhauers wurden: Von Quandt einerseits, der alte Freund aus Schopenhauers Dresdner

[1] Vgl. auch Ludwig Schemann, „Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer aus dem Nachlasse von Carl Bähr", Leipzig 1894. Ferner: A. Hübscher, Arthur Schopenhauers Gespräche, XX. Jahrb. 1933, S. 224—265.

Schaffenszeit, der, unabhängig von jeder Dogmatik, Schopenhauer als großen Menschen und Denker so tief und schön erfaßt und lieben gelernt hatte (Brief an Adele Schopenhauer) und mit ihm bis ins Alter in treuer Freundschaft verbunden blieb; und andererseits der einer jüngeren Generation angehörende Carl Bähr, dem die Lehre Schopenhauers zum größten inneren Erlebnis wurde, und der sich dessen besondere Wertschätzung gerade deshalb erwarb, weil er, nach Schopenhauers Worten, „seine Philosophie gründlich verdaut und frei reproducirt“ habe. (Siehe Gespräch vom 1. Mai 1858.)

Sr Wohlgeboren

Herrn C. G. Bähr

abzugeben bei Herr Professor Bähr

alhier.

Sie haben mir, hochzuverehrender Herr, mit Ihrer Beleuchtung der Schopenhauerschen Philosophie ein so liebes Geschenk gemacht, daß ich mich von dieser werthvollen Gabe unmöglich trennen konnte, unerachtet ich schon ein Exemplar dieser Schrift besaß. Von dem Exemplare welches ich gekauft, habe ich eine gute Anwendung gemacht und es meinem Freunde dem Pastor Seidemann zu Eschdorf geschenkt, der ein Verehrer Schopenhauers ist.

Daß ich meinen Dank erst jetzt ausspreche, mag Sie überzeugen, wie wahrhaft solcher ist, denn ein Buch wie das Ihre zu studieren bedarf es, selbst bei Bekanntschaft mit dem Stoffe, eine geraume Zeit.

Ihr Werk ist sowohl eine Darlegung der Kantschen als der Schopenhauerschen Philosophie.

Hinsichtlich Kants, den ich überaus hoch verehre, muß ich in der Kürze meine Überzeugung aussprechen, daß es mir scheint, als wenn es seine Absicht gewesen wäre, die Philosophie so auf drei Kategorien, Zeit, Raum und Causalität, wovon die Erstere wohl nur, gleichsam, die Gedankenform der Dritten ist, einzuengen, damit der Geist einen anderen Ausweg suche, als den des abstracten Denkens. Unverholen spricht dies Kant selbst in der Anthropologie aus, wo vom höhren und niedren Erkenntnisvermögen die Rede ist und Ersteres, ohne das Andere, mit einem Könige ohne Unterthanen verglichen wird. Ich verehre Kant weit mehr wegen dem, was hinter den Kritiken in seinem Geiste stand, als wegen seiner Grenzmessungen der reinen Vernunft, des Verstandes und der Urtheilskraft. Er stellte sich die Fragen, was kann ich wissen? was darf ich glauben? was ist das höchste Gut? und erlaubte sich nicht mehr zu sagen, als was er zu wissen meinte, denn nur das Gewußte war ihm gewiß. —

Rosenkranz hat trefflich in der Vorrede zur Krt. der Urtheilskraft p. XI den Kampf nachgewiesen, welchen Kant mit sich gerungen, um nicht auszusprechen, was er dachte, aber nicht beweisen zu können glaubte und so lag in der Tiefe seines Geistes alles, was in divergierenden Rich-

tungen die neueren Philosophen entwickelten und doch auch ein Centrum haben muß, welches nun Schopenhauer gefunden hat.

Sie erkann[ten], wie auch zu Schopenhauers Philosophie in Kants Schriften Andeutungen liegen und eine der wichtigsten Stellen scheint mir zu seyn, Kt d. U. K. § 63, p 252 „Von dem eigenthümlichen Charakter der Dinge als Naturzwecke. — Diese Zufälligkeit seiner Form bei allen empirischen Naturgesetzen in Beziehung auf die Vernunft, da die Vernunft, welche an einer jeden Form eines Naturproducts auch die Nothwendigkeit derselben erkennen muß, wenn sie auch nur die mit seiner Erzeugung verknüpften Bedingungen einsehn will, gleichwohl aber an jener gegebenen Form diese Nothwendigkeit nicht annehmen kann, ist selbst ein Grund, die Causalität desselben so anzunehmen, als ob sie eben darum nur durch Vernunft möglich sey; diese aber ist alsdann das Vermögen nach Zwecken zu handeln (ein Wille) [; und] das Object, welches nur als aus diesem möglich vorgestellt wird, würde nur als Zweck für möglich vor[ge]stellt werden[2].“ Zugleich erklärt diese Stelle auf das deutlichste nicht nur die Verschiedenheit, sondern auch Sinnverwandtschaft von Wille und Kraft, denn aus den Worten Kants folgt, daß der Wille ein Drang ist, der zur Nothwendigkeit wird, nach Zwecken zu schaffen und zu handeln, und Kraft nur die Möglichkeit zu schaffen und zu handeln, Kraft also, blos potentieller Wille ist, ohne Bewustseyn eines Zwecks.

Es möchte schwer werden ein anderes Wort als „Wille“ zu finden, welches die Begriffe, schöpferischer Verstand (Nous) Kraft und das nothwendig Seyende, umfaßte.

Auch ist das Wort „Wille“, in diesem Sinn, etymologisch zu rechtfertigen und hängt mit „*Voluntas*“ genau zusammen. Auch führt Adelung Beispiele an, wo Wille, das Gewollte, ein wirkliches Ding bedeutet. Daß Schwenk die Zeitwörter „wollen“ und „wälzen“ stamm und sinnverwand hält, etwas in der Seele hin und her wälzen *volvere in animo*, so daß auch Welle mit Wille verwand wären, entscheidet über die eigentliche Bedeutung des Wortes „Wille“ nichts. Wohl aber ist von Wichtigkeit was Adelung sagt und zeigt, welch ein philosophischer Geist die deutsche Sprache durchdringt.

Wenn nun auch hierin der Gedanke zu Schopenhauers Philosophie liegt, so ist diese doch sein Eigenthum, denn er war es, der zuerst im Gemüthe die Entdeckung machte, daß der Wille, ich möchte sagen, die Fundamental-Kategorie ist, unter welcher wir alles Wirkliche (das Gewollte) denken.

Bisher blieb eine Kluft zwischen Idee und Realität, dem Dinge an sich und dem Wissen, der Materie und dem Geiste, welche ein Abgrund schien, den die Metaphysik nicht auszufüllen vermöchte, weil sie in ihrem Bereiche keinen festen Boden finden konnte und nun erst hat ihr

---

[2] Hartensteinsche Gesamtausgabe (1838/39) 7. Bd., S. 241 (§ 64 der erwähnten Schrift).

Schopenhauer einen festen Grund gegeben, der alle Gegensätze von Wissen und Seyn, von Idee und Wirklichkeit, von ich und du, aufhebt.

Ich zweifle jedoch, daß mein alter Freund Schopenhauer mit meinen Betrachtungen zufrieden seyn würde, denn er mag es nicht, daß man über sein System reflectirt, weil dies sehr oft in feindlicher Absicht geschehn ist.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir scheint, als wenn Schopenhauer durch seinen Pessimismus und die Abnegation des Willens, die er fordert, zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben hätte, denn dieses Nicht-Wollen ist doch immer ein Wollen und scheint sich selbst zu widersprechen, woraus das sich selbst nicht mögen und hieraus wieder der Lebensabscheu und die Weltverachtung entsteht. Sie aber haben davon eine andere Ansicht aufgefaßt und gewiß die Richtige, daß Schopenhauer mit der Abnegation nicht die Verneinung des Allwillens, sondern des persönlichen Willens, den man auch Egoismus nennt, gemeint hat, denn wäre unter der Abnegation des Willens, ein Verneinen des Individuum seiner selbst, zu verstehen, so bliebe doch ein Widerspruch, denn das Nichtwollen eines Bestandtheils eines gewollten absoluten Ganzen, widersetzte sich dem Allwillen, der Allwille wollte sodann nicht seine Absolutheit. Der Egoismus ist aber nur ein Privatwille, der das Ganze nicht und nur sich selbst will. Der Egoismus ist eine Borniertheit des Willens. Sie haben durch Ihre Beleuchtung erst Licht in diese dunkle Stelle gebracht, was Schopenhauer gewiß mit Dank erkennen wird.

Ganz vortrefflich finde ich, daß Sie auf die Folgerichtigkeit der Schopenhauerschen Philosophie achtsam machen, welche nur erkannt wird, wenn man die Theile derselben in Zusammenhang auffaßt und seine Ethik, die mir unter allen Schriften Schopenhauers die liebste ist, scheint mir der Focus und lichteste Punkt des Systems.

Eine Philosophie kann einem anderen nicht rund und auf einmal eingegeben werden, wie eine Bille [so!], sondern discursiv und alle Beurtheiler der Schopenhauerschen Philosophie, welche solche stückweise angriffen, waren voreilig, zumal die in der Kantischen Philosophie Befangenen, weil sie in dem Willen eine Antinomie zu entdecken glaubten, der aus dem einen Standpunkt betrachtet, der metaphisische [so!] Grund der Dinge und aus einem anderen Standpunkte, alles Seyende selbst ist.

Kant fühlte die Nothwendigkeit ein Seyendes *(ens)* vorauszusetzen, welches wir unter den Formen der Kategorien denken, denn sonst wären diese leer. Wenn nun Kant meint, daß unsere Vernunft so eingerichtet sey, sich das Ding an sich unter diesen Kategorien zu denken, ohne solchen objective Gültigkeit beizulegen, so leuchtet doch überall der Glaube hindurch, daß auch das Ding an sich, so eingerichtet ist, daß wir es unter jenen Formen denken können und also ein Verhältnis zwischen dem denkenden Geist und dem Dinge Statt findet. Dieses Ding an sich, bleibt jedoch immer eine petitio principii, wogegen aber der Wille eine Erfahrung ist die jeder durch Selbsterkenntnis macht und

keiner so wenig bezweifeln kann, wie irgend ein Axiom oder sein Bewustseyn.

Da mir nun einmal im Anfang die Äußerung entschlüpft ist, daß die Zeit die Form der Causalität sei, so muß ich auch bekennen, daß ich das Nacheinander der Zeit für eine täuschende Form halte, unter welcher die Causalität gedacht wird. Die Wirkung kann nicht der Ursache vorausgehen — das versteht sich von selbst — aber völlig gleichzeitig müssen beide seyn, denn eine Sache ist dann erst Ursache, wenn sie wirkt und kann vor ihrer Wirkung nicht schon Ursache sein, was eine unleugbare Wahrheit ist, auf welcher der Spinozismus unerschütterlich ruht, unerachtet ihn Kant und Schopenhauer, jedoch aus verschiedenen Standpunkten, bestreiten.

In Beziehung auf Schopenhauers Philosophie ist es nicht entscheidend, ob wir den Willen für das Erste und das Seyende als dessen Educt für das Zweite halten, denn der Wille kann an und für sich betrachtet werden und bleibt Wille auch ohne etwas zu verwirklichen, allein wenn wir ihn für die Grundursache alles Seyns oder mit dem Seyenden identisch halten, so müssen wir Wille und Seyn als gleichzeitig denken und das Nacheinander der Zeitmomente als Form der Causalität aufgeben, was Vielen darum schwer wird, weil die alte Metaphisik nach einem Ersten und Ursprünglichen fragte, was also kein Gleichzeitiges haben konnte, weil es dann nicht das Erste und Ursprüngliche gewesen wäre. Sodann auch liegt eine Schwierigkeit, sich das Simultane zu denken, in der Täuschung, daß eine Succession zwischen Ursache und Wirkung Statt finden müsse, weil das Denken selbst in der Zeit discursiv vollzogen wird, woher die Ausdrücke „Grund und Folge“ entstanden sind. Man hat nur an die Figur des Schlusses gedacht, in der freilich der eine Begriff der Obere, der andere der Untere seyn mußte, oder der eine die erste, der zweite die darauffolgende Stelle einnimmt, obwohl der untere Begriff im Umfange des Oberen liegt und mit diesem gleichzeitig zusammen gedacht wird.

Schopenhauer erklärt sich hierüber nicht, und hierüber mit ihm zu sprechen habe ich vermieden, weil sich zeigen würde, daß der Begriff „Wille“ und der Begriff „Gott“ identisch sey. So wären wir denn, da Wille und das wirklich Seyende eins ist, beim Pantheismus angelangt, dem wir nicht entgehn können, da alle Strahlen des Denkens in diesem Focus zusammenlaufen.

Ich muß mich mit Gewalt von der schriftlichen Unterhaltung losreißen, was auch eine Abnegation meines Willens ist, um Sie nicht zu ermüden und schließe mit der Versicherung daß ich mit wahrer Hochachtung verbleibe

Ihr

ergebenster

Dresden den 5 April 1857. v Quandt

*

Brief an Herrn von Quandt

abgesandt am 30 Mai 1857

Einen Tag vor Pfingsten.

Hochwohlgeborener, Hochgeehrter Herr!

Ew. Hochwohlgeboren haben durch Ihr gütiges Schreiben vom 5ten April mich einer Auszeichnung für würdig befunden, die mir zur größten Freude und Überraschung gereichte, sowenig sie von meiner Seite verdient war. Wenn ich erst jetzt mich entschließe, Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gunst meinen innigsten Dank auszusprechen, so ist an dieser Verzögerung zum Theil mein Vorsatz schuld, die einzelnen Punkte Ihrer schriftlichen Unterhaltung in Erwägung zu ziehen und daran weitere Betrachtungen anzuknüpfen. Es haben aber auch von dem mir über Alles angelegenen Studium der Philosophie mich Beschäftigungen anderer Art wenigstens für eine Zeit lang abgezogen. Unterdeß muß ich mit Recht befürchten, daß meine Meinungen und Grundsätze dem geprüften Urtheil eines Mannes von Ihren Einsichten zu leicht ins Gewicht fallen. Nur über eine in Ihrem geehrten Briefe angeregte Frage, die mir besonders Gegenstand des Nachdenkens war, will ich mir einige Bemerkungen erlauben. Sie betrifft das Verhältnis der anschaulichen zur apriorischen Erkenntniß.

Sie heben hervor, wie Kant die Philosophie durch seine Kategorien und die Anweisung, die er von deren Gebrauche giebt, dergestalt eingeengt habe, daß der menschliche Geist gezwungen worden sei, einen anderen Ausweg zu suchen, als den des abstracten Denkens. Im Gebiete der Mittheilung, der verständigen Deduction und Kritik, sagt uns Kant, ist nichts zu finden, was uns über die Möglichkeit der Erfahrung hinausführt. Alle Mittheilung beruht auf Anschauung — dieser Satz folgt consequent schon aus der untergeordneten Stellung, welche Kant, sehr zum Unterschied von seinen Nachfolgern, der Logik anweist. Unter Anschauung versteht er aber überhaupt dasjenige, was nicht zum abstracten Denken gehört, und es ist gerade ein wesentliches Verdienst Kants, daß er hierunter auch die „reine“ Anschauung befaßte, diese ausscheidend von den abstracten Denkgesetzen, mit welchen man sie späterhin leichtfertig wieder zusammenwarf. Alle Anschauung ist sonach theils empirisch, theils rein. Die letztere hatte man bisher für die Quelle der Metaphysik angesehen, während Kant uns beweist, daß sie dies nun und nimmermehr sein kann, indem sie gerade nur die Form, nur die subjective, phänomenale Seite aller Erkenntniß ist. Zur Erkenntniß eines Übersinnlichen darf der Satz des Grundes nicht als Brücke dienen; auch wäre es mit dieser Brücke nicht genug, „denn am jenseitigen Ufer kann man mit keinen Materialien der Sinnesvorstellung bauen“. (Üb. eine Entdeckung, nach der alle neue Kr. d. r. V. entbehrlich werden soll. Erster

Abschn. Litt. C.[3]) Zwar wird auch durch reine Anschauung unser Wissen bereichert, aber nur unser Wissen von dem, was an den Dingen phänomenal und subjectiv ist; wir erfassen in ihr dasjenige Element der Erfahrung, welches durch und durch Verständlichkeit ist, oder, wie Fichte sich treffend ausdrückt: das uns objectiv vorschwebende, erscheinende Wissen selbst, unsere Endlichkeit, vor uns selbst hingestellt, und aus uns selbst herausgeworfen. (Bestimmung des Menschen, 2. Aufl. 1825, pag. 103.)

Hieraus folgt nun der große Vorzug der sinnlich-anschaulichen vor der apriorischen Erkenntnisweise, ein Vorzug, den Kant hinlänglich erkennt und zur Geltung bringt durch das von Ihnen berührte Gleichniß von dem König ohne Volk, — der aber bei Kant überhaupt noch zu keinen positiven Resultaten führte, da seine ganze Thätigkeit durch die große Aufgabe in Anspruch genommen ist, die Grenzen des reinen Wissens abzustecken, und damit der Scholastik ein Gebiet unserer Erkenntniß zu entreißen und auf immer zu versperren, das jene bis dahin mit soviel Glück ausgeplündert hatte, und woher sie alle ihre metaphysische Contrebande bezog.

Erst nachdem dies Erkenntnißgebiet vollkommen und kritisch gleichsam bewältigt war, sodaß kein Schlupfwinkel übrigblieb zum künftigen Versteck für Nachtgespenster, und man hiermit zugleich erkannt hatte, daß „die gerühmte Fruchtbarkeit der dürren ontologischen Wüsten" der Metaphysik nichts zu erhoffen gab, durfte man zur sinnlichen Anschauung zurückkehren, über die man ja anfangs hinausfliegen wollte durch Entleerung (Abstraction) von jedem Erfahrungsinhalt, die aber bei aller Abstraction mit ihrem vielfältigen, reichen, bedeutsamen Inhalt unverletzt stehen blieb, gleichsam als der feste Hintergrund unseres Bewustseins. Mit verbesserten, obgleich bescheidneren Voraussetzungen durfte man an die Stelle der deductiven vorerst wieder die inductive Betrachtungsweise setzen.

Letzteres geschieht bei Schopenhauer, der durch seine Vereinfachung der Kantischen Resultate aufs deutlichste die Notwendigkeit zeigt, alles objective Wissen auf die Anschauung zu gründen, für welche es nach ihm keine Negation giebt und daher auch keinen Irrtum. (W. a. W. u. V. Bd. I. pag. 514 z. Anf.) Darin liegt aber zugleich die Abwehr des Skeptizismus, den man noch heute als die unvermeidliche Folge der Vernunftkritik, sowie jeder Philosophie, die kein absolutes Wissen decretirt, zu behaupten wagt. — Eine hohe Würdigung erfährt zwar die anschauliche Erkenntnis auch schon bei Schelling, doch will mir scheinen, daß er die Bedrängnis, in welche Kant die denkende Welt versetzt hatte, und derzufolge sie im ästhetischen Gebiete Trost suchte, nach Jacobi's Vorgange zur Übervortheilung der rationellen Methode und Erwägung gemißbraucht habe.

---

[3] Hartensteinsche Ausgabe (1838/39), Bd. 3, S. 350.

Die ästhetische Anschauung hat gleich der blos empirischen, zwar die sinnliche Welt zu ihrer Grundlage, doch unterscheidet sie sich von aller Empirie in einer wichtigen Hinsicht. Sie kann nämlich nach Inhalt und Form, die erstere nur ihrer Form nach, d. h. nach ihren subjectiven Voraussetzungen untersucht werden. Schopenhauers Ästhetik bleibt daher bei der Form stehen und begnügt sich, diese erklärt zu haben, weshalb sie von den Allwissern den Vorwurf erfährt: sie lasse den eigentlichen Kern, den unter der ästhetischen Form uns geoffenbarten Inhalt unberührt und unverstanden, sie sei nihilistisch, wie das ganze System. Allein man sollte beachten, daß jener Kern, so wenig er betrachtet werden kann, ebensowenig auch der Abstraction (und eben darum der wörtlichen Mitteilung) zugänglich ist. Worin läge auch der Vorzug eines Kunstwerks, wenn es sich in Begriffe auflösen ließe. Die sinnliche Anschauung, wozu im weiteren Sinne auch alle innere Wahrnehmung gehört, ist allein ein Gegenstand abstrakter Mitteilung; daher darf auch nur sie den Stoff zu philosophischen Betrachtungen liefern. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß der Philosoph, dessen klares Auge frei und ruhig auf den Dingen ruht, die überzeugende Gewalt und Evidenz seiner Mitteilung von seinem Genius zu Lehen empfange. Denn ohne jene Freiheit von Zweck und Absicht, die dem künstlerischen Genius eigen ist, kann auch der Philosoph zu keiner tiefen Auffassung der Dinge gelangen. Immerhin aber muß der Gegenstand seiner Mitteilung ein Jedem zugänglicher sein, wenn auch zu seiner Art, die Dinge zu betrachten der minder Befähigte, von Natur niedriger Gestellte sich nie oder doch selten aufschwingen kann.

Hiermit scheint mir die rechte Mitte gefunden zwischen der Vergötterung des offenbarenden Genius in philosophischen Systemen und der auf alltäglicher Breite fortschreitenden Empirie oder auch an logischen Formeln ein Genüge habenden Scholastik. Auf zwei Gebieten bewegt gleichzeitig sich alle wirklich gehaltvolle und ursprüngliche Philosophische Betrachtung. Auf dem einen steht sie unter den stillen aber mächtig waltenden Einflüssen des Genius, die sich mehr oder minder den Blicken des Ungeweihten entziehn, im anderen Gebiet betritt sie das Allen zugängliche helle Feld der Kritik und besonnen Demonstration, das sie niemals verlassen darf, um auf ein „absolutes Bewustsein", auf Anschauungen höherer Art als die sinnlichen, auf Offenbarung und dergleichen sich zu berufen, und dadurch der Schlüssigkeit ihrer Beweise zu Hülfe zu kommen.

Wohl aber darf sie, wenn sie an den Schranken steht, wo alle menschliche Mitteilung verstummt, darauf hinweisen, daß es noch eine höhere Form der Auffassung gebe, als die vernünftige, welche freilich zur Quelle von Mitteilungen zu machen, eben unvernünftig sein würde. Am Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen wird sie uns also die trostreiche Aussicht auf eine Erkenntnisweise höherer und anderer Art eröffnen, keineswegs aber mit derartigen Erkenntnissen den Anfang

machen. Diejenigen Philosophen, welche vor allen Dingen die Vernunft aus dem Dienst schicken, um wie sie vorgeben, das Urprinzig, die Grundvoraussetzung ihrer Lehre enthousiastisch zu erschauen, gleichen den politischen Schwärmern und Sansculottes, welche behaupten: es könne kein genügender Anfang gemacht werden zu einer staatlichen Organisation, als mit Anarchie. —

Nur der Genius ist, meinem Einsehen nach, auch in der Metaphysik berufen, Neues und Ursprüngliches hervorzubringen; aber das Prüfen, das Sichaneignen, ja auch die Feststellung der Voraussetzungen jeder Philosophie, die Betrachtung des Erkenntnisvermögens und Kritik der Vernunft bleibt Gemeingut und ein gemeinsames Anrecht aller denkenden Menschen. Und mit dieser Beschränkung stimme ich dem bei, was Kant (Kr. d. V. erste Aufl. p. 831.)[1] sagt: „daß die Natur in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner parteyischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen sei, und die höchste Philosophie in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur es nicht weiter bringen könne, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen."

Ich muß aber besorgt sein, hochgeehrter Herr, Ihre Geduld längst erschöpft zu haben, und nur Ihr gütiger und ausführlicher Brief, dem ich die Erlaubnis zu einer derartigen Unterhaltung entnehmen durfte, konnte mich zu so umständlichen Erörterungen bewegen. Auch werden Sie in dem, was ich schrieb, nichts Neues entdecken, aber, wie ich hoffe, die Grundsätze des Meisters angewandt finden, zu dem ich bewundernd aufblicke.

Nur eine Bemerkung möchte ich mir noch verstatten hinsichtlich dessen, was Sie über Zeit und Causalität sagen. Ihre Ansicht scheint mir gerechtfertigt durch die doppelte Bedeutung, in welcher sich Kant des Wortes Causalität bedient. Einmal nämlich braucht er es für das subjective Gesetz, darnach wir die Erscheinungen in der Zeit verbinden, sodaß eine objective Aufeinanderfolge entsteht, sodann aber auch für das intelligible Substrat jeder Erscheinung (Kraft oder Naturgesetz), daher spricht er z. B. von einer Causalität durch Freiheit, die er aber anstatt sie folgerichtig auf alle Naturwesen und Naturkräfte auszudehnen, nur dem menschlichen Willen beilegt. Dies hängt wieder wesentlich zusammen mit der zwitterhaften Gestalt, in welcher bei Kant die menschliche Freiheit auftritt, indem sie einerseits transcendental (eine außerzeitliche Tat), andrerseits aber, getragen durch das Pflichtgebot, doch wieder Erscheinung ist, nämlich absoluter Anfang einer Reihe von Zuständen innerhalb der Erscheinung.

Faßt man nun die Causalität als gleichbedeutend mit Kraft, und versinnbildlicht sich die Unzerstörbarkeit der Kraft durch den Raum, der die beständige Ruhe und Anwesenheit ist, so wird man die Zeit als

[1] Hartensteinsche Ausgabe (1838/39), Bd. 2, S. 619, (1853), S. 589.

alleinige Erscheinungsform der Kraft übrig behalten, und überhaupt nur in ihr den Ausdruck des Irdischen (die „Zeitlichkeit“) erkennen. Im gemeinen Leben sagt man von der Kraft häufig: sie wirke, anstatt sie erscheint, und nennt die Kraft Ursache der Erscheinung. An diesen Sprachgebrauch lehnt sich Kant an. Da nun zwischen dem Sein der Kraft und ihrem Erscheinen (Leib und Wille) kein causaler Verband, mithin auch keine Zeitfolge besteht, so ist in der Tat die Ursache einer Wirkung oder Erscheinung, wenn wir so die in dieser sich darstellende Kraft nennen, mit dieser Wirkung oder Erscheinung zugleich, d. h. sie succediren sich nicht. Dasselbe kann ich nicht gelten lassen von der Causalität im formalen Sinne, die bei Kant eine Kategorie, bei Schopenhauer eine Form der Anschauung ist. Das Wirken der Kraft zersplittert sich, indem es erscheint, in Vielheit von Wirkungen, die aber nicht regellos zerstreut sind, sondern am Faden der Causalität in unserem Bewustsein erkannt werden. Dieses erscheinende Wirken verläuft in der Zeit und ist ein Continuum, wie diese. Daher können wir nicht sagen, wann Etwas anhebe, Ursache zu sein, d. h. zu wirken, sondern in dem Fluß der Zustände, wie dem der Zeit, nur willkürliche Abschnitte machen.

Ich gerathe aber in Gefahr, nicht enden zu wollen und muß Sie um gütige Nachsicht bitten, wenn ich Sie schon zu sehr in Anspruch genommen habe. Auch bitte ich um Verzeihung, wenn ich Ihre Meinung mir nicht richtig zurechtgelegt hatte, denn ich weis, wie unangenehm es ist, sich verkannt ausgelegt zu sehen.

Mit herzlichem Danke und vollkommenster Ehrerbietung verharre ich

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

C. Bähr

Auf der ersten Seite des Briefentwurfs befindet sich neben der Überschrift folgender Satz:

Alle geistige Mitteilung, (die ästhetische ausgenommen,) geschieht durch die Sprache und beruht auf Abstraction, alle Abstraction gründet sich auf Anschauung.

SCHOPENHAUER IN SEINEN VIER WÄNDEN.

Aufzeichnungen von LUCIA FRANZ.

Mitgeteilt von

WALTHER RAUSCHENBERGER (Frankfurt a. M.).

Lucia Franz, geb. Schneider (gest. 1922), lebte als Kind in dem Hause Schöne Aussicht 16, wo Schopenhauer bei ihren Eltern vom 1. Juli 1859 bis zu seinem Tode als Mieter wohnte. Ihre Erlebnisse mit Schopenhauer sind im III. Jahrb. 1914, S. 74 ff., nach ihren Aufzeichnungen mitgeteilt. In ihrem Nachlaß, den ihre Tochter, Frau Lucie Dannenberg in Frankfurt a. M. (Eschersheimer Landstraße 63), mir in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat, haben sich noch einige weitere Aufzeichnungen über Schopenhauer gefunden, die wir hier wiedergeben, zumal authentische Mitteilungen über Schopenhauer immer seltener werden.

Lucia Franz schreibt zunächst in der „Geschichte meines Lebens" zusammenfassend:

„Nun hieß es eines Tages, daß Schopenhauer, der neben uns wohnte, für uns Kinder ein altes possierliches Männchen war, zu uns ins Haus ziehe. Sein schöner hellgrauer Pudelhund «Atma» war immer unsere größte Freude. Bald waren meine Brüder und ich wie zu Hause bei Schopenhauer, und er war immer sehr nett zu uns. Nur neckte er mich immer, aber ich stand oft bei ihm am Schreibtisch und frug ihn fortwährend, bis er wütend zu mir sagte: «Kusch dich dorthin!» und nach dem Fenstertritt zeigte, wo wir mit «Atma» oft stundenlang spielten. (Siehe meine Erinnerungen an Schopenhauer.) Nach Schopenhauers Tod zog ein Major Ritter in die Wohnung; sein süßes, blondes Mädchen war meine liebste Freundin, bis uns der Krieg trennte."

In einem besonderen Heft „Schopenhauer in seinen vier Wänden, Erinnerungen aus meiner Jugendzeit", hat Lucia Franz ihre Erlebnisse mit Schopenhauer aufgezeichnet. Diese Erinnerungen sind, wie oben bemerkt, inhaltlich größtenteils im III. Jahrb. 1914 veröffentlicht. Einige damals übergangene Stellen geben wir hier wieder:

„Schopenhauer war ein großer Necker. Oft riß er mich an meinen Locken oder er schrie mich an: «Lucia von Lammermoor» oder «Tollkirsche, du hast deine Augen wieder nicht gewaschen; sie sind ganz schwarz.» Ich ärgerte mich damals immer fürchterlich, und einmal schrie ich ihn selbst an und schlug auf seinen Schreibtisch: «Ich komme nicht mehr zu Ihnen, weil Sie mich immer schimpfen», schlug die Türe zu und lief hinauf. Aber schon auf der Treppe tat es mir leid. Ich hätte dann nicht mehr mit dem Pudel spielen und die gute alte Haushälterin nicht mehr sehen dürfen. Das hielt ich nicht lange aus; nach zwei Tagen war ich wieder unten. — Wie oft standen wir mit dem Pudel oben an der

Fahrgasse, Mittags um 3 bis 4 Uhr, und warteten, bis Schopenhauer aus dem Englischen Hof kam. Oft sahen wir ihn noch nicht, aber Atma hatte ihn entdeckt und rannte ihm entgegen. Stolz trug er dann seines Herrn Stock und manchmal auch seinen Hut. Schopenhauer trug immer eine besondere Art von Hüten: sehr große, graue oder schwarze weiche Filzhüte und im Sommer Strohhüte, eine ganz andere Façon, als es Mode war. Sein Gang war schlürfend, und man hörte ihn schon von Weitem kommen. Mit seiner Haushälterin schrie er immer und sie mit ihm; es war, als ob sich beide zankten; aber es kam nur davon, daß beide nicht gut hörten. Deshalb schlug er auch immer mit seinem Stock an die Entree-Tür und schellte nicht, da die Haushälterin hinten im Stübchen Nichts hörte. Natürlich traten wir Kinder auch mit den Füßen gegen die Türe, was durch das ganze Haus schallte. —

Der Pudel wurde von Zeit zu Zeit geschoren, und von den Haaren wurde Wolle gewebt. Oft wollten wir ihn zu uns hinaufnehmen, aber er ging nur bis zu der oberen Entree-Tür, dann kniff er aus, oder zerrte solange, bis wir ihn losließen. Nur mit seiner Christiane kam er zu uns.

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie uns Schopenhauer einmal ein englisches Buch mit Bildern von Städten und Schlössern zeigte und sich freute, als meine Brüder die Unterschrift lesen konnten.

Oben bei uns spielten wir oft «Schopenhauerches», setzten einen Hut tief ins Gesicht, nahmen einen Stock, schlürften durchs Zimmer, schnitten Grimassen und kauten an der Schreibfeder. —

Viele Jahre später gingen wir, mein Bruder und ich, einmal durch die Straßen von Mannheim. Da stand ein kleines, einstöckiges Häuschen mit drei Fenstern Front an einer belebten Straße. An dem Häuschen war eine Tafel angebracht: «Hier wohnte Arthur Schopenhauer.» Wie ein Freudenstrahl kam es über uns, wie ein Gruß aus lang verklungener Zeit! «Wie ist's», sagte mein Bruder zu mir, «du wolltest doch einmal deine Memoiren über Schopenhauer schreiben. Bitte tue es doch endlich einmal. Du warst doch sein Liebling.»"

Der Inhalt eines weiteren Heftes „Nachtrag zu meinem «Schopenhauer in seinen vier Wänden»" (heute im Besitz des Schopenhauer-Archivs) ist ebenfalls bereits zum größten Teil in der Veröffentlichung im III. Jahrb. 1914 ausgewertet. Nur folgende Stelle ist bisher noch unbekannt:

„Jetzt kommt noch zum Schluß Atmas «Memme». Warum meine Brüder und ich sie «Memme» nannten, weiß ich nicht mehr genau. Wahrscheinlich, weil sie feig war und auf Kosten des treuen Pudels lebte. Es war nämlich ein dicker Floh, den einer meiner Brüder eines Tages bei ihm entdeckt hatte. Als er am anderen Tag zu mir sagte: «Gieb mir Deine Trinidad u. die Kap der guten Hoffnung» (damals herrschte schon Markensammelwut), war ich ganz entrüstet. Meine seltenste Marke? Mein Bruder sagte: «Dann bekommst Du auch nicht etwas ganz Großartiges gezeigt!» Mein Bruder bekam also meine zwei Raritäten, und

ich durfte Atma's «Memme» sehen. Er war dick und groß. Alle Tage gingen wir hinunter und suchten, bis wir «Madame Memme» fanden. Welche Freude, eines Tages hatte Frau Memme viele kleine Kinderchen. Als Herr Schopenhauer heimkam, lief ich ihm entgegen und erzählte es ihm voller Freude. Aber der alte Herr war darüber gar nicht erbaut. Als wir am andern Morgen aus der Schule schnell ein Steh-Visitchen bei Atma und Frau Jane machten, kam uns der arme Hund ganz traurig entgegen und sah uns anklagend an, als wollte er sagen: «Wegen eurer Indiskretion bin ich um meine Wolle gekommen!» Nur nahe an der Brust hatte man ihm eine «Weste» und am Schwanz eine Quaste gelassen."

AMERIKANISCHE SCHOPENHAUER-AUSGABEN.

Von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Eine wirkliche amerikanische Schopenhauer-Ausgabe, d. h. eine von einem Amerikaner besorgte und in den Vereinigten Staaten verlegte Übersetzung Schopenhauers ins Englische, ist mir zuerst 1912 durch regelmäßiges Studium des „Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel" bekannt geworden. Damals wie heute noch wurden dort regelmäßig „Neuerscheinungen des ausländischen Buchhandels" bekanntgegeben; die „Amerikanische Literatur" wird von der „Englischen Literatur" sorgfältig getrennt.

Wie groß sollte nun mein Erstaunen sein, als ich eines Tages erfahren durfte, daß es auch pseudo-amerikanische Ausgaben gibt, wie ich sie nennen möchte. Ich hatte nämlich einen seit lange befreundeten Dozenten an der Universität in Seattle kurzerhand gebeten, mir einmal eine amerikanische Schopenhauer-Ausgabe zu besorgen, damit ich auch eine solche in meiner auf nahezu alle Kulturländer sich erstreckenden Schopenhauer-Bibliothek besitzen möchte. Während eines Aufenthalts in Deutschland von 1934/35 erschien er nun eines Tages bei mir und teilte mir freudestrahlend mit, er habe auch einen amerikanischen Schopenhauer mitgebracht; er habe ihn nicht durch die Post geschickt, da er sich selbst darin festgelesen habe. Wohlgefällig betrachtete ich den schönen roten Saffian-Ganzlederband, öffnete und las: *„Essays of Arthur Schopenhauer. Selected and translated. By T. Bailey Saunders, M. A. A. L. Burt Company, Publishers, New York."* Da trat mir also ganz unvermutet ein alter Bekannter entgegen; denn die Übersetzungen von Thomas Bailey Saunders — wie er genau heißt — sind die in England — in einer ganzen Serie von einzelnen Heften — seit alters am meisten verbreiteten. Sie erschienen hier bei Swan Sonnenschein & Co. in London und konnten wohl, da ihre Veröffentlichung zum Teil bis in die achtziger Jahre zurückreicht, von dem in den Vereinigten Staaten erst spät und in besonderen Formen aufgetretenen Urheberrechtsschutz nicht mehr erfaßt werden. Der ersichtlich erst aus neuerer Zeit stammende Band umfaßt XXV, 455 Seiten und enthält die folgenden fünf — in England einzeln und nach und nach veröffentlichten — Übertragungen: *The Wisdom of Life; Counsels and Maxims; Religion and other Essays; The Art of Literature; Studies in Pessimism.* Da ein ausgezeichnetes Dünndruckpapier verwandt ist, so ist der — oben mit einem Mattgoldschnitt und vornehm mit Golddruck auf Rücken und Vorderdeckel versehene — Band trotz des Umfanges überaus handlich. Auf Seite III—XXII geht voran die, für jene Zeit, ausgezeichnete *„Prefatory Note"*, von der Saunders selbst in einer kurzen allgemeinen Anmerkung

zum zweiten Abschnitt *(Counsels and Maxims)* sehr bescheiden als von *„some remarks"* spricht, *„which may help the reader to appreciate the value of Schopenhauer's teaching, and to determine its relation to certain well-known theories of life"*; in diesen Vorbemerkungen ist u. a. auch auf die *„Revue Contemporaine"*, Th. Ribot und Edmond Schérer *(Avant-propos au Journal d'Amiel)* verwiesen.

Der zweifellos ungeschützte Text fand unter den amerikanischen Verlegern auch noch andere Interessenten. So erwarb ich von einem Hamburger Antiquar neuerdings das folgende — 182 Seiten umfassende — Büchlein: *„Studies in Pessimism. By Arthur Schopenhauer. Boni and Liveright, inc., Publishers, New York."* Es handelt sich um eins der Bändchen der bekannten *„Modern Library of the World's best Books"*, die — in zwar viel weniger vornehmem, aber auch weniger empfindlichem handgebundenen schmiegsamen Ganzledereinband — für 95 Cents verkauft werden. Es ist ebenfalls die Übersetzung von Saunders, die hier geboten wird; und wir finden denn hier voranstehend auch die paar Sätze, die er als „Note" bezeichnete, und die die Burt Company ganz ebenso mit veröffentlichte.

Im gleichen Sommer 1938 stieß ich bei einem anderen Hamburger Antiquar — bei der Durchmusterung schon recht alter, bereits viele Jahre vor dem Weltkriege erworbener Bestände — auf einen umfänglichen Band, betitelt: *„The Essays of Arthur Schopenhauer. Translated by T. Bailey Saunders, M. A."*; er ist bei der Willey Book Company in Neu York erschienen und umfaßt alle sieben — hier einzeln paginierten — Übersetzungen aus den Werken Schopenhauers, die Saunders überhaupt herausgegeben hat: *The Wisdom of Life; Counsels and Maxims; Religion, a Dialogue, etc.; The Art of Literature; Studies in Pessimism; On human Nature; The Art of Controversy.* Die ersten fünf Abteilungen sind dieselben wie die fünf in der Veröffentlichung der A. L. Burt Company; jedoch mit dem Unterschied, daß statt *„Religion and other Essays" „Religion, a Dialogue, etc."* gesagt ist, und daß dieser Abschnitt bei der A. L. Burt Company am Schluß zwei Kapitel mehr hat als bei der Willey Book Company, nämlich: *„The Failure of Philosophy"* und *„The Metaphysics of Fine Art"*, was wohl daher rührt, daß Saunders diese beiden Kapitel dem betreffenden Buch erst in späteren Auflagen — die Auflagenzahl seiner Bücher ist nicht unbedeutend — hinzugefügt hat. Außerdem ist noch zu erwähnen, daß in diesem Bande auch *„The Art of Literature"* eine längere Vorrede hat, in der er am Schluß seinem Freunde W. G. Collingwood für Mithilfe dankt, und daß ferner *„On human Nature"* und *„The Art of Controversy"* kurze Vorbemerkungen haben, von denen die letztere sogar, auf Februar 1896, datiert ist; die *„Prefatory Note"*, die in der Veröffentlichung der A. L. Burt Company dem ganzen Band voransteht, geht hier dem Abschnitt *„Religion, a Dialogue, etc."* voraus, allerdings mit einer sehr erheblichen Streichung, wofür andererseits zwei kürzere Stellen neu hinzugefügt sind. Die beiden ersten Abteilungen, die

dieses in einem bläulichen Ganzleineneinband in den Handel gebrachte Buch enthält, umfassen zusammen — wie ja schon deren Titel deutlich macht — die „Aphorismen zur Lebensweisheit". *„The Art of Literature"* wurde in England übrigens zuerst 1891 und *„On human Nature"* zuerst 1897 herausgegeben; die englische Originalveröffentlichung der letzteren Übersetzung führt noch den Untertitel: *„Essays (partly posthumous) in ethics and politics."*

Als wirkliche amerikanische Schopenhauer-Ausgaben nenne ich hier nun noch: *„Selections from Schopenhauer. With an introduction by R. Dimsdale Stocker. Philadelphia, Mackay"*, welches Buch 77 Seiten umfaßt und 1912 herauskam, und sodann: *„Selected Essays. Translated by G. Droppers and C. A. P. Dachsel"*, dem eine biographische Skizze vorausgeht, und das bereits 1881 in Milwaukee erschienen ist.

SCHOPENHAUERS AHNEN UND SEITENVERWANDTE.

Von

WALTHER RAUSCHENBERGER (Frankfurt a. M.).

Die Besprechung der von mir herausgegebenen Ahnentafel Schopenhauers durch R. Borch[1] gibt mir Veranlassung, hier einige Ergänzungen zu veröffentlichen und auf die bisher kaum berücksichtigten Seitenverwandten einzugehen. Ich möchte einige allgemeine Bemerkungen über Ahnenforschung vorausschicken. Nach Kekulé von Stradonitz[2], dem bekannten Genealogen, ist es Hauptaufgabe der Familiengeschichte oder der Genealogie: „für die Vererbungswissenschaft, soweit sich diese mit dem Menschen beschäftigt, den Stoff herbeizuschaffen." Dieser Aufgabe wird aber die Familienforschung in ihrer heutigen Form nicht gerecht. Der Rassenhygieniker Fritz Lenz hat darauf hingewiesen, daß es wenig zur Erkenntnis einer bestimmten Persönlichkeit beiträgt, wenn man sehr weit zurückliegende Ahnenreihen erforscht. Er schreibt[3]: „Auf die Erforschung entfernter Vorfahren viel Zeit und Mühe zu verwenden, wie es in der historischen Genealogie üblich ist, lohnt sich für den Erblichkeitsforscher meist nicht. Die Kenntnis der Beschaffenheit von Nachkommen ist nicht weniger wertvoll als die von Vorfahren, und dasselbe gilt auch von Verwandten in Seitenlinien. Mit jedem seiner Kinder hat ein Mensch im Durchschnitt ebensoviel seiner Erbmasse gemeinsam wie mit einem seiner Eltern, mit einem Vetter ebensoviel wie mit einem Urgroßvater; und da man über Lebende natürlich viel leichter etwas Sicheres feststellen kann als über Verstorbene, so ist die Erforschung der Seitenverwandtschaft sogar wichtiger als die vollständige Erforschung der Vorfahren — für die meisten Zwecke genügt es, wenn die Verwandtschaft bis zu den Großeltern und deren Nachkommen erforscht wird —; die Kenntnis der Beschaffenheit der Vettern und Basen kann sehr wertvoll sein. Ganz besonders wichtig ist die Kenntnis der Geschwister." Es kann noch dazu bemerkt werden, daß man mit entfernten Ahnen sehr wenig gemeinsame Erbmasse hat, da die Zahl der theoretischen Ahnen in höheren Generationen ins Ungemessene anwächst. Der Mensch hat in der 10. Ahnenreihe 1024, in der 20. Ahnenreihe über eine Million, in der 30. Ahnenreihe über eine Milliarde, in der 40. Ahnenreihe über eine Billion theoretischer Ahnen. Die 40. Ahnenreihe aber liegt bei einem Generationenabstand von 30 Jahren[4] nur 1200 Jahre zurück. In

[1] XXVI. Jahrb. 1939, S. 479 f.

[2] „Deutscher Herold", Jahrg. 1920, Nr. 1.

[3] Bauer-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 3. Aufl., Bd. 1, 1927, S. 419.

der Zeit Karls des Großen hat also jeder von uns ungefähr eine Billion theoretischer Ahnen. Man hat also mit einem Vorfahren der 10. Ahnenreihe durchschnittlich nur $\frac{1}{1024}$ mehr gemeinsame Erbmasse, als mit jedem anderen Menschen! Es ist außerdem möglich, daß man mit einem „Ahnen" dieser oder einer noch näheren Ahnenreihe im naturwissenschaftlichen Sinn, d. h. in Wirklichkeit überhaupt nicht verwandt ist. Die Vorgänge bei der sog. Reduktionsteilung sind derart, daß die Erbmasse eines Menschen mit der Zeit vollständig ausgeschieden werden kann. Wir haben keinerlei Gewißheit, daß dies in einem konkreten Fall nicht der Fall gewesen ist. Es ist nicht so, daß sich die Erbmasse mathematisch teilt dergestalt, daß wir mit einem der Großeltern $^1/_4$, mit einem der Urgroßeltern $^1/_8$, mit einem der Ururgroßeltern $^1/_{16}$ der Erbmasse gemeinsam haben. Wir wissen nur das eine mit Bestimmtheit, daß jeder Mensch die Hälfte seiner Anlagen aus der väterlichen, die andere Hälfte aus der mütterlichen Ahnenreihe erbt, wobei die einen Anlagen in die Erscheinung treten (dominant), die andern verdeckt (rezessiv) sein können. Bei jeder weiteren Zeugung in absteigender Linie werden die Erbelemente völlig durcheinandergeworfen, so daß ein konkreter Fall möglich ist, daß ein Mensch von einem väterlichen Großvater oder Urgroßvater mehr Anlagen geerbt hat, als von einer mütterlichen Großmutter oder Urgroßmutter und umgekehrt, wie wir dies in der Wirklichkeit häufig beobachten, wenn wir die näheren Vorfahren eines Menschen gekannt haben. Bei weiterem Fortgang ist es daher möglich, daß die Erbmasse eines Menschen ganz oder nahezu vollständig ausgeschieden wird.

Hierzu kommt ein weiterer beachtlicher Umstand. Da es in früheren Jahrhunderten eine standesamtliche Beurkundung nicht gegeben hat, da diese Fragen sehr leicht genommen worden sind, in manchen Fällen eine Eintragung im Kirchenbuch durch den Geistlichen ganz unterlassen wurde, da außerdem sehr oft in Kirchenbüchern Menschen mit gleichen Namen und Vornamen ohne näheren Zusatz auftreten, auch das Alter der Verstorbenen nicht genau bekannt war (manchmal sogar den Betreffenden selbst nicht!), so ist in vielen Fällen eine sichere Feststellung nicht möglich. Man muß sich in diesen Fällen vielmehr mit einer mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit begnügen. Unterläuft aber in einem konkreten Fall ein Irrtum (der nur zu häufig ist!), so ist natürlich alles darüber Stehende falsch, d. h. nicht nur der konkrete Ahne, sondern auch alle Vorfahren dieses Ahnen sind dann unrichtig gebucht. Von den absichtlichen Täuschungen bei Aufstellung von Ahnentafeln, die in früheren Zeiten gar nicht selten waren (und auch heute noch vorkommen), soll hier gar nicht gesprochen werden. — Endlich sei noch ein Punkt erwähnt, an den in den seltensten Fällen gedacht wird. Man darf nicht glauben, daß die Kirchenbucheintragungen in allen Fällen mit der wirklichen Abstammung übereinstimmen. *„Pater semper incertus."* Die Vaterschaft ist nie ganz sicher, besonders nicht in Kriegszeiten früherer Jahrhunderte oder in

[4] Sehr häufig beträgt der Generationenabstand weniger als 30 Jahre.

sonstigen von Aufregung erfüllten Zeiten, an denen gerade die deutsche Geschichte so überaus reich ist. Man wird hier je nach Zeit und Landschaft mit einem erheblichen Prozentsatz von Eintragungen rechnen müssen, die nicht den Tatsachen entsprechen. In kriegerischen Zeiten wurden außerdem die Kirchenbucheintragungen häufig ganz unterlassen oder nur ganz oberflächlich geführt. Sehr viele Kirchenbücher sind in solchen Zeiten verbrannt oder sonstwie vernichtet worden.

Berücksichtigt man alle diese schwerwiegenden Umstände, so ist der einzig richtige Schluß aus ihnen der, daß man die nächstliegenden Ahnenreihen so genau wie irgend möglich erforscht, und daß man außerdem die Seitenverwandten, vor allem Geschwister, Onkels, Tanten, Vettern, Basen und Nachgeschwisterkinder, zur Untersuchung heranzieht. Diese Gesichtspunkte sind nun bei der Ahnentafel Schopenhauers insofern besonders bedeutsam, als wir einerseits von den näheren Vorfahren ziemlich viel wissen, und es andererseits nicht möglich war, lange Ahnenreihen aufzustellen, was nach dem Gesagten auch gar nicht nötig ist.

Es ist nicht gelungen, mehr als das Mitgeteilte mit Sicherheit festzustellen. Die Forschungen wurden von Anfang an im Auftrage der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte in Leipzig vorgenommen. In Danzig im besonderen hat im Auftrag der Zentralstelle einer der erfahrensten und gewissenhaftesten Familienforscher, Herr Oberst a. D. Haardt, monatelang Forschungen angestellt. Diese Forschungen sind von Herrn Oberstudiendirektor Dr. Gade noch überprüft worden, der auch nicht mehr finden konnte. Ich habe außerdem die Kirchenbücher Danzigs mir nach Frankfurt kommen lassen, leider ohne Erfolg. Diese Kirchenbücher sind mit einer Ungenauigkeit geführt, wie ich sie bis jetzt nirgends angetroffen habe (ich habe meine eigene Ahnentafel bis zu den Ahnen Karls des Großen und Alfreds des Großen festgestellt [5], und besitze in der Familienforschung einige Erfahrung). Wenn in einem Danziger Kirchenbuch der fraglichen Zeit sechs Martin Neumann gleichzeitig ohne näheren Zusatz auftreten, so ist es praktisch unmöglich, den Vorfahren Schopenhauers unter ihnen herauszufinden. Wertvolle Ergebnisse hat mir das Staatsarchiv Danzig zur Verfügung gestellt, soweit solche feststellbar waren. Ich habe aber auch an anderen Orten, vor allem an vielen Orten Hollands, die namhaftesten Familienforscher, sehr viele Behörden und Pfarrämter für die Ahnen Schopenhauers zu interessieren gewußt, die sich mit Hingabe der Forschung unterzogen haben. Ihnen allen sei nochmals an dieser Stelle gedankt. Die Zahl der Briefe, die ich nach dem Inlande und Auslande geschrieben habe, kann ich nicht mehr übersehen. Es sind viele, viele Hunderte gewesen. Daß es mir unmöglich war, nach Amsterdam, Gorkum, Giessen Oudkerk, nach Danzig, Krakau, Thorn oder in die Oberlausitz zu reisen, um dort wochenlang mit zweifelhaften Erfolgsaussichten nach Ahnen Schopenhauers zu

[5] Ahnentafeln um 1800, herausgegeb. von Friedr. Wecken, Bd. 2, 1932.

forschen, bedarf keiner Ausführung. Wenn der großen aufgewendeten Mühe der Erfolg nicht voll entsprochen hat, so kann das niemand mehr bedauern als ich: *ultra posse nemo tenetur*. Dafür haben die Resultate den Vorzug, daß sie r i c h t i g sind (was man von vielen Ahnentafeln nicht behaupten kann).

Im besonderen muß ich bemerken, daß es bei ganz unbekannten Familien kein anderes Mittel gibt, als in den Ahnenreihen an der Hand der Kirchenbücher von Ahn zu Ahn „hochzuklettern". Tut man das nicht, so entstehen die bedenklichsten Irrtümer, die auch nicht durch gelehrte historische Betrachtungen behoben werden. Man betreibt Ahnenforschung nicht zu dem Zwecke, um geschichtliche Studien zu machen, sondern um biologische Beziehungen zwischen einem Ahnen und dem Probanden herzustellen. Die Erforschung der Lebensumstände ganz unbekannter Menschen hat nur soweit Bedeutung, als ein biologischer Zusammenhang zwischen ihnen und dem Probanden sichergestellt ist. Hierüber kann nur das betreffende Kirchenbuch einen Aufschluß geben, sofern ein solcher überhaupt zu erreichen ist. Kirchenbücher haben den Vorzug, daß sie von Menschen abgefaßt sind, die keinerlei Interesse an der Verfälschung eines ohnehin nicht immer zweifellosen Sachverhaltes haben. Auch die Forschung in Kirchenbüchern geschieht, wie dies in vorliegendem Fall mehrfach geschehen, mit gutem Erfolg durch Geistliche, weil diese die Kirchenbücher ihrer Gemeinde in der Regel am besten kennen, und ganz vorurteilslos der Sache nachgehen, nicht den Drang besitzen, wie viele Familienforscher, zu bedeutenden, prominenten oder gar berühmten Ahnen zu gelangen. Der erfahrene Familienforscher findet, wenn er viele Mitteilungen verschiedener Stellen miteinander vergleicht, den wahren Sachverhalt in den meisten Fällen heraus. Was die Quellen Danzigs — vgl. z. B. die Abhandlungen Erich Keysers — betrifft, so haben diese für Schopenhauers Ahnen wenig Bedeutung, da fast alle uns bekannten Vorfahrenlinien Schopenhauers nach auswärts führen. In den alten Bürgerrechtslisten taucht z. B. der Name Westfal häufig auf (Hinze, Conrad, Hermann, Johann, Tideke Westval). Aber die Linie Westphal, von der Schopenhauer abstammt, führt schon um 1600 nach Hertzberg im Danziger Werder, so daß die weiter zurückliegenden, in Danzig wohnhaften Westfal als Vorfahren Schopenhauers nicht in Betracht kommen.

Im besonderen muß noch bemerkt werden, daß der Mannesstamm, der den Namen S c h o p e n h a u e r trägt, nicht das geringste vor jeder anderen Vorfahrenreihe voraus hat. Es herrscht noch immer die kindliche Tendenz, bei familiengeschichtlichen Forschungen dem Träger des Namens des Probanden (besonders aber eines berühmten Namens) den Vorzug vor allen anderen Ahnenreihen zu geben, auf den vorliegenden Fall angewandt: eine Art Jagd auf Träger des Namens „Schopenhauer" zu machen. Der Mannesstamm Schopenhauer ist durch den von Richard Schopenhauer mitgeteilten Stammbaum weit über das durch Kirchenbücher Erforschbare uns bekannt. Wir wissen, daß die Schopenhauer eine

kernige, kraftvolle Bauernfamilie waren. Das genügt völlig, um sich über ihre Geistesart ein Bild zu machen.

Ich habe versucht, an Stelle der bisher üblichen, fast ausschließlich historischen Forschung, das biologisch Bedeutsame zu erforschen und in den Vordergrund zu stellen, da dieses allein wesentlich ist und uns allein interessieren kann. Ich habe damit versucht, eine neue und fruchtbare Methode auf diesem Gebiet anzubahnen. Zu dieser gilt es Stellung zu nehmen. Es bleibt jedem unbenommen, weitere Forschungen über die Ahnen Schopenhauers anzustellen. Die Ergebnisse werden aber unbedeutend bleiben nach den Erfahrungen, die ich bei anderen familiengeschichtlichen Forschungen gemacht habe.

Da sowohl in den Jahrbüchern 1934 und 1936, wie in den „Ahnentafeln berühmter Deutscher" der mir zur Verfügung stehende Raum beschränkt war, so veröffentliche ich im folgenden weitere mir seit längerer Zeit bekannte Tatsachen, die ich damals nicht unterbringen konnte. Das auf den Vater, Großvater und Urgroßvater Bezügliche ist von Haßbargen erforscht. Ich gebe dessen Ergebnisse unter ausdrücklicher Bezugnahme auf ihn bekannt.

Die Eltern Schopenhauers sind nach ihrem Wesen ziemlich genau bekannt, vor allem die Mutter, die auch in ihren Werken Zeugnisse ihres Geistes und Charakters hinterlassen hat. Die Erkenntnis der Wesensart der Mutter wird nur dadurch erschwert, daß der Sohn sich mit ihr überworfen, und daß die Welt sich gewöhnt hat, Johanna Schopenhauer durch die Augen ihres Sohnes und womöglich gar vom Standpunkt seiner Philosophie zu sehen, was gänzlich verkehrt ist. Man muß Johanna Schopenhauer als selbständige Individualität betrachten, wenn man sie als Mensch beurteilen will. Betrachtet man sie als Mutter des Philosophen, so gilt es sich darüber klar zu werden, daß die Persönlichkeit Schopenhauers nur möglich war, wenn seine Mutter so und nicht anders war, als wie sie in Wirklichkeit gewesen ist. Diese unanfechtbare Erkenntnis sollte genügen, schiefe, vorurteilsvolle und abfällige Beurteilungen von Johanna Schopenhauer fernzuhalten. Man kann Schopenhauer, seine Philosophie und seine Mutter ablehnen. Aber man kann nicht Schopenhauers Persönlichkeit und Philosophie als wertvoll ansehen und gleichzeitig seine Mutter abfällig beurteilen, wie es fast immer geschieht.

Auch über den Vater wissen wir ziemlich viel.

Heinrich Floris[6] betrieb mit seinem Bruder Johann Friedrich zusammen die Firma „Gebrüder Schopenhauer". Den Brüdern kamen die vielfachen Handelsbeziehungen ihres Vaters zugute. Kennzeichnend und ein Beleg für die Vererbung von Familienzügen ist die Tatsache, daß die Brüder wie ihr Vater Andreas und ihr Großvater Johann (s. u.) mit

[6] Vgl. Hermann Haßbargen, Die Danziger Vorfahren Arthur Schopenhauers. Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig, Jahrgang 5, 1928, S. 19 ff.

dem Wettgericht der Stadt Danzig in Konflikt kamen. Es wurde ihnen vorgeworfen, „daß selbige sich ein eigen Recht anmaßen, von der durch sämtliche löbliche Ordnungen festgesetzten und von andern angesehenen Kaufleuten seit mehr als hundert Jahren beobachteten guten Ordnung und Gewohnheit abzuweichen". Dieses Abweichen bestand darin, daß die Firma polnische Produkte kaufte, bevor sie auf den freien Markt nach Danzig kamen. Für jede auf unerlaubte Art erhandelte Last Weizen sollte Heinrich Floris 4 fl. bezahlen und eine entsprechende Summe für alle anderen Waren, die er seit etwa zehn Jahren durch direkte Vermittlung gekauft hatte. Die Menge der so erstandenen Waren sollte er eidlich angeben. Aber Heinrich Floris weigerte sich hartnäckig, Angaben unter Eid zu machen. Außerdem vertrat er die Ansicht, in seinem Hause Waren kaufen zu können, von wem er wolle. Das Ergebnis der Verhandlungen war eine Geldbuße von nur 50 Talern; Heinrich Floris hatte seine Sache gut geführt. Er wandelte in den Spuren seines Vaters; jede Einmischung durch die Stadtregierung war ihm verhaßt. Die Firma entwickelte sich glänzend; drei eigene Schiffe fuhren für ihre Rechnung. Noch 1791 kaufte Heinrich Floris den Totenkopfspeicher gegenüber dem Buttermarkt für 10 000 fl. Das Geschäft blühte, als er im März 1793, einen Tag vor dem Einzug der Preußen, Danzig für immer verließ. Er mußte dafür fast 4000 Taler Abzugsgeld bezahlen. Dieser Schritt, der eine Wende seines Lebens bedeutete, erklärt sich aus Heinrich Floris' schroffem, Wort haltendem Charakter. Es spricht sich in ihm eine ungewöhnliche Konsequenz und Charakterstärke, ein Treubleiben seinen republikanischen Idealen aus. Und doch ist der Schritt auffallend, wenn man bedenkt, daß Heinrich Floris seine alten Eltern zurückließ, ebenso seinen Bruder und seine übrige Verwandtschaft und die ihm liebgewordene Heimatstadt. Noch schärfer mußte der Wegzug seine junge Frau treffen, die damit ihrer Familie entrissen wurde. Auch sein Sohn wurde dadurch heimatlos [7]. Noch befremdender ist allerdings, daß Heinrich Floris seine alte Mutter, die noch über zehn Jahre lebte, nie mehr besucht hat. In diesen Vorgängen sprechen sich die typischen Schopenhauerschen Wesenszüge aus, die wir bei dem Sohn wiederfinden. Erwähnt kann noch werden, daß Heinrich Floris einen ihm angetragenen Vorsteherposten am „Lazareth" in Danzig mit entschiedener Bestimmtheit ablehnte [8]. Haßbargen sagt von ihm: „War sein Vater Andreas noch ausgeglichen, waren die Schroffheiten des Charakters noch gemildert, so tritt bei ihm eine Verengung klar zutage." Wir pflichten dem bei; wir müssen nur bemerken, daß diese Verengung des Wesens mit einer größeren Geradheit, mit einem noch strengeren, von Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe durchdrungenen Charakter verbunden war. Wir finden alle Charakterzüge in

[7] Die Annahme liegt nahe, daß durch diesen Schritt auch eine Entfremdung zwischen den Ehegatten herbeigeführt wurde. Es wurde aus ihnen ein ewig reisendes Paar.

[8] Haßbargen, a. a. O., S. 21.

Heinrich Floris vor, die wir auch im Sohne finden. Wir sehen hier deutlich, wie weitgehend eine bestimmte Philosophie vom Charakter (nicht nur vom Intellekt) ihres Urhebers abhängt, daß man beides überhaupt nicht trennen kann.

Auch über die Schwester Adele wissen wir recht viel. Unsere Kenntnis ist hier dadurch sehr erleichtert, daß Adele Schopenhauer Tagebücher hinterlassen hat, die uns weitgehenden Aufschluß über ihr Wesen geben [9].

Wesentlich weniger wissen wir über die Großeltern Schopenhauers. Aber auch hier sind wir günstiger gestellt, als bei manchen anderen großen Männern. Was wissen wir über die Großeltern Beethovens, Händels, Glucks, Haydns, Mozarts, Schuberts, Kants, Schillers, Fichtes und ungezählter anderer? So gut wie nichts.

Bei Schopenhauer kennen wir durch die Schilderung Johanna Schopenhauers die allgemeinsten Charakterzüge der mütterlichen Großeltern, haben sogar, wie bei den Eltern, Bilder von ihnen [10].

Bei den väterlichen Großeltern fehlen uns leider die Bilder. Von dem väterlichen Großvater, Andreas Schopenhauer, hat uns Haßbargen ein anschauliches Bild entworfen [11]. Wir entnehmen daraus folgendes: Über seine Jugendjahre sind keine Nachrichten erhalten. Seine kaufmännische Ausbildung schloß er mit einer einjährigen Reise ab. 1741 wurde er mündig. Da ihm auch das Vermögen seines verstorbenen Bruders, Johann Leo, zufiel, gelangte er gleich in den Besitz größerer Geldmittel. Er machte alle Kapitalien flüssig und bestellte 1746 einen gerichtlichen Bevollmächtigten für die Abwicklung dieser Geldgeschäfte, da er mit anderen Unternehmungen bereits so vollauf beschäftigt war, daß er sich mit untergeordneten Arbeiten nicht mehr abgeben konnte. Als er 1745 mit 25 Jahren die „viel tugendsame ehrbare Jungfrau Anna Renata Soermans“ heiratete, kam er mit dem Wettgericht in Konflikt. Er wurde vorgeladen, „umb die wegen des sich als ein junger Ehemann zugelegten Fahrzeuges in der Hochzeitsordnung beliebte 100 Thlr. zu zahlen“. Da er nachweisen konnte, dieses Fahrzeug bereits vier Jahre besessen zu haben, mußte er nichts bezahlen. Mit seinem Schwiegervater Hendrik Soermans gründet er die Firma „Soermans und Schopenhauer“, in der er ein reiches Betätigungsfeld fand. Es sind eine Reihe von Urkunden vorhanden, aus denen sein reger Unternehmungsgeist spricht. Er hatte weitverzweigte Handelsverbindungen. Im

---

[9] Tagebücher, 2 Bde., herausgegeben von Kurt Wolff, Leipzig 1909; Tagebuch einer Einsamen, herausgegeben von H. H. Houben, Leipzig 1921.

[10] Vgl. VII. Jahrb. 1918, Titelbild, XXI. Jahrb. 1934, S. 150 f; vgl. auch Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder, Bd. 1, 1839, S. 13 f.

[11] Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig, Jahrgang 5, 1928, S. 9 ff.

Jahre 1750 übernahm er die Firma allein. Andreas Schopenhauer war nicht nur Großkaufmann, der über See handelte, sondern auch Bankier. Die finanzielle Lage Danzigs war damals sehr schlecht. Krieg und Belagerung hatten starke Verschuldung zur Folge. Eine allgemeine Münzverschlechterung, eine Inflation trat ein. Durch Edikte suchte man die Einfuhr der schlechten, das Abfließen der guten Münze zu verhindern. Die zahlreichen Münzedikte der Jahre 1750—1760 hat nun kaum einer so oft und so hartnäckig übertreten wie Andreas Schopenhauer [12]. Schon 1747 war eine Fama in der Stadt verbreitet, daß Schopenhauer unter Umgehung der Vorratskammer, die alle Münzsorten zu kontrollieren hatte, Rubel verschickt habe. Immer hatte er Entschuldigungen. Er gab z. B. an, innerhalb einiger Wochen mehr als 100 000 fl. in Acht Halbern erhalten zu haben, da könne er leicht ein paar Posten bei der Vorratskammer übersehen haben. Erst 1758 wurde ihm zusammen mit vier anderen, darunter seinem Schwiegervater Soermans, eine größere Geldbuße von 4500 fl. auferlegt. 1760 wurde er beschuldigt, große Summen in Rubeln unerlaubt versandt zu haben. Vorgeladen, gab er den Versand zu, verweigerte jedoch Angaben über die Höhe der Summe. Das Wettgericht forderte seine Geschäftsbücher; er verweigerte sie. Als er bei der Weigerung bleibt, wird er auf dem Rathaus festgehalten. Nach zwei Tagen erklärt er sich bereit, seine Geschäftsbücher kommen zu lassen. Aber bei der Revision fand das Wettgericht „dessen rescontre ziemlich castriert und das Copey-Buch nur von diesen letzten 3 Monaten." Aus den Geschäftsbüchern war also nichts mehr zu ermitteln. Andreas Schopenhauer gab jetzt zu, zirka 70 000 Rubel versandt zu haben. Es wurde ihm eine Buße von 20 000 Talern auferlegt, die bald in 40 000 fl. gemildert wurde. Genau diese Summe schuldete ihm die Stadt Danzig. Seine geschäftlichen Beziehungen wurden dadurch nicht berührt. Die Stadt traf andere Gegenmaßregeln gegen die Münzverschlechterung: sie ließ neue Münzen prägen. Die Beschaffung des Silbers wurde einem *„Entrepreneur"* übertragen, der zunächst die nötige Summe vorlegte und dann aus dem neuen Schlag bezahlt wurde. Dieser, wie man wohl sagen kann, Danziger Fugger des 18. Jahrhunderts, war niemand anders als — Andreas Schopenhauer. Die Aufrechnungen seiner Silberlieferungen an die Münze schließen mit zirka 550 000 fl. ab, zu denen wahrscheinlich noch zirka 200 000 fl. Obligationen der Hülfsgelderkasse an Schopenhauer kamen [13]. Der Erfolg der Neuprägungen blieb aus. Schon 1762 hatten die Bankiers, unter ihnen Andreas Schopenhauer, in einer Eingabe vorausgesagt, daß durch die Behinderung des freien Geldverkehrs der Danziger Handel sich in absteigender Richtung bewegen werde. Die Bankiers waren von der Schädlichkeit aller einschränkenden Verfügungen überzeugt, und Andreas Schopenhauer mochte sich moralisch berechtigt fühlen, die Münzedikte nicht zu befolgen.

[12] Haßbargen, a. a. O., S. 14.

[13] Haßbargen, a. a. O., S. 15.

Auch als Fabrikherr, als Besitzer einer Kraftmehlfabrik in Ohra und einer Aschbude in Neuschottland, hat er am Danziger Wirtschaftsleben regen Anteil genommen. Aus dieser Tätigkeit hat sich eine authentische Äußerung von Andreas Schopenhauer erhalten. Die Firmen pflegten ihre Aschfässer mit einem sog. „Merk“ zu versehen, einer Fabrikmarke, wie wir heute sagen würden. Als Andreas Schopenhauer ein Merk in Form eines einköpfigen Adlers wählte, erhob die Firma Tönniges Einspruch, da diese Marke bei grobem Abdruck leicht mit ihrer, einem zweiköpfigen Adler, verwechselt werden könne. Andreas Schopenhauer nimmt dazu Stellung und sagt u. a.:

„Meinem Gedünken nach ist es ein sehr merklicher Unterschied, ob ein Vogel einen oder zwei Köpfe hat — der Abdruck mag auch so grob sein wie er will. Überhaupt aber würde es bei den vielen und wenig bekannten Marken des Herrn Berichters fast schwer oder ein Glück sein, ein Merk zu wählen, worinnen dasselbe nicht einige Ähnlichkeit mit einem von den seinigen sollte finden können. So führt z. B. der Herr Berichter auch das Merk von ein Paar Pistolen. Gesetzt nun, meine Wahl wäre auf eine Canone gefallen, so hätte er sich wohl beklagen können, weil beydes zum Schießgewehr oder Ammunition gehört, beydes auch einen Lauf, mithin Ähnlichkeit hat.“ Mancher wird geneigt sein, in diesen satirischen Auslassungen einen Anklang an den Stil seines Enkels Arthur Schopenhauer zu finden.

Andreas Schopenhauer war wohltätig. In seinem Garten und zwei ihm gehörigen Alleen zwischen Danzig und seinem Gute zu Ohra ließ er jedermann spazierengehen. Diese Allee hieß später die „Schopenhauer-Allee“. Er hatte in Ohra nicht allein seinen Landsitz; fast die halbe Dorfgemarkung gehörte zeitweilig ihm. Er förderte auch die Künstler. Er hatte sein Landhaus und seine Stadtwohnung reich mit Gemälden ausgestattet. Über diese Galerie schreibt Bernoulli u. a.:

„Die Gemälde sind sehr zahlreich und sowohl in den Vorsälen und an den Wänden der Treppen als in den Zimmern verteilet. Viele hängen auch etwas im Finstern, daß man sie nicht wohl erkennen kann. Die Namen der Urheber sind schwer anzugeben, weil sie dem Besitzer selbst nicht bekannt sind. Er richtet sich beim Ankauf bloß nach einem gewissen Gefühl, und ich muß gestehen, daß, was ihm gefallen hat, mehrenteils auch Kennern gefallen mag.“ Hieraus sehen wir, daß Andreas Schopenhauer angeborenen Kunstsinn besaß.

Für die Kirche in Ohra hat er Fenster mit Glasmalereien gestiftet. Von 1746 bis 1760 gehörte er dem Vorstand des Kinderwaisenhauses an. Zweimal hat er je ein Jahr die Verwaltungsgeschäfte selbst geführt. Diese und andere Zeugnisse bestätigen die in der Familie Schopenhauer erhaltene Tradition, daß Andreas Schopenhauer ein gütiger Mann gewesen sei. Wie schon anderwärts[14] bemerkt, war Andreas Schopenhauer glänzend befähigt, rastlos tätig, ein energischer, fester Charakter, auf kauf-

[14] XXIII. Jahrb. 1936, S. 213.

männischem Gebiet von ungewöhnlicher Unternehmungskraft und Spekulationsgabe, bisweilen zum Eigensinn, ja zum Starrsinn geneigt, dabei gütig und wohltätig. Er hat das große Vermögen der Familie erworben. Biologisch und auch wirtschaftlich betrachtet erreicht die Familie in ihm ihren Höhepunkt. Die Lebenskraft der Familie ging von da an zurück.

Wesentlich weniger wissen wir über die Großmutter Anna Renata, geb. Soermans. Sie überlebte ihren Mann um mehr als zehn Jahre. Bemerkenswert ist die „Abkündung" in der Ohraer Kirche[15]: „Nach dem Rath Schlusse Gottes verließ den 9. April dieses Jahres (1804) Frau Anna Renate Schopenhauer gebohrne Soermans diese Leiden volle Welt, nachdem Sie zu vor 1726 den 28. Oktober von angesehenen und würdigen Eltern gebohren ward und welches waren der Hochwürdige Herr Hendrik Soermans ehemaliger accreditierter Resident der Hochmögenden Herren General Staaten der vereinigten Niederlande bey dieser Stadt, und Frau Anna Marie Rammelmann, welche Ihr in allen Tugenden und Wissenschaften erziehen ließen, um dereinst eine würdige Gattin und geschickte Mutter zu werden, und zu dieser Erfüllung kam sie auch im Jahr 1745, Monath Juny, da Sie sich mit dem angesehenen Kauffmann Herrn Andreas Schopenhauer verheurathete, in welcher Ehe sie bis 20. Dezember 1793 45½ Jahr glücklich durchlebte, und zugleich die Freude genoß eine Mutter zu werden von 15 Kindern und 4 Groß Kindern, wovon ihr 12 Kinder und 1 Groß Sohn in die Ewigkeit vorausgegangen sind, 1 Tochter und 2 Söhne aber Ihrem Grabe nachweinen. In ihrem Wittwen Stande lebte sie 10 Jahre 4 Monath, in welchem Sie das abwechselnde Glück des Menschen auch erfahren mußte, in dem sie die letzten 3 Jahre wegen Lehmung eines Fußes das Zimmer nicht verlassen konnte. Sanft und ruhig war ihr Ende, und die hinterbliebenen Kinder wünschen, daß diese Gemein Ihr Andenken in Seegen erhalten wollen, und Ihre im Leben gehabte Fehler und Gebrechen mit Liebe zu decken." Über Anna Renata Soermans erfahren wir unten Weiteres.

An dieser Stelle ist noch der Urgroßvater Johann (II) Schopenhauer und der Urgroßvater Hendrik Soermans zu betrachten. Von Johann (II) Schopenhauer ist seit langem bekannt, daß er 1695 das Danziger Bürgerrecht auf Grund eines 1688 in Elbing ausgestellten Geburtsbriefes erwarb. Bezeichnend ist die Tatsache, daß auch er bereits mit dem Wettgericht in Konflikt kam. Schopenhauers Vergehen wog allerdings nicht schwer — er hatte nur versäumt, binnen eines Jahres nach Erwerb des Bürgerrechtes sich eine Ehefrau zu nehmen. Pünktlich im Frühjahr 1696 wurden ihm 40 fl. Strafe auferlegt. Diese Junggesellensteuer zahlte er pflichtschuldigst bis zum Jahre 1706, also zehn Jahre lang! Er hatte also keinen starken Trieb zur Ehe. Als er aber im Frühjahr 1707 sich endlich entschloß, zu heiraten, kam er wieder mit dem Wettgericht in Konflikt. Gegen die Hochzeitsordnung hatte er sechs Gäste zuviel geladen; das machte „vor ein jede Person 8 fl., thut

[15] Stadtb. Danzig, Ms. 1052, 51.

48 fl., womit die Sache gehoben worden." Er heiratete Marie Elisabeth Lessig, die er am 10. Mai 1707 in St. Katharinen zum Traualtar führte. Die Familie Lessig gehörte nicht zu den bedeutenderen. Wenigstens findet sich über sie nichts der Erwähnung wertes. Johann Schopenhauer pachtete 1708—1724 den Stutthof, die größte städtische Domäne, die achtzig Jahre später der Großvater Arthurs, Christian Heinrich Trosiener, gepachtet hat. Aber während Christian Trosiener bei seiner Pachtung keinen Erfolg hatte und seine Familie in dürftigen Verhältnissen zurückließ, war Johann Schopenhauer in jeder Beziehung erfolgreich; schon damals also trat der Unterschied zwischen der Familie Schopenhauer und Trosiener hervor, den wir im Verhältnis von Arthur Schopenhauer und seiner Mutter wiederfinden: die Schopenhauer waren finanziell begabt und ökonomisch veranlagt; sie erwarben großes Vermögen und verstanden es durch Sparsamkeit festzuhalten und zu vermehren. Die Trosiener dagegen besaßen keine Begabung für den Erwerb größerer Vermögen, auch der Großvater Trosiener nicht. Er verkaufte 1789 ohne Grund sein Haus, legte seine städtischen Ämter nieder und wurde Pächter, wozu ihm offenbar die Fähigkeiten fehlten (die er auf anderen Gebieten besaß). Noch schärfer zeigte sich der genannte Mangel bei Johanna Schopenhauer, die nicht einmal verstand, ein großes ererbtes Vermögen festzuhalten, ausgesprochen verschwenderisch lebte, sich Diener und Equipage hielt und durch ihre Unvorsichtigkeit beinahe auch ihren Sohn Arthur um sein väterliches Vermögen gebracht hat[16]. Wenn Schopenhauer in dem Kapitel „Über die Weiber" den Frauen Verschwendungssucht vorwirft, welche „das Vermögen, welches der Gatte, sich getröstend, daß er für seine Kinder arbeite, durch den anhaltenden Fleiß seines ganzen Lebens erworben hat, nachher mit ihren Buhlen durchbringen" (worin eine deutliche Anspielung auf seine Mutter liegt), so hat er, was seine eigene Familie betrifft, nicht richtig gesehen. Der Mangel an Sparsamkeit lag hier nicht im weiblichen Charakter als solchem begründet, sondern er lag in den ererbten Eigenschaften der Familie Trosiener.

Johann Schopenhauer und sein Mitpächter, sein Bruder Simon, setzten Namen und Siegel unter den Pachtvertrag, der erhalten ist. Wir sehen also einen Urgroßonkel Schopenhauers namens Simon, der auf der Stammtafel (X. Jahrb. 1921, S. 82) nicht genannt ist. Der dort aufgeführte Simon Schopenhauer (II) in Fürstenau lebte früher (gest. um 1683), er war ein Ururgroßonkel Schopenhauers. Da er die Zahl II führt, so wäre der Bruder Johann (II.) Schopenhauers als „Simon (III) Schopenhauer" zu bezeichnen. In dem erhaltenen Siegelwappen Johanns sehen wir kellenartige Gefäße. Möglicherweise wählte er diese in Überein-

[16] Eine Unvorsichtigkeit lag darin, daß sie ihr und ihrer Kinder ganzes Vermögen bei einem einzigen Bankhaus anlegte, was kein vorsichtiger Geschäftsmann tut. — Die Mutter brachte ihrem Sohn dafür ein anderes, wichtigeres Gut: geistige Gesundheit.

stimmung mit seinem Namen. Von dem bekannten Schopenhauerwappen, das auch Arthur Schopenhauer führte, ist das Siegelwappen des Urgroßvaters gänzlich verschieden.

Die Pachtung des Stutthofes erforderte große Umsicht. Neben den Ländereien von etwa 10 Huben Land waren eine Bierbrauerei und Schnapsbrennerei, eine Mühle und der Absatz der Produkte zu betreuen. Die Pachtsumme betrug 5000 fl. jährlich. Die Seele des Unternehmens war Johann, der Urgroßvater des Philosophen. Wir sehen also auch in diesem Ahnen einen aufstrebenden, ungewöhnlich energischen und umsichtigen Mann mit erheblichen organisatorischen und kaufmännischen Eigenschaften. Wir übergehen die Erzählung Johanna Schopenhauers, nach der Peter der Große 1716 im Stutthof mit seiner Gemahlin übernachtet haben, und der Hausherr, dem ein heizbares Schlafgemach nicht zur Verfügung stand, in dem mit Fliesen ausgelegten Raum ein Fäßchen Branntwein ausgegossen und entzündet haben soll, um den Raum zu erwärmen. Die Erzählung paßt nicht zum Charakter Johann Schopenhauers. Es ist auch unwahrscheinlich, daß der Herrscher aller Reußen auf einem einfachen Gutshof übernachtet hat, zumal Danzig in nächster Nähe war.

Auch über den Ururgroßvater Johann (I) Schopenhauer ist eine Urkunde, ein Protokoll vom 3. Juli 1688, erhalten[17], das ein beredtes Bild von der Not und Plage gibt, der die Bauern im Werder so oft unterworfen waren. Neben der sich endlos wiederholenden Kriegsnot mit Plünderungen, Raub und Mord ging der ständige Kampf mit den drohenden Wassern, die nicht selten die errichteten Dämme durchbrachen. Hier wuchs ein zähes, willensstarkes Geschlecht von Bauern auf, aus denen die Stadt Danzig stets neuen Zuzug von tatkräftigen Männern erhielt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die ungewöhnliche Hartnäckigkeit, Zähigkeit und Beharrlichkeit, die unbeugsame Schroffheit und Folgerichtigkeit, mit der Arthur Schopenhauer sein Lebensziel und seine philosophischen Ansichten verfolgt hat, ein Erbteil der Bauern aus dem Danziger Werder sind. Wir sehen die gleichen Eigenschaften nur bei den Vorfahren des Mannesstammes, beim Vater, Großvater und Urgroßvater Schopenhauer. Wann irgendwo, so hat sich hier der „Wille" vom Vater und Vatersvater vererbt. Gleichzeitig ist aber hier die biologisch-psychologische Wurzel der Lehre Schopenhauers deutlich sichtbar (daß der Wille vom Vater vererbt werde) — eine Theorie, die keineswegs überall zutrifft. Die Bauern des Danziger Werders, ein ungewöhnlich hartnäckiges und hartes Geschlecht, sind die biologische Quelle der gleichen Eigenschaften in Schopenhauer.

Johann (I) Schopenhauer hat durch seine Heirat mit Marie Pfeiler aus Elbing, wohl der Tochter eines dortigen Kaufmanns, den Grund zum Aufstieg seines Geschlechtes gelegt. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang zwei weitere Träger des Namens Schopenhauer, die in den Amts-

[17] Haßbargen, a. a. O., S. 5.

büchern der Nehrung wiederholt auftauchen. Es sind dies Johann und Friedrich Schuffenhauer, beide Schulmeister in Bohnsack. Daneben taucht auch eine Sara Schopenhauer auf. In Marienburg erwarb 1717 ein Simon Schopenhauer das Bürgerrecht. Ein Johann Schopenhauer wurde daselbst 1766 Ratsherr. Der Name Schopenhauer ist im 17. und 18. Jahrhundert sehr häufig in der Gegend. In Elbing wohnen noch heute Schoppenhauer.

Des Urgroßvaters Hendrik Soermans, eines der bedeutendsten Vorfahren Schopenhauers, haben wir im XXI. Jahrb. 1934, S. 142 f., eingehender gedacht. Wir haben ihn oben im Zusammenhang mit seinem Schwiegersohn Andreas Schopenhauer kennengelernt. Er war aus Holland fast mittellos eingewandert, erwarb 1727 das Bürgerrecht und war einige zwanzig Jahre später einer der reichsten und angesehensten Kaufleute der Stadt. Auch später war er entgegen den Bestimmungen, die ihm als Residenten der Niederlande Bürgerrecht und Handelsfreiheit versagten, ein äußerst rühriger und gefürchteter Konkurrent. Dies ist nur möglich bei spezifisch kaufmännischer Begabung. Da auch eine ganze Reihe von seinen Verwandten den Kaufmannsberuf sehr erfolgreich in Danzig betrieben hat, so läßt dies einen Schluß auf die Vorfahrenschaft des Astes Barendregt zu, die uns leider unbekannt ist[18]. Eine so starke und verbreitete kaufmännische Begabung, wie sie vorliegt, ist nur möglich, wenn sie in den Vorfahren schon vorhanden war. Da sie in dem Pastorengeschlecht der Soermans schwerlich angenommen werden kann, so spricht eine ziemlich große Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie im Aste Barendregt lag, und daß die Glieder dieser Familie Kaufleute waren, wie sehr viele andere Ahnen Schopenhauers. Erwähnt sei noch, daß die Elfenbeinbüste, die sich im Nachlasse Schopenhauers befand und von diesem dem Maler Lunteschütz vermacht wurde[19], zweifellos Hendrik Soermans darstellt. Sie ist von Schopenhauer ausdrücklich als Büste seines Urgroßvaters bezeichnet worden. Es liegt um so weniger eine Veranlassung zu einem Zweifel an dieser Angabe vor, als ein anderer Großvater oder Urgroßvater für sie überhaupt nicht in Frage kommt. Nur Soermans besaß die Mittel und die Bildung, um eine derartige Elfenbeinbüste anfertigen zu lassen. Es entspricht dies auch ganz den Gepflogenheiten der damaligen Danziger Patrizier. Wir wissen außerdem, daß er anläßlich seiner silbernen Hochzeit eine Medaille prägen ließ, die ihn als jungen Ehemann mit seiner Gattin darstellt. Er hatte also eine Neigung und Vorliebe für solche bildnerische Darstellungen. Daß die genannte Büste den Großvater Trosiener wiedergibt, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen dieser Büste und den Bildern des Großvaters Trosiener besteht.

Was nun die Seitenverwandten betrifft, so sind zunächst die Geschwister des Vaters zu betrachten.

---

[18] Vgl. XXIV. Jahrb. 1937, S. 153.

[19] Heute im Schopenhauer-Archiv in Frankfurt a. M.

Die väterlichen Großeltern Schopenhauers, Andreas Schopenhauer und seine Frau Anna Renata, geb. Soermans, haben 15 Kinder gehabt. Nach dem Taufbuch der Marienkirche in Danzig ließen sie folgende 11 Kinder taufen[20]:

Johann Heinrich	6. Juni 1746,
Heinrich Floris	27. Juni 1747,
Johann Friedrich	25. August 1748,
Maria Renata	5. April 1750,
Anna Charlotte	23. November 1751,
Anna Sabina	5. August 1755,
Karl Gotthilf	27. Februar 1757,
Michael Andreas	20. April 1758,
Florentine Charlotte	27. März 1760,
Karl Gottfried	16. August 1761,
Charlotte Leviana	8. Mai 1763.

Die übrigen vier Kinder ließen sich weder im Taufbuch von St. Marien noch im Taufbuch von Ohra ermitteln. Sie wurden vielleicht tot geboren (Totgeburten wurden nicht in die Taufbücher eingetragen) oder sind sehr jung gestorben.

Die vier Söhne Heinrich Floris, Johann Friedrich, Michael Andreas und Karl Gottfried sind bekannt. Heinrich Floris, der Vater Schopenhauers, war demnach nicht der älteste, sondern der zweitgeborene Sohn; nur unter den Überlebenden war er der älteste. Johann Friedrich starb im Jahre 1794 „plötzlich am Schlagfluß“ (nicht an Auszehrung, wie Grisebach angibt) im Alter von 45 Jahren, 8 Monaten, 24 Tagen und wurde am 24. April 1794 begraben. Karl Gottfried starb am 10. März 1795 „an der Auszehrung“, 34 Jahre alt. Die beiden Söhne Johann Heinrich und Karl Gotthilf starben wahrscheinlich jung, was man schon daraus schließen kann, daß ihre Namen bei den später geborenen Brüdern wiederkehren (Heinrich bei Heinrich Floris, Karl Gotthilf bei Karl Gottfried). Der Vater der sechs Söhne, Andreas Schopenhauer selbst, „starb plötzlich“ in Ohra im Alter von $73^1/_2$ Jahren und wurde am 20. Januar 1794 in Ohra im Erbbegräbnis der Familie Schopenhauer beigesetzt. Die beiden Söhne Johann Friedrich und Karl Gottfried folgten also dem Vater sehr rasch im Tode nach.

Die Töchter des Andreas Schopenhauer müssen fast alle jung gestorben sein[21]. Nur die älteste, Maria Renata, blieb leben. Sie heiratete am 4. Februar 1779 als „Andreas Schopenhauers einzige Jungfer Tochter“ den Kaufmann Christian Gottfried Tietz in Danzig. Dieser war aus Eichhorn (Kreis Preußisch-Eylau) nach Danzig gekommen

[20] Nach gütiger Mitteilung des Staatsarchivs Danzig, das diese Zusammenstellung für die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie in München 1929 gemacht und dem Verfasser in Abschrift mitgeteilt hat.

[21] Mitteilung des Staatsarchives Danzig.

und im Jahre 1769 Danziger Bürger als Kaufmann geworden. Dem Ehepaar Tietz wurde im Juni 1781 ein Sohn Karl Gottfried Tietz geboren. Er blieb das einzige Kind dieser Ehe und war der einzige Vetter des Philosophen. Der Vater Tietz übernahm von seinem Schwiegervater Andreas Schopenhauer dessen in Ohra gelegene Kraftmehlfabrik, wollte auch daselbst eine Schrotmühle anlegen und muß ein recht vermögender Mann gewesen sein, obwohl die Lage der Danziger Kaufleute und besonders der Industrie wegen des preußischen Wettbewerbs gerade gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht günstig war. Christian Gottfried Tietz klagt in einem Bittgesuch aus dem Jahre 1784 dem Danziger Rate, daß seine Fabrik durch die preußischen Zölle sehr beeinträchtigt werde, und daß mehrere andere Fabrikanten ihr Gewerbe bereits aufgegeben hätten. Tietz selbst hat aber die Fabrik seines Schwiegervaters trotz aller Schwierigkeiten in Betrieb gehalten, starb jedoch schon im 50. Lebensjahr (nach Angabe der Danziger Kirchenbücher) und wurde am 12. Februar 1789 in der Marienkirche in Danzig begraben. Seine Witwe Maria Renata, geb. Schopenhauer, lebte in Danzig oder in Ohra. Im Jahre 1798 machte sie ihr Testament und setzte ihren einzigen Sohn Karl Gottfried als Universalerben ein. Ihr Todesdatum und die Todesursache ließen sich nicht ermitteln. In St. Marien ist sie nicht begraben; die Kirchenbücher von Ohra für die entsprechenden Jahre sind bei den Belagerungen Danzigs im Jahre 1813 verbrannt, doch geht aus einem Schreiben des Sohnes Karl Gottfried Tietz hervor, daß sie im Jahre 1807 schon tot war. Ihr Testament wurde im Jahre 1848 gerichtlich geöffnet, da sie selbst und ihr in dem Testament bedachter Sohn längst verstorben waren [22].

Der Sohn Karl Gottfried hatte weniger Erfolg in seinem Beruf als sein Vater. Er hatte die Fabrik in Ohra wohl um 1800, als er mündig wurde, übernommen, mußte aber bereits im Jahre 1807 seinen Konkurs anmelden. Er äußerte darüber [22]: „Nicht Verschwendung oder sonstige von mir muthwillig veranlaßte Umstände haben mich in diese Lage gebracht, sondern das Unglück der Pretzel' und Tietz'schen Handlung und die Übernahme des verschuldeten Nachlasses meiner verstorbenen Mutter, woran ich selbst jedoch nicht Schuld bin . . . [23]" Auch wurde sein Landhaus in Ohra von der französischen Militärkommission als Lazarett benutzt und hatte seit der französischen Okkupation fortwährend die drückende Last der Einquartierung zu tragen, so daß es vollkommen ruiniert wurde. Karl Gottfried Tietz muß Danzig als verarmter Mann verlassen haben. Ort und Zeitpunkt seiner Heirat ließ sich nicht ermitteln. Er muß sich später in den verschiedensten Orten Westpreußens und Pommerns aufgehalten haben, was aus den Geburtsorten seiner Kinder hervorgeht, und soll außerhalb Danzigs im Jahre 1833 gestorben sein.[22]

[22] Mitteilung des Staatsarchives Danzig.

[23] Wir haben hier also eine authentische Äußerung eines nahen Verwandten Schopenhauers.

Im Jahre 1834 zog seine Witwe Anna Karoline, geb. Meyer (verehelicht gewesene Reitsch), geboren 23. Februar 1782 in Danzig, aus Klein-Walddorf in der Danziger Niederung mit ihren drei Kindern nach Danzig. Diese Kinder hießen:

Karolina Emilie, geboren 12. Februar 1820 in Rostopschin bei Lauenburg;

Karl August, geboren 1821 in Mirchau, Kreis Karthaus;

Juliane Amalie, geboren 15. Juli 1822 in Hochkelpin, Kreis Preußisch-Stargard.

Anna Karoline Tietz, geb. Meyer, starb am 18. Oktober 1856 in Danzig in ärmlichen Verhältnissen. Ihre Tochter Karoline Emilie war Handarbeiterin und war schon im Jahre 1841 nach Schöneck, einer kleinen Stadt im Kreise Berent, gezogen. Sie hat sich später mit einem Manne namens Grischow verheiratet. Dies geht aus den Nachlaßakten Schopenhauers[24] hervor. Bekanntlich hat Schopenhauer in seinem Testament vom 26. Juni 1852 die Frau seines Vetters Tietz, „Witwe A. C. Tietz, verw. Reitsch, geb. Meier“ und ihre Kinder mit Vermächtnissen bedacht. In dem später errichteten Kodizill zu seinem Testament vom 4. Februar 1859 sind nur noch die Kinder bedacht, weil die Witwe Tietz inzwischen verstorben war. Die Kinder werden wörtlich aufgeführt; Schopenhauer war also ihre Existenz und ihr Name bekannt. Sie werden folgendermaßen benannt:

„Carl Gottfried Tietz Kinder:

1. Caroline Emilie, verh. Grischow;
2. Carl August Tietz, zur Zeit premier Unteroffizier;
3. Juliane Amalie Tietz.“

Als Schopenhauer gestorben war, und das Testament vollzogen wurde, erhielten die Genannten ihr Vermächtnis ausgezahlt. Sie haben über den Empfang quittiert, woraus wir ihre inzwischen erlangte Lebensstellung und ihre Adresse erfahren:

Frl. Amalie Tietz in Danzig, Heiliggeist-Hospitalhof, Nro. 11, Tor 7, Tobiasgasse;

Carl August Tietz zu Podwitz[25], Kämpen[26]-Inspektor;

Emilie Grischow, geb. Tietz, in Berent[25].

Die (in den Nachlaßakten erhaltenen) Unterschriften dieser Kinder von Karl Gottfried Tietz lassen erkennen, daß sie nicht den gebildeten Kreisen angehört haben, was auch aus ihrer Stellung hervorgeht. Aus anderer Quelle wissen wir, daß der Sohn Carl August Tietz zuerst Gärtnerbursche war und im Jahre 1842 eine Stelle auf dem Gute Bohlschau (Westpreußen) bei dem General Rückel-v. Kleist annahm. Es ist

---

[24] Jetzt im Schopenhauer-Archiv, Frankfurt a. M.

[25] in Westpreußen.

[26] Kämpe = männliches Schwein.

wahrscheinlich, daß Nachkommen von ihm und seiner Schwester Emilie Grischow leben. Nichts erinnert mehr an den ehemaligen Glanz des Schopenhauerschen Hauses —.

*

Die mütterlichen Großeltern Schopenhauers, Christian Heinrich Trosiener und seine Frau Elisabeth, geb. Lehmann, hatten nach dem Taufbuche von St. Marien folgende Kinder:

Georg Heinrich, getauft 1. Januar 1765;
Johanna Henriette, getauft 16. Juni 1766;
Charlotte Elisabeth, getauft 24. März 1768;
Anna, getauft 21. Juli 1769;
eine Tochter, tot geboren 17. April 1771;
Juliane Dorothea, getauft 31. August 1773.

Von diesen Kindern muß der Sohn sehr jung gestorben sein, denn Johanna Schopenhauer sagt in ihren Jugenderinnerungen[27]: „Zu meinem sehr großen Glücke blieb ich nicht lange das einzige Kind; während des Verlaufes von sieben Jahren wurden mir noch drei Schwestern geboren, von denen zwei mir schon in die Ewigkeit vorangegangen sind, die jüngste aber noch in Danzig lebt." Johanna Schopenhauer war also, wie der Vater Schopenhauers, das zweite Kind ihrer Eltern. Johanna Henriette, die Mutter des Philosophen, war augenscheinlich die einzige von den Töchtern, die geheiratet hat. Charlotte Elisabeth starb wahrscheinlich jung. Nach dem Tode des Christian Heinrich Trosiener (gestorben in Stutthof bei Danzig 17. Januar 1797) lebte die Witwe als Stickerin mit ihren zwei Töchtern Anette (Anna) und Juliane in Danzig. Anette starb am 24. August 1814. Die Mutter starb am 18. August 1818 im Alter von 73 Jahren[28]. Juliane wurde fast 76 Jahre alt und starb als Stickerin am 23. Juni 1849 in Danzig am „Katarrfieber" (Kirchenbuch von St. Marien).

Überblicken wir das Ganze, so sehen wir, daß die Nachkommen der mütterlichen Großeltern Schopenhauers vollständig ausgestorben sind, die der väterlichen Großeltern (mit Ausnahme des Astes Tietz, von dem wohl noch Nachkommen leben) trotz der großen Kinderzahl gleichfalls ausgestorben sind. Dies ist, biologisch betrachtet, ein ungünstiges Zeichen. Biologisch ungünstig sind ferner die Tatsachen, daß der Onkel Schopenhauers Karl Gottfried mit 34 Jahren an der Auszehrung, der Onkel Johann Friedrich schon mit 45 Jahren am Schlaganfall gestorben sind; noch mehr die Tatsachen, daß Onkel Michael Andreas zeitlebens blödsinnig, Onkel Karl Gottfried geistig gleichfalls nicht völlig normal war und in geistiger Zerrüttung endete, daß die Großmutter Anna Renata

[27] Jugendleben und Wanderbilder, S. 1.

[28] Schopenhauer, seine Mutter, seine Großmutter und sein Großvater Andreas starben in ungefähr demselben Alter von 72—73 Jahren, die Mutter außerdem, wie er, am Schlaganfall.

wegen Geistesschwäche entmündigt wurde, und daß auch der Vater gelegentlich von geistigen Störungen heimgesucht wurde und seinem Leben wahrscheinlich freiwillig ein Ende gemacht hat.

Das Sinken der Lebenskraft ist um so auffallender, als der Großvater Andreas, der Urgroßvater Johann Schopenhauer und ebenso der Urgroßvater Hendrik Soermans ungewöhnlich tüchtige, energische, aufstrebende Charaktere gewesen waren. Was die Ursache des biologischen Rückgangs der Familie gewesen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Die Familie Schopenhauer hat indes in dieser Richtung eine auffallende Ähnlichkeit mit den Familien Goethes, Beethovens und Rembrandts. Goethes[29] Urgroßvater hatte 11 Kinder, der Großvater 8, der Vater 6, Wolfgang 5, sein Sohn 3. Von den 8 Kindern des Großvaters erreichten nur zwei ein höheres Alter. Eines war vor Jugend an blödsinnig[29], vier starben nach wenigen Jahren, eines mit 23 an kurzem Atem und Engbrüstigkeit[29]. Von den sechs Kindern des Vaters erreichte nur eines ein höheres Alter: Johann Wolfgang Goethe. Von den fünf Kindern Johann Wolfgangs wiederum wurde nur eines groß: August Goethe, der außerdem nur ein Alter von 41 Jahren erreichte. Mit seinen Kindern starb die Familie aus.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in der Familie Beethovens. Der Großmutter Beethovens starben alle Kinder mit einer Ausnahme, seiner Mutter wurden von sieben Kindern vier durch den Tod genommen. Beethoven starb kinderlos, einer seiner Brüder hatte ein Kind.

Rembrandts drei älteste Kinder, die er von Saskia hatte, starben in den ersten Jahren; das vierte wurde 27 Jahre alt. Das Kind, das er von Hendrikje Stoffels hatte, kam gleichfalls nicht über das Kindesalter hinaus. Rembrandt starb einsam ohne Angehörige. Richard Waldvogel[30] führt dieses Aussterben der Familien der genannten Genies auf Erbkrankheiten zurück, von denen nur Tuberkulose und Erbsyphilis in Betracht kommen. In der Familie Goethes ist die Tuberkulose erwiesen[30]. Ebenso starb Beethovens Mutter und sein Bruder Karl an Tuburkulose. Waldvogel nimmt außerdem in der Familie Beethovens und Rembrandts Erbsyphilis als wahrscheinlich an. Waldvogel führt außerdem die erhöhte Erregbarkeit (Irritabilität und Sensibilität), die dem Genie eigentümlich ist, ebenso eine gewisse Schädigung des egoistischen Selbsterhaltungstriebes, die der Entstehung genialer Werke günstig, in vielen Fällen ihre Voraussetzung ist, auf die langsame Einwirkung schwacher Dosen der ge-

[29] Hier sehen wir eine neue merkwürdige Ähnlichkeit zwischen der Familie Goethe und Schopenhauer bei aller sonstigen Verschiedenheit. Auf weitere Parallelen zwischen beiden Familien wurde im XXI. Jahrb. 1934, S. 140, hingewiesen.

[30] Richard Waldvogel, Auf der Fährte des Genius (Biologie Beethovens, Goethes, Rembrandts), Hannover 1925. Vgl. auch W. H. Veil, Goethe als Patient, Jena 1939.

nannten chronischen Gifte (Tuberkulose und Erbsyphilis) auf das Nervensystem zurück [31]. Nach dieser Theorie hat also die Entstehung des Genies und das häufige Aussterben genialer Familien die genannte gemeinsame Ursache; mindestens sind in vielen Fällen die genannten chronischen Gifte als eine Voraussetzung genialer Betätigung anzusehen, wie sich aus der Betrachtung der genannten größten Genies ergibt.

Da eine auffallende Ähnlichkeit der Familie Schopenhauers hinsichtlich der Sterblichkeit mit den Familien Goethes, Beethovens und Rembrandts besteht, so liegt es nahe, an die gleichen Ursachen bei Schopenhauers Familie zu denken. Die Kindersterblichkeit und die (anzunehmenden) Totgeburten in der Familie des Großvaters Andreas sind auffallend. Außerdem starb der Sohn Karl Gottfried mit 34 Jahren an Tuberkulose. Es ist, unter diesem Gesichtspunkt gesehen, nicht wahrscheinlich, daß illegitime Nachkommen Schopenhauers leben (was gelegentlich vermutet worden ist). —

Erwähnt sei, daß Haßbargen [32] über Anna Renata Soermans schreibt: „Über die bei Johanna Schopenhauer zu findenden Angaben hinaus finden sich im Staatsarchiv [Danzig] Zeugnisse für eine nicht normale geistige Veranlagung." Welcher Art diese Zeugnisse sind, habe ich nicht erfahren können.

Hinsichtlich der bei Anna Renata Soermans zum ersten Male auftretenden seelischen Belastung ist auch zu beachten, daß sie aus außerordentlich verschiedenartigen Erblinien hervorgegangen ist. In ihr mischen sich holländisches, deutsches und polnisches Blut. Dabei stammt der deutsche Anteil auch noch aus sehr verschiedenen, weit auseinanderliegenden Gegenden (Danzig, Graudenz, Krakau). Vielleicht ist der Gegensatz zwischen den zu verschiedenartigen Erbelementen, wie er besonders in dem Zusammentreffen von holländischem und polnischem Blute lag, eine Ursache ihrer disharmonischen seelischen Veranlagung gewesen, die sich in großer Heftigkeit äußerte, und die auch noch in Schopenhauer deutlich spürbar ist.

Auf alle Fälle sehen wir aus allen hier mitgeteilten Tatsachen aufs neue, wie eng der Zusammenhang zwischen Genie und Krankheit ist. Er ist zwar nicht notwendig, aber in so vielen Fällen gerade bei größten Genies tatsächlich vorhanden, daß er unter keinen Umständen übersehen werden darf [33].

Aus Gerichtsakten, die vor einiger Zeit an das Staatsarchiv Danzig gelangt sind, ist noch folgendes erwähnenswert:

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Andreas Schopenhauer wurde 1798 an den Kommerzienrat Martin George Schmidt eine Leibrente verkauft. Als Erbinteressenten werden aufgeführt:

---

[31] Waldvogel, a. a. O.

[32] Wacht im Osten, Jahrg. 1 (1933/34), S. 220.

[33] Vgl. Wilhelm Lange-Eichbaum, Genie — Irrsinn und Ruhm, 1928, S. 424 f., 489 (die auf Schopenhauer bezügliche Literatur).

1. Der Kgl. Preußische Wettgerichtsassessor Joh. Carl Mackensen.
2. Der Kurator der blödsinnig erklärten Witwe Schopenhauer.
3. Renate, geb. Schopenhauer, verw. Negociant Tietz.
4. Henrich Florus Schopenhauer.
5. Der Testamentsexekutor des verstorbenen Carl Gottfried Schopenhauer.
6. Der Kurator des blödsinnigen Michael Andreas Schopenhauer.

*

Hendrik Soermans und Anna Marie, geb. Rammelmann, die Urgroßeltern Schopenhauers, hatten, soweit bekannt, sieben Kinder, von denen die Söhne in der reformierten Kirche St. Petri und Pauli, die Töchter (diese unter dem Namen „Suhrmann") in der evangelisch-lutherischen Kirche zu St. Marien in Danzig getauft wurden [34].

1. Johann Heinrich Soermans, * am 23. April 1722, † 21. Dezember 1775; 1749 Danziger Bürger als Kaufmann, Ratsherr in der Altstadt Danzig. Er war zweimal verheiratet, das erstemal mit Charlotte Brayne, Tochter des Dr. med. Philipp Brayne, sie starb 1756; das zweitemal am 2. Dezember 1760 mit Charlotte Uphagen, Tochter des Karl Uphagen und der Anna Forret. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:
   a) Johann Heinrich Soermans, * 22. April 1750, † 18. Juli 1802, Altstädtischer Schöffe in Danzig;
   b) Johann Karl Heinrich Soermans, * 27. Juli 1761, † 28. April 1842, Privatgelehrter in Danzig;
   c) Wilhelm Ernst Friedrich Soermans, * im März 1763, † 11. Juni 1825, 1807 Schöffe, 1808 Senator in Danzig. Verheiratet mit Auguste Christiana, geb. Friese, * 1769, † 6. April 1826 in Danzig. Kinder: Carl Wilhelm, * 26. Oktober 1790, † 1814; Charlotte Luise, * um 1793, verehelichte Haidfeld.
2. Helene Lucia Soermans, getauft 9. November 1723.
3. Carl Wilhelm Soermans, * 10. Juli 1725, † vor 1759, 1750 Danziger Bürger als Kaufmann. Er hatte folgende Kinder:
   a) Marie Charlotte Soermans, * 14. August 1750, † vor 1759;
   b) Karl Heinrich Soermans, * 14. Februar 1752, † 5. Mai 1780, kinderlos. Er war verheiratet (Königsberg 1777) mit Eleonore Henriette Hindersin. (Sie heiratete nach seinem Tode einen Grafen Schwerin, dann Franz Otto von Pirch.)
4. Anna Renata Soermans, * 28. Oktober 1726, † 9. April 1804, verheiratet 29. Juli 1745 mit Andreas Schopenhauer.
5. Helena Concordia Soermans, getauft 12. November 1728. verheiratet mit Heinrich Martens.

6. Maria Christina Soermans, getauft 28. Februar 1730.
7. Cornelius Soermans, * 2. Oktober 1731.

Die Kinder 2, 5, 6 und 7 scheinen früh verstorben zu sein.

*

In der nächsten Parentel sind folgende Personen und Daten hervorzuheben:

Hendrik Soermans hatte zwei Brüder: Dirk Floris und Martin Cornelis. Dirk Floris Soermans, etwa 1705 geboren, wurde am 1. August 1729 Danziger Bürger als Kaufmann. Mit ihm kam also eine zweite Linie Soermans aus Holland nach Danzig. 1733 heiratete Dirk Florus Marie Elisabeth, geb. Clemens, 1736 Virginia Gourlay.

Martin Cornelis Soermans wurde Prediger der niederländischen Gemeinde in Hamburg und war mit Christina Gertrud van Vlieden verheiratet. Sein Sohn Johann, geboren in Hamburg, wurde am 24. Juni 1754 Danziger Bürger. 1771 wurde noch ein Sohn des Martin Cornelis Soermans (sein 9. Kind), ebenfalls Martin Cornelis genannt, Danziger Bürger als Kaufmann.

Martin Cornelis Soermans, Prediger in Hamburg, starb in Hamburg 26. November 1774. Außer den bereits genannten Söhnen sind noch zwei weitere Söhne desselben bekannt: Diedrich Soermans, geb. 1735, gestorben 1796, Weinhändler und Makler in Hamburg, und Heinrich Soermans, Kaufmann in Hamburg[34]. Dieser verheiratete sich am 16. November 1751 in Hamburg mit Sus. Margarethe Deppe. Ein Sohn dieser Ehe war Martin Heinrich Soermans, geboren 1754 in Hamburg, der am 28. April 1775 Danziger Bürger wurde und sich dort am 13. Juni 1775 mit Concordia Christina Papengut verheiratete. Wir sehen also ein äußerst rührriges Geschlecht, das sich in einer Reihe von Linien in Deutschland und besonders in Danzig verbreitet und holländisches Blut nach Deutschland gebracht hat. Auch eine Schwester des Hendrik Soermans ist bekannt: Anna Helena, verheiratet mit Gottlieb Peters in Danzig. Auch durch sie kam holländisches Blut nach Danzig[35].

An entfernteren mütterlichen Seitenverwandten Schopenhauers sind folgende bekannt geworden. Bis vor kurzem lebte in Frankfurt a. M. eine Frau Olga Krutenberg, geb. Arndt, die ich zufällig kennenlernte, und die sich bei näherer Unterhaltung als eine Verwandte Schopenhauers bekannt gab. Sie ist 1857 in Danzig geboren und am 20. August 1933 in Frankfurt a. M. gestorben. Sie war die Witwe des 1899 in Frankfurt a. M. verstorbenen Oberpostdirektionssekretärs Max Krutenberg.

[34] Nach gütiger Mitteilung des Staatsarchives Hamburg.

[35] Hendrik Soermans hatte außerdem noch einen Bruder Petrus Wilhelmus, eine Schwester Adriana und einen Bruder Joan Jacob (Auskunft des Algemeen Rijksarchief den Haag). Die Genannten blieben anscheinend in Holland.

Sie lebte jahrzehntelang in Frankfurt und hat eine Tochter Liselotte Krutenberg, die 1896 in Frankfurt a. M. geboren ist und noch in Frankfurt lebt. Olga Krutenberg und ihre Tochter verdienen ein erhöhtes Interesse, da sie jahrzehntelang am Wohnort Schopenhauers gelebt haben. Olga Krutenberg ist die Tochter von Karl Rudolf Julius Arndt, geboren 28. September 1829 in Danzig, Kaufmann in Danzig, und seiner Ehefrau Amalie Louise Maria Ida, geb. Ziesmer (geboren Danzig 20. April 1833). Karl Arndt war der Sohn von Karl Heinrich Eduard Arndt, geboren 1804 in Berlin, Kaufmann in Danzig, der am 31. Juli 1828 Emilie Jeanette Trosiener, geboren Danzig 1803, die Tochter des Sattlermeisters Johann Carl Trosiener in Danzig, geheiratet hat. Das Ehepaar Arndt-Trosiener wohnte in der Heiliggeistgasse 987 in Danzig, also in derselben Straße, in der auch die Familie Schopenhauer und die Eltern der Mutter Schopenhauers gewohnt haben, und in der Johanna und Arthur Schopenhauer geboren sind. Als Eigentümer des genannten Hauses ist ein Arthur Ferdinand Trosiener, Kaufmann, eingetragen. Emilie Jeanette Trosiener war eine Verwandte, wahrscheinlich Tochter einer Kusine, von Johanna Schopenhauer [36]. Da sie in derselben Straße gewohnt hat, in der einst Johanna Schopenhauer gewohnt hatte, so waren ihre Eltern wahrscheinlich näher mit Johanna Schopenhauer bekannt. So erklärt es sich, daß Frau Olga Krutenberg noch Andenken an Johanna Schopenhauer besaß (die jetzt ihre Tochter in Besitz hat). Olga Krutenberg, geb. Arndt, hatte zwei Geschwister: Clara Arndt, geboren 1854 in Danzig, verheiratet mit dem Kaufmann Keyser in Danzig, und Max Arndt, Kaufmann in Danzig.

Die Seitenverwandten des Astes Schopenhauer sind im X. Jahrb. 1921 behandelt und sollen hier nicht wiederholt aufgeführt werden. Unter den näheren Seitenverwandten ist vor allem der Großonkel Schopenhauers Johann Leo Schopenhauer (* 1711, † 1741) zu nennen, der ein älterer Bruder und Vormund des Großvaters Schopenhauers, Andreas Schopenhauer, während dessen Minderjährigkeit gewesen ist. Andreas Schopenhauer wurde schon mit fünf Jahren Vollwaise und wurde trotzdem ein außerordentlich tüchtiger Mann. Die Erziehung des Knaben lag in den Händen seines Großvaters Andreas Lessig [37] und seines Onkels Salomon Lessig. Dieser Seitenverwandte hat also gleichfalls eine größere Rolle bei den Vorfahren Schopenhauers gespielt.

Zum Schluß seien einige Träger des Namens Schopenhauer aufgeführt, die in einem nicht nachweisbaren genealogischen Verhältnis zu Arthur Schopenhauer stehen, die aber für diejenigen von Interesse sind, auf die schon der bloße Name „Schopenhauer“ einen magischen Reiz ausübt:

---

[36] Das Verwandtschaftsverhältnis konnte bis jetzt nicht genau festgestellt werden. Außer Zweifel steht, daß eine Verwandtschaft vorlag.

[37] Vgl. Ahnentafel Schopenhauers, XXIII. Jahrb. 1936, S. 214.

1. Johann Christian Schopenhauer, * Danzig 1750, † Memel 1. August 1801, Schiffszimmermeister in Memel. Verheiratet I. Memel 6. Juni 1780 mit Constantia Louise Reineke, * Danzig 1748, † Memel 8. Juli 1783, Tochter des Bürgers und Glasers Martin Reineke in Danzig. Vgl. Altpreuß. Geschlechterkunde III, S. 82.
2. Berthel Schopenhauer, von Brodsack, am 11. Mai 1676 Kirchenvater in Neuteich, Danziger Werder. Vgl. Altpreuß. Geschlechterkunde IV, S. 104.
3. Friedrich Joachim Schoppenhauer[38], 1748 „gewesener Hofmeister bei Generalleutnant Sparrentes", 1748 in Reval, 1750—1780 Gärtner in Pernau. Verheiratet I. vor 1748 mit Anna Margarete Jeremias. Kind: Anna Elisabeth Schoppenhauer, * Reval 27. Juni 1748 (getauft St. Nicolai 1. Juli 1748). Insgesamt 13 Kinder „Schuppenhauer" in Pernau. Vgl. Balt. Familiengesch. Mitteilungen I, S. 7, und II, S. 14.
4. Johann Carl Schopenhauer, aus Marienburg, immatr. Königsberg 29. April 1765.

In allen diesen Fällen dürfte es sich um sehr entfernte Verwandte Schopenhauers handeln.

[38] Wir finden hier also offiziell die von Schopenhauer gehaßte und als unmöglich erklärte Schreibweise: „Schoppenhauer."

DIE SAMMLUNG GRUBER.

Von

ARTHUR HÜBSCHER (München).

Still und bescheiden, wie er gelebt, ist Robert Gruber am 26. April 1936 von uns gegangen. Nach Monaten erst haben wir von seinem Tode erfahren und in einem Nachruf (XXV. Jahrb. 1938) einiges von seiner Art, so wie wir in den vielen Jahren eines gemeinsamen Weges sie erfahren durfte, nachzuzeichnen versucht. Schon damals wußten wir, daß, vernehmlicher als unsere Worte, das Werk, mit dem er sich ein dauerndes Denkmal seines Namens geschaffen hat, noch einmal seine besondere Verbundenheit mit unserer Gesellschaft bezeugen würde. Erst heute aber, da wir den Dank, den wir bei seinem Andenken ausgesprochen haben, in einem weiteren, umfassenderen Sinne wiederholen dürfen, ist es an der Zeit, der Öffentlichkeit von einer Tatsache Kenntnis zu geben, mit der wir damals aus besonderen Gründen zurückhalten mußten: Die Schopenhauer-Gesellschaft hat das Erbe der Schopenhauer-Sammlung Robert Grubers angetreten.

Gruber war ein Sammler von einer heute seltenen, besonderen Art. Er hat seine Schätze nicht als seinen eigensten, möglichst geheimzuhaltenden Besitz betrachtet, wie es die Sitte vieler Autographensammler ist, sondern sie im weiten Umfang den Zwecken der Wissenschaft zur Verfügung gehalten. Über der Freude, sich selbst als Besitzer wertvoller Stücke zu wissen, stand ihm ein überpersönliches, mit höchster Verantwortung verfolgtes Ziel: die Vereinigung möglichst aller Handschriften und Briefe von, an und über Schopenhauer, der Bücher aus seiner Bibliothek und der Erinnerungsstücke an seine Person an einem würdigen Ort, der ebenso Gedächtnisstätte wie Stätte der Wissenschaft sein mußte. Seit vielen Jahren war es ihm zur Gewohnheit geworden, sich über wertvolle Neuerwerbungen jeweils mit dem Archivar der Schopenhauer-Gesellschaft zu verständigen. In einer zeitweise sehr regen Korrespondenz gingen immer neue Hinweise auf bemerkenswerte Funde, auf wichtige Angebote oder Anschriften hin und her. Ein gemeinsames Vorgehen bei größeren Ankäufen, vor allem bei Auktionen, war selbstverständlich. Immer waren die Aufgaben, die das Archiv zu erfüllen sucht, auch seine Aufgaben. So verwahrte er seine Sammlung, und so übernahm er schon bei Lebzeiten für seinen Teil viele von den Arbeiten, die später einmal, im größeren Umfang, von der Verwaltung des Archivs übernommen werden sollten. Nie baute man vergebens auf seine Hilfe. Manche Stunde seines arbeitsreichen Berufslebens hat er der Beantwortung von Anfragen, der Herstellung von Abschriften und dem Lesen zeitraubender Korrekturen gewidmet. Ich selbst konnte mich bei meinen Arbeiten immer wieder der unermüdlichen Hilfsbereitschaft Grubers versichert halten. Die kritische Ausgabe der Gespräche und die Deussensche Ausgabe des Brief-

wechsels haben wesentlich auf den Beständen der Sammlung Gruber aufbauen können. Auch der XVI. Band des Briefwechsels, dessen Erscheinen heute freilich mehr denn je in Frage gestellt ist, hätte ohne die tätige Mithilfe Grubers gar nicht in Angriff genommen werden können.

Robert Gruber hatte bestimmt, daß seine Sammlung im Falle seines Ablebens geschlossen dem Schopenhauer-Archiv als Erbe zufallen sollte. Mit der Vollziehung seines letzten Willens hatte er seine Gattin Hedwig betraut, die ihm seit Jahren eine treu sorgende Mitarbeiterin geworden war. Er hätte sein Vermächtnis in keine bessere Hand legen können. Als der Tod ihn von uns genommen hatte, traf Hedwig Gruber mit größter Umsicht und Gewissenhaftigkeit alle Maßnahmen, um die sorgfältige Übergabe der Erbschaft zu sichern. In langer mühevoller Arbeit legte sie selbst zwei große Verzeichnisse an, die neben der bereits bestehenden Kartothek Grubers ein wertvolles Hilfsmittel für die Übersicht über die umfangreichen Bestände bilden. Im Frühjahr 1937 suchte Frau Gruber mich zu den ersten vorbereitenden Besprechungen in München auf. Anschließend nahm sie Gelegenheit, das Schopenhauer-Archiv in Frankfurt a. M., als den künftigen Aufbewahrungsort der Sammlung, zu besichtigen. In ihrem eigenen Testament sollte das Vermächtnis eine juristische Form erhalten. Die erste, noch unvollkommene Fassung konnte ich bei einem Besuch in Wien im Juni 1937 mit Frau Gruber und dem in Aussicht genommenen Testamentsvollstrecker und Abhandlungspfleger, Dr. Hans Haider, in allen Einzelheiten durchsprechen. Das Ergebnis war die endgültige Fassung des Testaments vom 30. Juni 1937, in dem Hedwig Gruber die Schopenhauer-Sammlung ihres Gatten „der Schopenhauer-Gesellschaft e. V. mit dem Sitze in Frankfurt a. M. für die Zwecke ihres Schopenhauer-Archivs“ vermacht hat.

Schneller, als wir damals dachten, sollte die Schopenhauer-Gesellschaft das wertvolle Erbe antreten. Hedwig Gruber hatte in den letzten Jahren nur noch der Erfüllung des Vermächtnisses ihres Gatten gelebt. Nun, da das Werk vollbracht war, hielt der seit langem geschwächte Körper nicht mehr stand. Am 3. November 1937 mußte sie Robert Gruber im Tode folgen.

Es kam ein umständliches Abhandlungsverfahren, dessen sich Dr. Haider mit unermüdlicher Geduld und Umsicht entledigte. Dann war es so weit, daß die Schopenhauer-Gesellschaft die Sammlung übernehmen konnte. Ein zweites Mal fuhr ich, im Juni 1939, nach Wien, um mit der liebenswürdigen Hilfe der Tochter der Verstorbenen, Frau Maria Johanna Biener, in einer Reihe von Tagen die altbekannten Stücke zu überprüfen und für die Übernahme fertigzumachen. Im August konnte dann der Sekretär des Archivs, Oberinspektor Karl Jahn, die Sammlung nach Frankfurt a. M. übernehmen. Dem Willen Grubers entsprechend, wird sie nicht einfach in die Bestände des Archivs eingereiht, sondern weiter als geschlossene Sammlung erhalten bleiben. Die Briefe, Handschriften und Bilder bleiben in den Umschlägen und Sammelmappen, die ihnen

Gruber gegeben hat. Die Bücher werden in geschlossener Reihe stehen, so wie sie in den Wiener Räumen gestanden haben.

Die beiden Verzeichnisse, die Hedwig Gruber angefertigt hat, liegen nun vor uns. Sie umfassen die „Briefe, Handschriften und Bücher" (563 Nummern) und die „Bilder" (197 Nummern). Das erste, umfangreichere beginnt mit einem Briefe von Johanna Schopenhauer an Ucker, der am 12 August 1907 für ein paar Kronen erworben wurde, und schließt mit Schopenhauers Handexemplar der „Fabulas" des Yriarte, das als Nr. 563 noch wenige Monate vor Grubers Tod in die Sammlung aufgenommen werden konnte. In bunter Reihe folgen einander, Zeile um Zeile, die Briefe und Dokumente, die Handschriften und Bücher aus dem Besitze Schopenhauers mit seinen Randbemerkungen. Unter den Handschriften befinden sich nicht weniger als 70 Briefe und Schriftstücke von der Hand Arthur Schopenhauers selbst, weitere 124 Briefe und Schriftstücke der Mutter Johanna Schopenhauer, unter ihnen 24 Briefe an den Sohn[1]; weiter 40 Briefe und Schriftstücke der Schwester Adele Schopenhauer, darunter die Handschrift der Tagebücher vom 22. Mai 1816 bis 20. August 1822, die Kurt Wolff („Tagebücher der Adele Schopenhauer", 1909) auszugsweise veröffentlicht hat, und das Stammbuch, das ebenfalls in der Ausgabe von Kurt Wolff auszugsweise Platz gefunden hat; zwei Bücher aus Adeles Besitz sind hier ebenfalls angereiht; endlich zahlreiche Briefe aus dem sehr weit gezogenen „Kreise" Schopenhauers, darunter manche Briefe an Schopenhauer selbst. Auch die Originale der elf Dokumente über Caroline Richter-Medon, die Gruber in seinem Buche „Schopenhauers Geliebte in Berlin" (Wien 1934) veröffentlicht hat, sind in der Liste aufgeführt.

An die Handschriften reihen sich 64 Bände aus Schopenhauers Bibliothek. Das erste dieser Werke hielt am 24. Dezember 1910 in die Sammlung Gruber seinen Einzug. Es sind die „Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Kachler" (Nr. 177). Im Jahre 1920 gelang die Erwerbung der Handexemplare der Kantischen Schriften mit den Randschriften Schopenhauers, die Gruber selbst im XIII. Band der Deussenschen Ausgabe veröffentlichen konnte. Sonderbare Wege nahm Schopenhauers Gracian. Mein Vater, Georg Hübscher, hatte ihn seinerzeit antiquarisch für ein paar Mark erworben. Aus seinem Nachlaß ging er gleich nach dem Weltkrieg in den Besitz Robert Saitschicks über. Im Jahre 1927 erwarb ihn Robert Gruber. Es war ein eigentümliches Gefühl, als ich nach vielen Jahren die beiden Bände wieder in Händen hielt, die schon in meinen Kindheitserinnerungen eine wichtige Rolle spielen. Den bedeutendsten Zuwachs erhielt die Sammlung Gruber wohl bei der Versteigerung Grisebach im Jahre 1930. Von den 72 Bänden, die ausgeboten wurden, konnte das Archiv damals 5, Robert Gruber aber 31 erwerben,

[1] Sie sind im XIV. Band der Deussenschen Ausgabe, leider ungenau, veröffentlicht.

so daß die wertvollsten Stücke dieser wichtigen Sammlung der wissenschaftlichen Forschung wieder zugänglich gemacht wurden.

An die Bücher aus Schopenhauers Bibliothek reiht sich die Sammlung der Bilder, Stiche, Daguerrotypien und Photographien des Philosophen, seiner Angehörigen, seiner Freunde und Bekannten und der Persönlichkeiten aus seinem Kreis — die Stücke, die in der zweiten Liste aufgeführt sind. Ein Miniaturbild der Schwester Adele ist darunter, weiterhin sieben Orginalskizzen Schopenhauers von Lunteschütz, die während der Mittagstafel im „Englischen Hof" entworfen worden sind. Für die Ikonographie Schopenhauers ist dieses Material von grundlegender Bedeutung. Schließlich müssen wir die Stücke nennen, die in den beiden Verzeichnissen nicht aufgeführt sind: eine wertvolle Sammlung von Erstausgaben, darunter die erste Auflage der „Beiden Grundprobleme der Ethik" mit einer handschriftlichen Widmung Schopenhauers an Dorguth, weiter zahlreiche Werke der Schopenhauer-Literatur, meist biographisch-historischer Art, zum Teil seltene und vergriffene Bände.

In der folgenden Übersicht geben wir zunächst genaue Verzeichnisse der Handschriften und der Bücher aus Schopenhauers Besitz. Wir ergänzen die Beschreibung der Handschriften durch Angaben über die Druckorte, bei einzelnen noch unveröffentlichten Briefen aus dem „Kreise" auch durch Zitate besonders wichtiger Stellen, die sich auf Schopenhauer beziehen. Neues und wichtiges Material enthält dann vor allem die Übersicht über die Bücher. Es sind zum Teil Sammelbände, so daß die Zahl 64 in unserem Verzeichnis sich auf 80 erhöht. Auch hier fügen wir den bibliographischen Angaben Hinweise auf die früheren Veröffentlichungen bei. Daneben können wir gerade hier Neues und Unbekanntes bieten: vor allem eine Anzahl wichtiger, bisher unveröffentlichter Randschriften — eine kleine Vorarbeit für die künftig zu schaffende kritische Ausgabe sämtlicher Randschriften Schopenhauers. Ein genaues Verzeichnis der Bilder, Stiche und Photographien müssen wir für eine spätere Gelegenheit zurückstellen.

Briefe und Schriftstücke Arthur Schopenhauers.

1. Eigenh. Brief m. U. Anschrift und Siegel. Frankfurt a. M., d. 20. Juli 1856. $2^3/_4$ S. 4°. An Dr. David Asher. S. Gr. 400. Gedruckt: Deutsches Museum, hrsg. von Robert Prutz, Leipzig 1865. Asher, Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn, S. 4—5. Grisebach, Briefe, S. 409 ff. D XV, S. 506 ff. (Nr. 619).

2. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M., 10 *Nov.* 1859. 3 S. 4° m. eigenh. Anschrift. An Dr. David Asher. S. Gr. 220. Gedruckt: Deutsches Museum, hrsg. von Robert Prutz, Leipzig 1865. Asher, Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn, S. 31—33. Grisebach, S. 442—444. D XV, S. 747 ff. (Nr. 767).

3. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.*, d. 18 *Novr.* 1845. 1 S. 4° und Anschrift. An J. A. Barth in Leipzig. S. Gr. 231. Gedruckt: D XIV, S. 606 f. (Nr. 333).
4. Eigenh. Briefentwurf [Frankfurt a. M., 7.] Mai 1843. 4 S. 4°. An F. A. Brockhaus. Mit Visitenkarte Hermann Wiesikes vom 8. Juni 1881 an seinen Vetter Max, dem er auf Bitte Maries Schopenhauers Handschrift sendet. S. Gr. 421. Gedruckt: E. O. Lindner, K. priv. Berlinische (Vossische) Zeitung, 1. Juni 1862 (Nr. 126). Lindner/Frauenstädt, Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn, S. 78—83. Grisebach, S. 75—80.
5. Eigenh. Briefentwurf [Frankfurt a. M., 17. Mai 1843]. 4 S. 4°. An [F. A. Brockhaus]. S. Gr. 55. Gedruckt: E. O. Lindner, K. priv. Berlinische (Vossische) Zeitung, 1. Juni 1862 (Nr. 126). Lindner/Frauenstädt, S. 83—85. Grisebach, S. 80—83.
6. Eigenh. Briefentwurf [Frankfurt a. M.] 14 Juni [1843]. 3¼ S. fol. An [F. A.] Brockhaus. S. Gr. 56. Gedruckt: E. O. Lindner, K. priv. Berlinische (Vossische) Zeitung, 1. Juni 1862 (Nr. 126). Lindner/Frauenstädt, S. 86—90. Grisebach, S. 83—88.
7. Eigenh. Schriftsstück „An meinen Setzer" [14. Juni 1843]. 2 S. 4°. Aus dem Besitz Wiesikes. S. Gr. 424. Gedruckt: E. O. Lindner, K. priv. Berlinische (Vossische) Zeitung, 1. Juni 1862 (Nr. 126). Lindner/Frauenstädt, S. 90—92. Grisebach, S. 88/89.
8. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt* d. 28 *März* 1857. 3 S. 4°. An Chr. Karl Josias Frhr. von Bunsen. S. Gr. 288. Gedruckt: Auszugsweise Autographen-Rundschau Juni/Juli 1922. D XV, S. 562 f. (Nr. 646).
9. Eigenh. Brieffragment m. U. *Frankfurt a. M.*, d. 17. *Nov.* 1836. ⅓ S. 4° doppelseitig. An [Fr. L. A. Dorguth]. S. Gr. 165. Gedruckt: III. Jahrb. 1914, S. 117. D XIV, S. 465 f. (Nr. 261).
10. Eigenh. Brieffragment m. U. *Frankfurt a. M.* d. 28 Juli 1845. ⅓ S. 4°, doppelseitig. An [Fr. L. A. Dorguth]. S. Gr. 282. Gedruckt: D XIV, S. 606 (Nr. 332).
11. Eigenh. Brieffragment m. U. *Frankfurt a. M.* d. 23. Febr. 1852. ¼ S. 4°, doppelseitig. An [Fr. L. A. Dorguth]. S. Gr. 166. Gedruckt: III. Jahrb. 1914, S. 118. D XV, S. 89 f. (Nr. 416).
12. Eigenh. Brieffragment m. U. *Frankfurt a. M.* d. 18. *März* 1852. ⅛ S. 4°, doppelseitig. An [Fr. L. A. Dorguth]. S. Gr. 174. Gedruckt: III. Jahrb. 1914, S. 118. D XV, S. 92 (Nr. 418).
13. Eigenh. Brieffragment; Unterschrift mit Datum und Respektformel weggeschnitten. [*Frankfurt a. M.* d. 26 *Octr* 1852]. 2½ S. 4°. An Fr. L. A. Dorguth. S. Gr. 173. Gedruckt: III. Jahrb. 1914, S. 118—120. D XV, S. 174 ff. (Nr. 445).
14. Eigenh. Briefschluß m. U. [zu Nr. 173]. *Frankfurt a. M.* d. 26 *Octr* 1852. ½ S. 4°. An [Fr. L. A. Dorguth]. S. Gr. 425. Gedruckt: D XV, S. 176 (Nr. 445).

15. Eigenh. Briefentwurf [Frankfurt a. M. 1840]. 6 S. fol. An [Charles Lock] Eastlake in London. Englisch. S. Gr. 242. Gedruckt: E. O. Lindner, K. priv. Berlinische (Vossische) Zeitung, 25. Mai 1862 (Nr. 121). Lindner/Frauenstädt, S. 67—71. Grisebach, S. 70—75. D XIV, S. 528 ff. (Nr. 289).

16. Eigenh. Brief m. U. *[A. S.]*, o. O. u. J. [Frankfurt a. M., ca. 1850]. $^1/_2$ S. 8° m. eigenh. Anschrift. An *Dr. [Martin] Emden*. S. Gr. 217. Gedruckt: D XIV, S. 652 (Nr. 357).

17. Entwurf einer notariellen Vollmacht zum Verkaufe von Wertpapieren mit Änderungen von Schopenhauers Hand, in französischer Sprache. Frankfurt, 5. Juni 1839. Auf der Rückseite in deutscher Sprache das Ersuchen um Ausfertigung der Vollmacht, von Schopenhauers Hand. $1^1/_4$ S. 4°. An [Dr. Martin Emden]. S. Gr. 149.

18. Eigenh. Zettel m. U. *[A. S.]* o. O. u. J. [Frankfurt a. M. 1845—1850?]. $^1/_2$ S. quer 8°. An [Dr. Martin Emden]. S. Gr. 219. Gedruckt: D XIV, S. 652 (Nr. 356).

19. Eigenh. Brief m. U. *[A. S.]*. [Frankfurt a. M. 22 April 1854]. $^1/_2$ S. 8° m. eigenh. Anschrift und Schopenhauers Wappensiegel. An [Dr. Martin Emden]. S. Gr. 218. Gedruckt: D XV, S. 303 (Nr. 506).

20. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 27 *Decr* 1858. 1 S. 4°. An D. Friedrichsen. Mit einer Randbemerkung des Adressaten. S. Gr. 42. Gedruckt: Frankfurter Zeitung, Oktober 1904; Grisebach, Neue Beiträge, S. 44 f. (mit falscher Angabe des Adressaten: D. Freudensheim). D XV, S. 675 (Nr. 715).

21. Eigenh. Brief m. U. [Jena, 8 Juli 1813]. $1^1/_2$ S. kl. 8° mit Anschrift. An [Verleger Frommann]. Gedruckt: H. Frommann, Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen. Jena 1872, S. 27 f. F. J. Frommann, Das Frommannsche Haus und seine Freunde, 3. Aufl., Stuttgart 1889, S. 131 f. Schemann, S. 67. D XIV, S. 150 (Nr. 79).

22. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 28 Juni 1857. 2 S. 4° mit Anschrift. An Dr. F. Grävell. S. Gr. 245. Gedruckt: Teilweise K. E. Henrici, Verst.-Kat. 83 [1923] unter Nr. 241. D XV, S. 579 f. (Nr. 657).

23. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 26 *Novb* 1857. 2 S. 4° m. Anschrift. An Dr. F. Grävell. S. Gr. 243. Gedruckt: Teilweise Henrici, Verst.-Kat. 80 [1922] unter Nr. 1073. D XV, S. 593 f. (Nr. 668).

24. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt* d. 23. *Juli* 1855. $1^1/_2$ S. 4° m. eigenh. Anschrift. An Pfarrer Grimm in Kloppenheim bei Wiesbaden. S. Gr. 202. Gedruckt: Schemann, S. 341. D XV, S. 397 (Nr. 560).

25. Eigenh. Brief m. U. [Frankfurt a. M., 17. März 1856]. 2 S. 4° mit Anschrift. An Pfarrer Grimm. S. Gr. 201. Gedruckt: Teilweise Grenzboten 1890 III, S. 498 f. Schemann, S. 343 f. D XV, S. 477 f. (Nr. 602).

26. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt,* d. 11 *Mai* 1856. 2 S. 4° mit Anschrift. An Pfarrer Grimm. S. Gr. 360. Gedruckt: Schemann, S. 344 f. D XV, S. 484 f. (Nr. 608).
27. Eigenh. Schriftstück m. U. *Frankfurt a. M.,* d. 11. *Decr* 1848. 1 S. quer 8°. Nachtrag zum Mietkontrakt zwischen der Familie Kayser und Schopenhauer. S. Gr. 150.
28. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt,* d. 2 *März* 1859. $^1/_2$ S. 4°. An Kayser. S. Gr. 43. D XV, S. 723 (Nr. 743).
29. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 16 *April* 1832. 4 S. 4°. An [J. G. Keil]. S. Gr. 515. Gedruckt: Schemann, 171—173. D XIV, S. 437 ff. (Nr. 238).
30. Eigenh. Brief m. U. *Arankfurt a. M.* d. 15. *Juni* 1832. 3 S. 4° und Anschrift mit Siegel. An J. G. Keil. S. Gr. 516. Gedruckt: Schemann, 176—178. D XIV, S. 447 ff. (Nr. 243).
31. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 24 Juni 1832. 3 S. 4° und Anschrift. An J. G. Keil. S. Gr. 517. Gedruckt: Schemann, 178/179. D XIV, S. 449 f. (Nr. 244).
32. Eigenh. Brief m. U. *Mannheim,* d. 4 Aug: 1832. 2 S. 4° und Anschrift. An J. G. Keil. S. Gr. 518. Gedruckt: Schemann, 179/180. D XIV, S. 450 f. (Nr. 245).
33. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.,* d 20 *Aug:* 1839. 2 S. 4° und Anschrift. An J. G. Keil. S. Gr. 519. Gedruckt: Schemann, 180/181. D XIV, S. 515 f. (Nr. 282).
34. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 3 *Octr.* 1857. 3 S. 4° und Anschrift mit Siegel. An Dr. G. W. Körber in Breslau. S. Gr. 329. Gedruckt: Schemann, S. 384 f. D XV, S. 587 f. (Nr. 663).
35. Eigenh. Brief m. U. *[A. S.]* o. O. u. J. [Sommer 1855]. 1 S. kl. quer 8°. An Jules Lunteschütz. Beigeheftet Brief von Lunteschütz an Jacquet in Frankfurt a. M.: Übersendung des Autographs mit dem Versprechen, noch Besseres zu senden. Gedruckt: Georg Hübscher, Antiquariatskatalog 22 Heinrich Hugendubel, München [1905], S. 83. D XV, S. 392 (Nr. 557).
36. Eigenh. Brief m. U. Berlin, d. 1 Febrr 1821. $2^3/_4$ S. 4° mit eigenh. Anschrift und Siegel. An die Expedition der Allg. Litteratur-Zeitung, Jena. S. Gr. 47. Gedruckt: Schemann, S. 148/149. Grisebach, Neue Beiträge 31 (unvollständig). D XIV, S. 324 f. (Nr. 173).
37. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.,* d. 26 *Juni* 1840. 1 S. 4°. An [Sibylle Mertens-Schaaffhausen]. Auf der Rückseite eine längere Notiz der Empfängerin über den Inhalt ihrer Antwort. S. Gr. 431. Gedruckt: Robert Gruber, Wiener Neueste Nachrichten, 24. Sept. 1928, S. 4. D XIV, S. 528 (Nr. 288).
38. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.,* d. 7 *Mai* 1853. 3 S. 4°. An Sibylle Mertens-Schaaffhausen. S. Gr. 185. Gedruckt: Houben, Neue Mitteilungen, XVI. Jahrb. 1929, S. 172 f. (nach dem stark abweichenden Konzept). D XV, S. 206 f. (Nr. 461).

39. Eigenh. Schriftstück m. U. *Frankfurt a. M.* d. 21 *Mai* 1848. 2 S. 4°. An das [Preußische] Ministerium des Innern. S. Gr. 545.
40. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 25 *Novr* 1858. 1 S. 4°. An Albert Möser. S. Gr. 134. Faks. Grisebach, Edita und Inedita, nach S. 222. Grisebach, Neue Beiträge, nach S. 56. Schneider, Schopenhauer. Wien 1937, nach S. 422. Gedruckt: Schemann, S. 398. D XV, S. 674 f. (Nr. 713).
41. Eigenh. Brief m. U. Berlin, d. 20sten April 1822. $7^1/_4$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An [Friedrich] *Osann* in Jena. S. Gr. 451. Gedruckt: Schemann, S. 124—128 mit Auslassung des Wortes „Schaafsköpfe". D XIV, S. 345 ff. (Nr. 185).
42. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.*, 28 *Jan.r* 1849. $2^1/_2$ S. 4° und Anschrift. An [Johann Gottlieb] von Quandt in Dresden. S. Gr. 44. Gedruckt: 5 Sätze im 181. Katalog des Antiqu. Lagers von Albert Cohn, Berlin [1887], S. 30 und Grisebach, Edita und Inedita, Nr. 110, S. 197/198; vollständig Schemann, S. 225/226. D XIV, S. 635 f. (Nr. 344).
43. Eigenh. Brief m. U. Berlin, d. 14 *April* 1829. 1 S. 4°. An [Dr. Justus Radius]. S. Gr. 215. Gedruckt: Schemann, S. 159/160. D XIV, S. 397 (Nr. 215).
44. Eigenh Brief m. U. *Frankfurt a. M.*, d 29 *Janr* 1860. 3 S. gr. 4° und Anschrift. An C[lemens] Rainer in Oldenburg. S. Gr. 52. Gedruckt: Nach dem Konzept Gwinner, 2. Aufl. 602; nach dem Original ergänzt bei Grisebach, Edita und Inedita, S. 219; Grisebach, Briefe, S. 453—455. D XV, S. 776 ff. (Nr. 784).
45. Eigenh. Brief m. U. und Anschrift. o. O. u. J. [August 1854]. $^1/_2$ S. 8°. An Georg Römer. S. Gr. 280. D XIV, S. 652 (Nr. 358).
46. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt,* 19 *Juli* 1840. 3 S. 4° und Anschrift, ein eingelegter Zettel klein 8°, 2 S. An Adele Schopenhauer in Jena. S. Gr. 458. Gedruckt: Auszug Verst.-Kat. der Sammlung des H. Heinrich Stiebel, Frankfurt a. M. 1929, Nr. 329. Vollständig Arthur Hübscher, Aprilheft 1930 der Süddeutschen Monatshefte, S. 462 ff.
47. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 27 *Febr.* 1859. 2 S. 4° und Anschrift. An Dr. C. Schütz in Bielefeld. S. Gr. 298. Gedruckt: Teilweise Schemann, S. 339 f. Vollständig D XV, S. 719 f. (Nr. 739).
48. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.* d. 1 *Septr* 1860. 3 S. 4° mit Anschrift und Siegel. An Michael Sikič und Camillo Schramek in Weißkirchen. S. Gr. 155. Gedruckt: Gwinner, 2. Aufl., S. 610 f.; Schemann, S. 406—408 (mit Auslassungen). Grisebach, S. 456—458. D XV, S. 836 ff. (Nr. 825).
49. Eigenh. Briefentwurf m. U. Berlin, d. 22 *April,* 1827. 3 S. 4°. An [Skerle]. S. Gr. 214. Gedruckt: D XIV, S. 385 ff. (Nr. 206).
50. Eigenh. Brief m. U. [Frankfurt a. M.] d. 26 *Juni* 1860. 1 S. 4° und Anschrift. An Hofrat Stiebel. S. Gr. 115. Gedruckt: Schemann, S. 406. D XV, S. 822 f. (Nr. 812).

51. Eigenh. Brief m. U. *Frankfurt a. M.*, d. 3ten *Septr* 1855. 2 S. 4° und Anschrift mit Siegel. An C. F. Wiesike auf Plauerhof. S. Gr. 423. Gedruckt: Schemann, S. 346. D XV, S. 112 f. (Nr. 570).
52. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 24ten Novbr. 1813. $2^1/_2$ S. 4°. An Professor [?] in Berlin. S. Gr. 456.
53. Eigenh. Schriftstück m. U. *Frankfurt a. M.* d. 17 *Septr.* 1852. 1 S. 8°. Auktionsauftrag. S. Gr. 54. Gedruckt: Schemann, S. 545 f. D XV, S. 165 f. (Nr. 441).
54. Eigenh. Brief m. U. [Juni 1853]. $^1/_2$ S. 4°. An [?]. Übersendung des Lindnerschen Aufsatzes „Deutsche Philosophie im Auslande", der im Sonderdruck beiliegt. S. Gr. 193. Gedruckt: D XV, S. 215 (Nr. 466).
55. Briefumschlag von der Hand Goethes, mit der Anschrift: „Des Herrn Doktor Arthur Schopenhauer Wohlgeb Dresden" und dem Stempel V Carlsbad. Auf der Rückseite Echtheitsbestätigungen Schopenhauers und Georg Römers. S. Gr. 543.

    Ich bezeuge, daß dieses Kouvert von Goethes eigener Hand ist. *Frankfurt a. M.* d. 12 *Octr* 1841. *Arthur Schopenhauer.*

    Nach Vergleichung dieser Couverte mit *Goethe's* eigenhändigem Briefe, welcher sich darinnen befand, kann ich obige Bescheinigung bestättigen. Frankfurt den 12. October 1841. *G. Römer.*
56. Eigenh. Adresse m. U., o. O. u. J. 5 Zeilen. An Hofrath *Kelchner.* S. Gr. 40. Gedruckt: Georg Hübscher, Antiquariats-Katalog 22 Heinrich Hugendubel, München [1905], S. 83.
57. Rechnung des Bankhauses [Mendelssohn & Fränkel in Berlin,] über Zinsen von russischen Schuldverschreibungen, *Berlin* 15 *Aug* 1827, von Schopenhauer mit Bleistift nachgerechnet und mit eigenh. Unterschrift versehen. S. Gr. 311.
58. Eigenh. Schriftstück m. U. *Frankfurt a. M.* d. 4ten *Octbr* 1833. $1^1/_4$ S. 4°. Vollmacht zur Verwaltung der Grundstücksanteile zu Ohra bei Danzig für Carl Wilhelm Labes. Die Unterschrift Schopenhauers ist auf Grund der Mitunterfertigung zweier Identitätszeugen (Kaufmann Johann Tobias Lochner und Rentier Johann Georg Schäffer) vom Notar Dr. Johann Valentin Boegner, dessen Unterschrift von der Kanzlei des Stadtgerichts und diese wieder von der kgl. preuß. Bundestags-Gesandtschafts-Kanzlei (Kelchner) beglaubigt. S. Gr. 216. Gedruckt: D XV, S. 456 f. (unter Nr. 249).
59. Eigenh. Schriftstück m. U. und Siegel, beglaubigt vom englischen Konsul. Frankfurt a. M., 9. Okt. 1843. 1 S. 8°. Protest gegen den Abzug der englischen Einkommensteuer von seiner bei der Sinking fund versicherten Leibrente. S. Gr. 422. Gedruckt: Auszug in J. A. Stargardt Verst.-Kat. 268 unter Nr. 390.
60. Eigenh. Stammbuchblatt m. U. (oben rechts die Seitenzahl: 40). Auf dem Schmerrenhügel, d. 26 Septbr. 1813. 1 S. quer 8°. S. Gr. 335.

Gedruckt: Rolf Heise, Ant. Kat. Nr. 12, unter Nr. 494. Arthur Hübscher, Der junge Schopenhauer, 1938, S. XXXIX.

61. Eigenh. Stammbuchblatt m. U. *Frankfurt a. M.* d. 8ten *April* 1858. 1 S. quer 8°. S. Gr. 289. Gedruckt: Verst.-Kat. XL, K. E. Henrici Sammlung Cornelius Meyer [1924], Nr. 214.

62. Eigenh. Schriftstück, mit Echtheitsbestätigung Dr. Gwinners: Die Ode Miltons an die Zeit, englisch und in deutscher Übersetzung. 2 S. 8°. S. Gr. 296. Gedruckt: Acta comparationis litterarum universarum (Klausenburg), 3. Bd., 7. Heft (15. April 1878). Grisebach, Schopenhauers handschr. Nachlaß IV, S. 365. Arthur Hübscher, Der junge Schopenhauer, 1938, S. 12. Faksimile des deutschen Textes: Der junge Schopenhauer, vor S. 15.

63. Eigenh. Gedicht „An Raphaels Madonna", mit Echtheitsbestätigung Dr. Gwinners, unter Beifügung von Schopenhauers Familiensiegel. Dresden 1815. 1 S. 8°. S. Gr. 437. Gedruckt: Parerga, 2. Bd., D V, 721.

64. Eigenh. Schriftstück mit Echtheitsbestätigung Gwinners, unter Beidruck des Schopenhauerschen Siegels: Exzerpte aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, Baco, Hobbes, Bruno, Melanchthon, Goethe [nach 1816]. 4 S. 4°. S. Gr. 562.

65. Bibliographische Notizen über Kalidasas Sakuntala. 1 S. 8°. S. Gr. 366. [Ein zweifellos unechtes Stück: 3 verschiedene Notizen, die alle drei der Handschrift nach nicht von Schopenhauer stammen können.]

66. Eigenh. Schriftstück: Lateinische Notizen über die Evangelien. $1^1/_3$ S. 8°. S. Gr. 546:

Secundum F. C. Bauri, prof: Tubing: librum, „Paulus, der Apostel", 1845 quatuor tantum epistolae genuinae sunt habendae: videlicet ea ad Romanos (praeter cap: 15, 16), duae ad Corinthios, & ea ad Galatas: ceterae omnes videntur spuriae; certo autem certius sunt spuriae epist: ad Hebraeos & quae dicuntur pastorales, nimirum ad Titum, Timotheum cet.

Secundum eundem auctorem Apocalypsis conscripta est anno 68, auctore Joanne, qui videtur fuisse ille discipulus Jesu.

[Gestr.:] Secundum Schwegleri librum Das Nachapostolische Zeitalter 1846: fuit vetustissimum evangelium illud ad H —

[Auf der Rückseite:] Quae vobis fieri vultis ea aliis praestate. Math: 7, 12.

Magnus inter nos hiatus. Luc: 16, 26.

Venia omnium peccatorum p. 470.

(Solvitur nodus cordis, pereunt omnes cogitationes cet: Sancara) Wiedergeburt. Joh. c. 3. —

67. Korrekturbogen, S. 231—234 der 1. Auflage der „Beiden Grundprobleme der Ethik" (1841), mit eigenh. Zusätzen und Korrekturen Schopenhauers, 4 S. 8°: Druckvorlage für die 2. Auflage (1860). S. Gr. 176.

68. Eigenh. Schriftstück: Vorrede zur 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“, 16 S. fol. S. Gr. 281.
69. Eigenh. Schriftstück o. U. mit Beglaubigung der Echtheit von der Hand Gwinners „unter dem Schopenhauerschen Familiensiegel“: Zwei Zusätze zur 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Bd., S. 550 und 555. $1^1/_2$ S. kl. 4°. S. Gr. 270.
70. Eigenh. Schriftstück o. U.: Zusatz zur 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“, 1. Bd., S. 434. Auf der Rückseite diesbezügliche Notiz von Stadtrat Beck. 1 S. kl. 4°. S. Gr. 151.
71. Eigenh. Schriftstück o. U. mit Echtheitsbestätigung Gwinners: Zwei Zusätze zur 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Bd., S. 392 und 393. 2 S. kl. 4°. S. Gr. 221.
72. Eigenh. Schriftstück o. U., auf der Rückseite Echtheitsbestätigung Gwinners, dt. Frankfurt a. M. 27. April 1881, mit Schopenhauers Siegel: Zusätze zur 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“. 1 S. kl. 4°. S. Gr. 183.

[73. Lichtbild von Pandectae, S. 193. S. Gr. 232.
74. Lichtbild von Pandectae, S. 194. S. Gr. 233.
75. Lichtbild der Notiz auf dem Vorsatzblatt von S. Gr. 307.]

Briefe und Schriftstücke Johanna Schopenhauers.

1. An Arthur Schopenhauer.

1. Eigenh. Brief m. U. Weimar, den 16. May 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 59. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken, Leipzig 1883, Bd. I, 116; Schemann, Schopenhauer-Briefe, S. 41—42, mit einem in der Urschrift nicht vorhandenen Schluß, der späteren Briefen entnommen ist. H. H. Houben, Damals in Weimar, 2. Aufl. 1929, S. 11. Vollständig D XIV, Nr. 26. — Aufgeführt im Auktionskatalog J. M. Heberle (H. Lempertz Söhne): Johann Wolfgang von Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit (Köln 1899/1908), Nr. 965.
2. Eigenh. Brief m. U. Weimar, den 19. May 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 60. Ein Satz bei Düntzer 117. Schemann, 41. Houben, 11 f. Vollständig D XIV, Nr. 27. — Lempertz, Nr. 966.
3. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 26. May 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 61. Einige Sätze Düntzer 118. Schemann, 41 f. Lempertz, Nr. 967. Houben, 12. Vollständig D XIV, Nr. 28.
4. Eigenh. Brief m. U. Dresden, d. 4. Juny [1806]. $1^1/_5$ S. 4°. S. Gr. 212. Bleistiftbemerkung des Referendars Gräber in Leipzig: „Gesch. v. Düntzer 10/12. 83.“ Auszugsweise gedruckt bei Grisebach: Schopenhauer, Neue Beiträge, S. 8. Vollständig D XIV, Nr. 29.
5. Eigenh. Brief m. U. Sonnabend abend [20? September 1806]. 1 S. 8°. S. Gr. 212. Düntzer, 119. Schemann, 42, mit dem unrichtigen Datum 22. 9. 1806. Grisebach, Schopenhauer, 37. D XIV, Nr. 34.

6. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 29. September 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 62. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 120. Schemann, 42 f. Lempertz, Nr. 968. Houben, 12 f. Vollständig D XIV, Nr. 35.
7. Eigenh. Brief m. U. Weimar, den 6. October 1806. 3 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 63. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 120 f. Schemann, 43 f. Houben, 13 f. Vollständig D XIV, Nr. 36. — Lempertz, Nr. 969.
8. Eigenh. Brief, Weimar, d. 18. Oktob. 1806 / 26. Oktober 1806. 13 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 64. Gedruckt von Adele Schopenhauer, Zeitung für die elegante Welt, 2./7. Juli 1838, Nr. 127—131, dann in ihrer Ausgabe von Johanna Schopenhauer, Jugendleben und Wanderbilder II, 211—256; auszugsweise Düntzer, 121 ff. und 126. Schemann, 44—48. Houben, 14—39. Vollständig D XIV, Nr. 39. — Einige Sätze auch Lempertz, Nr. 970.
9. Eigenh. Brief m. U. (J. S.) Weimar, d. 20. Oct. 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 65. — Lempertz, Nr. 971.
10. Eigenh. Brief m. U. (J. S.) Weimar, d. 24. Oct. 1806. 2 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 66. Auszugsweise bei Düntzer, 125 f. und 128. Schemann, 48 f. Lempertz, Nr. 972. Houben, 39 f. Vollständig D XIV, Nr. 41.
11. Eigenh. Brief, Weimar, d. 31. Octob. 1806. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 67. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 127 f. Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuskript ihrer Schwester Wilhelmine Bardua hrsg. von Walter Schwarz, Breslau 1874, S. 24 f. Schemann, 49; Houben, 42. Vollständig D XIV, Nr. 43. — Lempertz, Nr. 973.
12. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 7. Nov. 1806. 5 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 68. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 129 f. Schemann, 50, 484. Lempertz, Nr. 974. Houben, 42—45. Vollständig D XIV, Nr. 46.
13. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 14. Nov. 1806. 3 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 69. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 130—134; Schemann, 51. Lempertz, Nr. 975. Houben, 48—51. Vollständig D XIV, Nr. 49.
14. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 17. Nov. 1806. 1 S. fol. mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 70. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 140. Schemann, 51 f. Vollständig D XIV, Nr. 51. — Lempertz, Nr. 976.
15. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 28. Nov. 1806. $2^1/_2$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 153. Auszugsweise gedruckt bei Düntzer, 135—138. Houben, 52—54. Vollständig D XIV, Nr. 52.
16. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 8. Dez. 1806. $2^1/_2$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 71. Auszugsweise Düntzer, 139—141. Schemann, 485. Lempertz, Nr. 977. Houben, 60—62. Vollständig D XIV, Nr. 54.

17. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 19. Dez. 1806. 3 S. 4°. S. Gr. 72. Auszugsweise bei Düntzer, 141 f. Schemann, 52 f. Lempertz, Nr. 978. Houben, 62 f. Vollständig D XIV, Nr. 58.
18. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 5. Jan. 1807. 3 S. 4° mit eigenh. Anschrift und gut erhaltenem Siegel (Kopf). S. Gr. 73. Auszugsweise bei Düntzer, 142—147. Schemann, 53 f. Lempertz, Nr. 979. Houben, 68—71. Vollständig D XIV, Nr. 61.
19. Eigenh. Brief m. U. (J. S.) Weimar, d. 9. Jan. 1807. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 74. Auszugsweise bei Düntzer, 147. Schemann, 54, 485; Houben, 71 f. Vollständig D XIV, Nr. 62. — Lempertz, Nr. 980.
20. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 3. Februar 1807. 1 S. 4°. S. Gr. 75. Auszugsweise bei Schemann, 56. Houben, 78 f. Vollständig D XIV, Nr. 65. — Lempertz, Nr. 981.
21. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 20. Febr. 1806 [richtig 1807], mit eigenh. Anschrift. 1 S. 4°. S. Gr. 76. Auszugsweise bei Düntzer, 153 f. Schemann, 57. Lempertz, Nr. 982. Houben, 81 f. Vollständig D XIV, Nr. 67.
22. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 10.—13. März 1807. 4 S. 4°. S. Gr. 77. Auszugsweise bei Düntzer, 154—158. Schemann, 57—59. Lempertz, Nr. 983. Houben, 83—87. Vollständig D XIV, Nr. 68.
23. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 23. März 1807. $2^1/_2$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. S. Gr. 78. Auszugsweise bei Düntzer, 158—161. Schemann, 59 f. Lempertz, Nr. 984. Houben, 87—90. Vollständig D XIV, Nr. 69.
24. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 28. April 1807. 6 S. 4°. S. Gr. 79. Auszugsweise bei Düntzer, 165 f. Schemann, 60—66. Houben, 95—98. Vollständig D XIV, Nr. 71. — Lempertz, Nr. 985.

2. An andere Adressaten.

1. Eigenh. Briefchen m. U. [Weimar] Donnerstag. $^1/_2$ S. 12° mit eigenh. Anschrift. An Dr. Riemer. Bitte etwas zum Vorlesen mitzubringen. S. Gr. 135.
2. Unterschriebenes Schriftstück. [Weimar] 20. Januar 1808. $^1/_2$ S. quer 8°. Quittung über vom Landes-Industrie-Comptoir erhaltene 300 Thaler. S. Gr. 136.
3. Eigenh. Brief m. U. [Weimar d. 12. Sept. 1808]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift und Siegelabdruck. An Kaufmann [Christian Siegmund] Rinder in Weimar. Ersuchen um ein Darlehen von 100 bis 150 Thalern, weil die Interessen von Danzig noch nicht gekommen sind. S. Gr. 8.
4. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [aus der ersten Weimarer Zeit]. $2^1/_4$ S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar. Freundschaftlicher Brief über Miete oder Kauf von Häusern in

Weimar und die von Muhl erwarteten, an Johann Gottfried Frentzel anstatt Frenkel in Leipzig adressierten Interessen. S. Gr. 27.

5. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 10. Jan. 1809. 2 S. 8°. An [?]. Dank für eine den Kindern Fernows erwiesene Wohltat. S. Gr. 452.
6. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar 1809]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Landkammerrat Bertuch. Begleitbrief zu den acht ersten Bogen der Biographie Fernows. S. Gr. 9. Gedruckt: Houben, 170.
7. Eigenh. Schriftstück m. U. Weimar, d. 7. Juni 1810. $^1/_2$ S. quer 4°. Quittung über vom Landes-Industrie-Comptoir erhaltene Zinsen. S. Gr. 200.
8. Eigenh. Brief m. U. [Weimar,] 7. Oktober [1810]. $1^1/_4$ S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar über eine Abgabe vom Mietzinse und Besorgung von Kaffee und Zucker. S. Gr. 84.
9. Eigenh. Brief m. U. Jena, d. 14. Nov. [1810]. 1 S. 4°. An [Dr. Fr. W. Riemer]. Übersendung eines Briefes und eines Porträts von Kaaz für Goethe, bei dem sie sich in Erinnerung bringen will, da sie mit Rücksicht auf die Kränklichkeit Adelens noch in Jena bleiben muß. S. Gr. 213. Gedruckt: Houben, 185 f.
10. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar 1806—1813]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar. Bitte um 100 Thaler wegen Ausbleibens der Danziger Zinsen. S. Gr. 34.
11. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 8. Jan. [1814]. 2 S. 8°. An Frau Löhr [Mutter der Frau Hofrat Keil]. Beileidsschreiben zum Tode des Vaters der Adressatin. S. Gr. 520.
12. Eigenh. Brief m. U. [Weimar, Januar 1814]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar über ihre Schuld und ihre Danziger Wechsel. S. Gr. 83.
13. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar 1814]. $^1/_2$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar. Geldverrechnung. S. Gr. 203.
14. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar, d. 20. Sept. 1814]. $1^1/_8$ S. 8° mit eigenh. Anschrift. An [Kaufmann] Rinder [in Weimar]. Ersuchen um ein Darlehen von 100 Thalern und über Besorgung von Holz. S. Gr. 204.
15. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 31. Mai 1815. $3^1/_4$ S. 8°. An [Frau Jette Keil]. Dank für Besorgungen, Mitteilungen aus der Gesellschaft. S. Gr. 521.
16. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar, Sommer 1815?]. 1 S. 12° mit eigenh. Anschrift. An Dr. Riemer. Bitte, mehrere von der Bibliothek entliehene Bücher nach Karlsbad mitnehmen zu dürfen. (Johanna Schopenhauer war vom 7. Juli bis 7. August 1815 in Karlsbad.) S. Gr. 30.
17. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 4. Okt. 1815. 2 S. 8°. An Frau Jette Keil. Bericht über ihren Aufenthalt in Karlsbad. S. Gr. 522.

18. Eigenh. Brief m. U. Weimar, den 28. Mai 1816. 1 S. 12⁰ mit eigenh. Anschrift. An Herrn Kunze bei Legationsrath Bertuch wegen einiger Besorgungen und des Honorars für ihre Novellen. S. Gr. 205. Gedruckt: Houben, 239.
19. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. d. [Weimar 1806—1820]. 1 S. 4⁰ mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar. Bitte um 100 Thaler, da Muhl weniger geschickt hat. S. Gr. 35.
20. Eigenh. Brief m. U. [Weimar?] d. 10. Feber [1816? 1824?]. 2 S. 4⁰. An [?]. Bitte um Auskunft über verschiedene Orte des südlichen Frankreichs zum Zwecke ihrer Reisebeschreibung. S. Gr. 131.
21. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 1. Juni 1816. 2 S. 8⁰ mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder in Weimar, über ihre Wechsel nach Hamburg und Königsberg, über eine Fuhre nach Frankfurt oder Hanau mit der Bitte um einen „Vorschuß“ auf ihre Hamburger Wechsel, mit Erwähnung Frommanns. S. Gr. 33.
22. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 1. Juli [1816]. 3 S. 8⁰ mit eigenh. Anschrift. An Legationsrat Bertuch über die beabsichtigte Badereise und literarische Pläne, und daß sie keinen dritten Teil der Erinnerungen schreiben will; für den 2. Band begehrt sie 2 Louisdor pro Bogen. S. Gr. 11. Gedruckt: Houben, 248 f.
23. Eigenh. Brief m. U. Schwalbach, d. 12. August 1816. 1 S. 4⁰ mit eigenh. Anschrift. An Buchhändler Wilmans in Frankfurt a. M. Nachfrage wegen einer Lotterie und über eine bevorstehende Reise nach Schlangenbad und Heidelberg. S. Gr. 57.
24. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg, d. 4. September 1816. $2^1/_2$ S. 8⁰. An Wilmans [in Frankfurt a. M.] über die Boisserée'sche Gemäldesammlung und Bitte wegen mehrerer Besorgungen. S. Gr. 126.
25. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 20. Mai 1817. 1 S. 8⁰ mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder. Bitte um 100 Thaler Vorschuß, da die Zahlung von Muhl noch nicht eingetroffen ist. S. Gr. 127.
26. Eigenh. Briefchen m. U. O. O. u. D. [Weimar, 1817]. 1 S. quer 8⁰ mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder. Bitte um 50 Thaler, weil Muhl nach Warschau gereist ist. S. Gr. 128.
27. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Weimar]. 1 S. quer 8⁰. An Kaufmann Rinder in Weimar. Entschuldigung wegen der verspäteten Übersendung eines Schuldscheines. S. Gr. 181.
28. Eigenh. Brief m. U. Weimar 24. Juni 1818. 2 S. 8⁰. An [Hofrat] Keil. Über persönliche und Weimarer Verhältnisse. S. Gr. 523.
29. Eigenh. Brief m. U. u. Anschrift. Weimar, den 12. Dcbr. 1818. 2 S. 8⁰. An Brockhaus in Leipzig. Übersendung des zweiten Theiles ihrer englischen Reise, Bitte um Übersendung der Aushängebogen, Dank für die Stücke der Rheinreise, über die vielen Ersuchen um Freistücke und über verschiedene Verlagsangelegenheiten mit Erwähnung Gerstenbergks. S. Gr. 236. Gedruckt: Auszug Verst.-Kat. Henrici LXXV (1922). Vollständig Houben, 275 f.

30. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 3. Januar 1819. 1 S. 4° (beschnitten) mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder. Bitte um 100 Thaler und Neujahrswunsch. S. Gr. 19.
31. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 1. Febr. 1819. ½ S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder. Bitte um weitere 100 Thaler. S. Gr. 20.
32. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 1. März 1819. ½ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Kaufmann Rinder. Überschickung eines Wechsels mit der Bitte um Geld. S. Gr. 29.
33. Eigenh. Brief m. U. [Berlin], d. 15. Juni [1819]. 1 S. quer 8° mit eigenh. Anschrift. An Beneke in Berlin. Absage eines Besuches wegen der dringenden Notwendigkeit, nach Danzig zu reisen. S. Gr. 132.
34. Eigenh. Brief m. U. Danzig, d. 15. Januar 1820. 1 S. 8°. An [Dr. J. K. Ludw. Schorn]. Übersendung von Manuscript (ihrer englischen Reisebeschreibung). S. Gr. 85. — Lempertz, Nr. 987.
35. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [wohl Sommer 1821]. 1½ S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Dr. [Friedrich Wilhelm] Riemer. Bitte wegen Verkaufs ihrer „Dresdner Bildergalerie“ und um verschiedene literarische Auskünfte. (Zum Verkauf der Bilder vgl. Houben, S. 288 ff.) S. Gr. 46.
36. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 2. Dec. 1821. 4 S. 4°. An Geheimrat [...?] in Leipzig über eine zu gründende Frauenzeitung, deren Redaktion ihr der Adressat angetragen hat. S. Gr. 37. Gedruckt: Houben, 299 ff.
37. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 11. Nov. 1822. 2 S. klein 4°. An Buchhändler Wilmans. Dank für eine Zahlung und für die schöne Ausstattung ihres Werkes. S. Gr. 253.
38. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 3. Februar 1823. 4 S. 8°. An [Hofrat] Keil. Über ihren Verlust bei Muhl. S. Gr. 524. Gedruckt: R. Gruber, Die Familie Schopenhauer und der Ausgleich Muhls, Maiheft 1933 der Süddeutschen Monatshefte, S. 492 ff.
39. Eigenh. Brief m. U. Wiesbaden d. 17. August 1823. 3 S. 8°. An [L. Neuwerk] über den Tod, die literarische Tätigkeit und die Kinder Karl Ludwig Fernows, Ablehnung der Aufforderung des Adressaten, die poetischen Versuche Fernows und seine Briefe gesammelt zu veröffentlichen. S. Gr. 129. Gedruckt: Houben, 315—317.
40. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. d. 2. Oktober [1823]. 3 S. 8°. An [Georg Friedrich Konrad Ludwig Gerstenbergk, genannt Müller]. Intimer Brief über ihre Badekur, über eine neue Weimarer Wohnung und ihre Heimreise nach Weimar. S. Gr. 182. Gedruckt: C. G. Börner, Aukt.-Kat. XCV (1909) und Lager-Kat. XXII (auszugsweise mit der falschen Jahreszahl 1805). Houben, 317—319.

41. Eigenh. Brief m. U. Weimar 30. Nov 1823. $2^1/_4$ S. 8°. An Engelmann. Über Beiträge für Taschenbücher. S. Gr. 290.
42. Eigenh. Brief m. U. Weimar 3. Nov. 1824. 6 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über ihre neue Wohnung, Gerstenbergks bevorstehende Heirat, literarische Arbeiten und gemeinsame Bekannte. S. Gr. 254.
43. Eigenh. Brief m. U. Weimar 11. Febr. 1825. $2^3/_4$ S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über literarische Arbeiten. S. Gr. 255.
44. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 22. Febr. 1825. 1 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über eine geplante Übersetzung aus dem Englischen. S. Gr. 256.
45. Eigenh. Brief m. U. Weimar 3. April 1825. 2 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Begleitbrief zur Übersendung des „Wald“ (Übersetzung eines neuen englischen Romans). S. Gr. 257.
46. Eigenh. Brief m. U. Weimar 16. Mai 1825. 2 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über das Honorar für die Übersetzung des „Wald“. S. Gr. 258.
47. Eigenh. Zettel m. U. [Weimar, Mai 1825]. $^1/_2$ S. quer 8° mit eigenh. Anschrift. An Münderloh. Bitte um letzte Ziehungsliste. S. Gr. 133.
48. Eigenh. Brief m. U. Weimar 10. Juni 1825. 1 S. 4°. An Buchhändler Wilmans. Mahnung wegen Honorarvorschlags. S. Gr. 259.
49. Eigenh. Brief m. U. Weimar 13. Juni 1825. 1 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über ihre bevorstehende Reise nach Wiesbaden. S. Gr. 260.
50. Eigenh. Brief m. U. Elfeld 14. Sept. 1825. 1 S. 4°. An Buchhändler Wilmans. Über ihre bevorstehende Ankunft in Frankfurt. S. Gr. 261.
51. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 23. Sept. 1825. $^1/_2$ S. 4°. An Buchhändler Wilmans. Bitte, einige Zahlungen für sie zu leisten. S. Gr. 262.
52. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 25. October 1825. 1 S. 8°. An [Hofrath Theodor Winkler in Dresden]. Freundliche Antwort auf seine Aufforderung zur Mitarbeit an der Abendzeitung. S. Gr. 15. Gedruckt: Houben, 329.
53. Eigenh. Brief m. U. [Weimar d. 21. März 1826]. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift und Abdruck des Schopenhauerschen Wappensiegels. An Goulet in Frankfurt a. M. Freundschaftlicher Brief über Besorgung von Thee und eines Loses zur Frankfurter Lotterie, über einen Wagenunfall Adeles, die Entbindung und Krankheit der Frau von Gerstenbergk. S. Gr. 10. Gedruckt: Houben, 337 f.
54. Eigenh. Brief m. U. Jena 25. Sept. 1826. $^3/_4$ S. 4°. An Buchhändler Wilmans. Begleitschreiben zum Vertrag über den Roman „Sidonie“. S. Gr. 263.

55. Eigenh. Brief m. U. Weimar 12. Dec. 1826. 1 S. 8° mit Nachschrift von Julie Kleefeld. An [Hofrat Keil]. Dank für die Aufnahme Julie Kleefelds. S. Gr. 525.
56. Eigenh. Brief m. U. Weimar 28. Febr. 1827. 1 S. 8°. An Buchhändler Wilmans. Über das Manuskript der „Sidonie“ und Herzenskummer zarter Art. S. Gr. 264.
57. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 6. Juni 1827. An Buchhändler Wilmans. Über den Roman „Sidonie“ und Bitte um Geld. S. Gr. 265.
58. Eigenh. Brief m. U. Weimar 6. Okt. 1827. 7 S. 8°. An Hofrat Keil. Darstellung ihrer Notlage. S. Gr. 526. Gedruckt: R. Gruber, Die Familie Schopenhauer und der Ausgleich Muhls. Maiheft 1933 der Süddeutschen Monatshefte, S. 494 ff.
59. Eigenh. Brief m. U. Weimar 14. Okt. 1827. 4 S. 8°. An Hofrat Keil. Bitte, sich für sie zu verwenden, da sie sich an ihren Sohn Arthur nicht wenden will. S. Gr. 527. Gedruckt: R. Gruber, Die Familie Schopenhauer und der Ausgleich Muhls. Maiheft 1933 der Süddeutschen Monatshefte, S. 498 ff.
60. Eigenh. Brief m. U. Weimar 21. April 1828. 1 S. 4°. An Hofrat Keil. Bitte, ihre Schuld bei Reichenbachs zu bezahlen. S. Gr. 528. Gedruckt: R. Gruber, Die Familie Schopenhauer und der Ausgleich Muhls. Maiheft 1933 der Süddeutschen Monatshefte, S. 500.
61. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 23. März 1829. 1½ S. 4°. An Wilmans, den Bruder des Verlegers, sehr demüthige Bitte um Vermittlung bei seinem Bruder, der sein Verlagsrecht nicht zu Gunsten einer Gesammtausgabe ihrer Werke aufgeben wollte, mit Erwähnung Gerstenbergks. S. Gr. 237. Gedruckt: Verst.-Kat. Henrici LXXV (1922) (Auszug); Houben, 404—406.
62. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 9. Mai 1829. ½ S. fol. mit Wappensiegel. An [?] über den Transport ihrer Effekten von Weimar nach Unkel. Darauf Vermerk in roter Tinte: „von dem gegenwärtig in Frankfurt a. M. anwesenden Sohn der Schriftstellerin, Dr. Arthur Schopenhauer, kommend, Frfrt. d. 2. November 1838.“ S. Gr. 175.
63. Eigenh. Brief m. U. 1 S. 4°. Weimar 15. Juni [1829]. An Hofrat Keil. Bitte, sich ihrer Nichte Franziska Ratzky anzunehmen. S. Gr. 529.
64. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 7. Febr. [18]30. ½ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Hofrat Winkler in Dresden, Entschuldigung wegen unterlassener Einsendung eines Beitrages zu seinem Taschenbuch. S. Gr. 16.
65. Eigenh. Brief m. U. Bonn, den 21. Februar 1830. ½ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Hofrat Winkler in Dresden. Ankündigung eines Beitrages für die Penelope. Bitte wegen ihrer sämmtlichen Schriften und wegen Recension des „Ausfluges an den Nieder Rhain und nach Belgien“ durch Böttiger. S. Gr. 17.

66. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 14. August [18..]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An [den Maler] Götzenberger. Dank für den übersandten Abdruck eines seiner Bilder. S. Gr. 206.

67. Eigenh. Brief m. U. Unkel, den 17. Mai 1831. 2 S. 8°. An Hofrat Winkler in Dresden. Entschuldigung wegen verspäteter Übersendung einer Erzählung. S. Gr. 246.

68. Eigenh. Brief m. U. [Unkel, d. 20. Juni 1831]. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Hofrat Th. Winkler in Dresden. Dank für eine a conto Zahlung von 40 Thalern und Bitte um Zusendung weiterer 60 Thaler, da wegen der Cholera in ihrer Vaterstadt das Einkommen von dort nicht pünktlich zu erwarten sei. S. Gr. 13.

69. Eigenh. Brief m. U. Unkel, d. 8. August [18]31. $^3/_4$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Hofrat Theodor Winkler in Dresden, Bitte um Einrückung einiger Zeilen gegen K. H. und sein Pantheon in das Intelligenzblatt der Abendzeitung, sowie des restlichen Honorares für den „Bettler von St. Colomba". S. Gr. 14.

70. Eigenh. Brief m. U. Unkel, d. 29. Sept. 1831. 1 S. 4°. An den [Buchhändler Wilmans in Frankfurt a. M.]. Über das Freistück der Penelope u. das Honorar für die Erzählung „Der Bettler von St. Colomba". S. Gr. 238.

71. Eigenh. Brief m. U. Unkel, d. 17. Oktober 1831. 2 S. 4°. An [Hofrat Th. Winkler] in Dresden. Energischer Brief wegen des Honorars für die Erzählung „Der Bettler von St. Colomba", im Taschenbuch Penelope, wofür ihr 4 Louisdor pro Bogen versprochen waren und worüber sie einen Wechsel an Hr. v. Gerstenbergk geschickt hat. S. Gr. 12.

72. Eigenh. Brief m. U. und eigenh. Anschrift. Bonn, d. 26. Januar 1832. 2 S. 4° in französischer Sprache. An den Verleger Audiz in Paris wegen der Übersetzung ihres Romanes „Gabriele", sowie u. U. auch ihrer übrigen Erzählungen ins Französische. S. Gr. 225.

73. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 26. Sept. 1836. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An [F. A.] Brockhaus [in Leipzig]. Freundschaftlicher Brief mit Übersendung eines Teiles von „Richard Wood", von dem sie nicht weiß, ob sie ihn Roman oder Novelle nennen soll, da sie den Unterschied nicht kennt, und Bitte um 100 Thaler. S. Gr. 28.

74. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. [Bonn Ende 1836]. $1^1/_2$ S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Buchhändler Marcus. Über die Eignung von 27 Büchern für eine Leihbibliothek, über Beendigung ihres Romanes „Richard Wood", Erwähnung von Brockhaus und Dr. Gries. S. Gr. 36.

75. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 2. Febr. 1837. 1 S. quer 8° mit eigenh. Anschrift. An [F. A.] Brockhaus in Leipzig. Entschuldigung wegen einer entgegen seinem Gebote und entgegen ihrem Versprechen auf ihn gezogenen Anweisung. S. Gr. 18.

76. Eigenh. Schriftstück m. U. Bonn, d. 6. März 1837. 1 S. schmal 8°. Bedingungen, unter denen sie Max & Co. in Dresden den Verlag ihrer Memoiren überläßt. S. Gr. 196.
77. Eigenh. Brief m. U. und Anschrift. Bonn, d. 6. April 1837. 2 S. 4°. An den Buchhändler Josef Max in Breslau. Eingehende Vorschläge über den Verlagsvertrag ihrer Erinnerungen. S. Gr. 239.
78. Unterschriebenes Schriftstück. [Godesberg, Mai 1837.] 3 1/8 S. 4°. Vertragsentwurf zwischen dem Verleger Josef Max und Johanna Schopenhauer über den Verlag ihres Werkes „Memoiren und Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Wahrheit ohne Dichtung in drei Bänden". S. Gr. 161.
79. Eigenh. Brief m. U. Godesberg bei Bonn, d. 18. Mai 1837. 1 S. 4° mit eigenh. Anschrift. An Josef Max, Buchhändler in Dresden. Begleitbrief zur Übersendung des korrigierten Vertragsentwurfes über den Verlag ihres Werkes: „Memoiren oder Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wahrheit ohne Dichtung in drei Bänden." S. Gr. 162.
80. Eigenh. Schriftstück [Godesberg 1837]. 1 3/4 S. 4°. S. Gr. 163. Über ihre „Memoiren" mit einem Auszuge aus der Einleitung.
81. Eigenh. Schriftstück [Godesberg 1837]. 2 S. 8°. „Die Einsame auf St. Kilda." S. Gr. 164.
82. Eigenh. Brief m. U. Jena, d. 17. März 1838. 2 S. 4°. An den Großherzog [Karl Friedrich] von Sachsen-Weimar, Glückwunsch zu seiner Genesung. S. Gr. 2.
83. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. 1 S. 8° mit Anschrift und Oblate. An Riemer. „Ich . . . schicke Ihnen einige Federn mit der Bitte sie mir zu schneiden ... um meine Krackelfüße hinzukritzeln ...; je nachdem Sie sie mir schneiden geht es meinen Helden gut oder schlecht, und ist die Feder gar zu schlecht so schlag ich sie todt um das Volk los zu werden." S. Gr. 322. Gedruckt: Vorstehender Auszug im Ant.-Kat. Leo Liepmannssohn, Nr. 212 (1925).
84. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. 1 S. 12°. An Riemer. Einladung zu einem Abend. S. Gr. 323.
85. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. 1 S. quer 8°. An Gerstenbergk. Bitte um Besorgung eines Briefes. S. Gr. 244.
86. Eigenh. Brief m. U. Karlsbad Freitag 13. Juli [1821?]. 1 S. 4°. Bericht über ihre Reise nach Karlsbad. (Johanna war mehrfach in Karlsbad, im Jahre 1821 fiel der 13. Juli auf einen Freitag.) S. Gr. 362.
87. Eigenh. Brief m. U. [Weimar?] Freitag morgens. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Bibliothekar Ucker (Uckert) aus Gotha. Bedauern über das Verfehlen seines Besuches und Einladung. S. Gr. 1.
88. Teil eines eigenh. Briefes m. U. O. O. u. D., zwei Zeilen [Weimar?]. An [?] wegen Verrechnung. S. Gr. 21.
89. Eigenh. Schriftstück o. O. u. D. 1 S. 8°. Ein eigenh. geschriebenes Manuskript, dessen Rückseite sie an einem Gesellschaftsabend be-

nützte, bei dem Napoleon Gegenstand der Unterhaltung war. S. Gr. 86. — Lempertz, Nr. 988.

90. Eigenh. Schriftstück o. O. u. D. 1 S. 4°. Entwurf eines fünfstrophigen Gedichtes: „Versöhnt, versöhnt, in seligem Entzücken ..." S. Gr. 87. — Lempertz, Nr. 989.
91. Eigenh. Schriftstück o. O. u. D. 1 S. 8°. Entwurf eines dreistrophigen Gedichts: „Ich bringe dir die seltenste der Gaben ..." S. Gr. 88. — Lempertz, Nr. 990.
92. Eigenh. Schriftstück o. O. u. D. 4 S. 8°. Entwurf eines zwölf- und eines vierstrophigen Gedichtes („Flüchtige Pilgerinn, weile, o weile!" und „Wiedersehn"). S. Gr. 89. — Lempertz, Nr. 991.
93. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. J. [Jena?]. 1 S. 8° mit eigenh. Anschrift. An Major Knebel. Einladung zu einer Zusammenkunft bei Frommann, wohin auch Goethe komme. S. Gr. 130.
94. Eigenh. Schriftstück [1828]. In Pappe gebundener Quartband, davon $31^1/_2$ S. beschrieben. Reisenotizbuch, enthaltend Notizen von Reisen, Rückerinnerungen an Erfurt 1808, Reise nach Lüttich. S. Gr. 137. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
95. Eigenh. Schriftstück m. U. (J. S.). O. O. u. D. 4 S. 4°. Rezension von Hasses Schrift „Über das Leben Gerhard von Kügelgens". S. Gr. 138. Gedruckt bei Adele Schopenhauer: Johanna Schopenhauers Nachlaß. Jugendleben und Wanderbilder II, S. 316—324. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
96. Eigenh. Schriftstück o. O. u. D. $1^1/_2$ S. 8°. Teil der Handschrift von „Cäciliens Reisejournal". S. Gr. 139. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
97. Eigenh. Briefstück m. U. O. O. u. D. 2 S. 8°. An [?]. Übersendung von Manuskript und Anweisung über die Versendung von Zeitungen. S. Gr. 140. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
98. Eigenh. Briefstück m. U. O. O. u. J. 14 Zeilen 8°. An [?]. Übersendung von Manuskript und Einladung. S. Gr. 141. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
99. Eigenh. Briefstück m. U. O. O. u. J. 9 Zeilen 8°. An [?], von einer Reise mit Adele und Natalie. S. Gr. 142. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)
100. Eigenh. Briefstück m. U. O. O. u. J. 7 Zeilen 4° mit Wappensiegel. S. Gr. 143. An einen Freund von einer Reise. (Aus Adele Schopenhauers Nachlaß stammend.)

Briefe und Schriftstücke Adele Schopenhauers.

1. Eigenh. Brief m. U. Weimar, den 10ten Octb [1806]. 1 S. 4° mit der Anschrift von der Hand Johanna Schopenhauers. An Arthur Schopenhauer. S. Gr. 90. Gedruckt: D XIV, Nr. 38. — Lempertz, Nr. 997.

2. Eigenh. Brief m. U. Jena, d. 13ten Octob. [1840]. 6 S. 8° und Anschrift. An Carl Bank, Componist in Dresden. S. Gr. 199.
3. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 25. Januar [1839]. 3 S. 8° und Anschrift. An Hofrat Ludwig Bechstein in Meiningen. S. Gr. 31.
4. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 3ten A [1814?]. 1 S. 8°. An Jette [Keil]. S. Gr. 530.
5. Eigenh. Brief m. U. Weimar [vor Mai 1814]. 2½ S. 8°. An Jette [Keil]. Darin der Satz: „Mein Bruder bedauert unendlich, daß Sie nie mehr hier das Lied vom Kanarienvogel singen werden." S. Gr. 531.
6. Eigenh. Zettel m. U. [Adele]. [Weimar, 1814?]. ½ S. quer 8°. An Jette [Keil]. S. Gr. 532.
7. Eigenh. Brief m. U. [A.]. Mittwoch abends. Donnerstag früh. 4¾ S. 4° und Anschrift. An Louise Kirsten. S. Gr. 399.
8. Eigenh. Brief m. U. Donnerstag, Freitag [Frankfurt, 30. Juli]. 3 S. 8° mit eigenh. Adresse und besonderem Kuvert (Siegel). An Louise Kirsten. S. Gr. 23.
9. Eigenh. Brief m. U. Schweitz in der Schweitz, d. 27 Juli [1818]. 3¼ S. quer 4° mit eigenh. Anschrift. An Louise Kirsten. S. Gr. 51. Gedruckt: Auszug bei Grisebach, Neue Beiträge, S. 22 f.; fast dieselben Stellen im Katalog Richard Bertling, Nr. 60 [1908].
10. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. J. [1826]. 4 S. 12°. An Louise [Kirsten]. Über einen ihr von Gottfried Osann gemachten Heiratsantrag und dessen Ablehnung. S. Gr. 369. Gedruckt: Eine Stelle Henricis Verst.-Kat. 110, unter Nr. 1083.
11. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. J. 1⅓ S. 4°. An Louise Wolff [geb. Kirsten]. S. Gr. 325.
12. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 15. Juni. 2½ S. 8° mit Anschrift, Siegelabdruck. An Louise Wolff [geb. Kirsten]. S. Gr. 24.
13. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. J. 3 S. 8°. An Louise [Wolff, geb. Kirsten]. S. Gr. 25.
14. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 3. Aprill [1835]. 5½ S. 8° und Anschrift. An Prof. O. L. Bernhard Wolff in Paris. S. Gr. 26.
15. Eigenh. Brief m. U. Neapel, den 20. Dec. 1846. 1½ S. 4° und Anschrift. An Dr. Gustav Kühne in Leipzig. S. Gr. 4.
16. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 4. Mai 1847. 1 S. 4°. An [Dr. Gustav Kühne in Leipzig]. S. Gr. 5.
17. Eigenh. Brief m. U. Bonn, den 18. Septemb. [1847]. 1½ S. 4° und Anschrift. An Dr. Gustav Kühne in Leipzig. S. Gr. 6.
18. Eigenh. Brief m. U. Bonn, d. 6. Octob. [1847]. 1½ S. 8°. An [Dr. Gustav Kühne in Leipzig]. S. Gr. 7.
19. Eigenh. Schriftstück m. U. O. O. u. J. 1 S. klein quer 8°. An Prof. [Riemer]. S. Gr. 372.
20. Eigenh. Brief m. U. Rom, 21. Juny 1845. 1¼ S. 8° und Anschrift. An D. Schattwitz in Leipzig. S. Gr. 22.

21. Eigenh. Brief m. U. Bonn d. 1. Sept. $2^1/_2$ S. 12^0 und Anschrift. An Schuchardt in Weimar. S. Gr. 209.
22. Eigenh. Brief m. U. [Bonn], den 22.ten Nov. $1^2/_3$ S. 12^0 und Anschrift. An Schuchardt in Weimar. S. Gr. 152.
23. Eigenh. Brief m. U. Rom, den 15. Nov. 1845. 1 S. 8^0 und Anschrift. An Dorothea Schick in Weimar. S. Gr. 3.
24. Eigenh. Brief m. U. *[A. S.]*. [Weimar, Juli 1849]. 1 S. quer 8^0. An Dorothea Schick. S. Gr. 171.
25. Eigenh. Brief m. U. [A. S.]. [Bonn,] d. 9. Aug. 1 S. 8^0 und Anschrift. An Levin Schücking. S. Gr. 208.
26. Eigenh. Brief m. U. *[Adèle]*. Rom, den 7ten Sept. 1845. 3 S. 12^0. An Louise Seidler in Weimar. S. Gr. 172.
27. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 10ten April 1827. 1 S. 4^0 und Anschrift. An Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. S. Gr. 266.
28. Eigenh. Brief m. U. [Adele]. Weimar, d. 11. März 1818. $2^1/_2$ S. 8^0. An Caroline [v. Wolzogen]. S. Gr. 339.
29. Eigenh. Brief m. U. Franzensbrunn, d. 21. August 1818. 1 S. 8^0. An Caroline [v. Wolzogen]. S. Gr. 340.
30. Eigenh. Brief m. U. [Adele]. Karlsbad, den 20ten März. 2 S. 4^0. An [Caroline von Wolzogen]. S. Gr. 194. Gedruckt: Auszugsweise K. E. Henrici, Aukt.-Kat. 39 [1917], Nr. 371.
31. Eigenh. Brief m. U. [Adèle]. [Karlsbad] 21. März. 2 S. quer 8^0. An [Caroline v. Wolzogen?]. S. Gr. 207. Gedruckt: Einige Zeilen K. E. Henrici, Verst.-Kat. 46 [1918], Nr. 310, unrichtig datiert aus Jena.
32. Eigenh. Brief m. U. [Adele]. Bonn, den 16. Dezember. 3 S. 4^0. An [Caroline] v. Wolzogen. S. Gr. 195. Gedruckt: Auszugsweise K. E. Henrici, Aukt.-Kat. 39 [1917], Nr. 372.
33. Eigenh. Brief m. U. [Adele]. Elfeld im Rheingau, den 13. Mai. 4 S. 8^0. An Julie [Kleefeld?]. Teilnehmender Brief voller Maximen und Reflexionen („... ich fühle täglich wie alles was jetzt mir geschieht sich wie eine Lehre gestaltet, ich habe meine Lehrjahre zum Theil hinter mir, nun bin ich ein wandernder Gesell, geb' Gott mir einst wenigstens Aussicht zur Meisterschaft! wenn auch noch so spät ..."). Sie bedauert, ihre „liebe Mutter u. die «Goethen» [Ottilie] so lange (allein) zu lassen" und spricht von dem angenehmen Leben am Rhein. S. Gr. 210.
34. Eigenh. Brief m. U. [A.]. Mitwoch früh. $1^1/_3$ S. quer 8^0. An [?], über die Lösung eines Verhältnisses und Verweisung an Ottilie wegen der näheren Umstände. S. Gr. 326.
35. Eigenh. Brief m. U. Weimar, d. 10. Februar 1842. 1 S. 12^0. An [?], Übersendung „chinesischer Blätter" im Auftrag W. v. Goethes.
36. Eigenh. Widmungsblatt m. U., aus dem Stammbuch Moritz Steinles, 8 Verszeilen, kl. 4^0 quer. S. Gr. 50. Gedruckt: Auszugsweise Katalog Richard Bertling, Nr. 60.

37. Eigenh. Manuskript, über die Zauberflöte. $5^1/_4$ S. 8°. S. Gr. 342.
38. Schenkungsvertrag zwischen Sibylle Mertens-Schaaffhausen und dem Großherzogl. S. Staatsministerium zu Weimar, ddo. Weimar 26. October 1852, über die aus dem Nachlasse der am 25. Aug. 1849 zu Bonn verstorbenen Adele Schopenhauer herrührenden und der Frau Mertens-Schaaffhausen testamentarisch zugefallenen Gegenstände. 19 S. fol. Durch den Vorsitzenden des Großhg. S. Kreisgerichtes v. Egloffstein beglaubigte Abschrift v. 5. Nov. 1852. [U. a. wird ein Daguerreotyp Dr. Schopenhauer in Bronzerähmchen aufgeführt.] S. Gr. 91.
39. Stammbuch von Adele Schopenhauer. 70 S. 4°. S. Gr. 154. Gedruckt: Teilweise in Tagebücher der Adele Schopenhauer I, S. 103—121.
40. Tagebücher vom 22. Mai 1816 bis 26. August 1822, 2 Bände: 1. Bd. 4°, 1 Titelblatt mit Motto u. $130^1/_2$ S., 2. Bd. gr. 4°, 1 Titelblatt mit Motto u. 227 S. G. Gr. 160. Gedruckt: Auszugsweise in Tagebücher der Adele Schopenhauer, hrsg. von Kurt Wolff, 1909.
41. Fr. Karl Meier, Girolamo Savonarola. Berlin 1836. Buch aus Adeles Besitz. S. Gr. 286.
42. Der Gefangene von Bologna. Oper in drei Aufzügen von v. d. Venne [Adele Sch.]. Musik von Walther von Goethe. Textbuch 1845. Buch aus Adeles Besitz mit Widmung Walthers. S. Gr. 410.

Briefe aus dem Kreis Schopenhauers.

1. F. A. Bach an [Elisa v. d. Recke]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 30. Juni 1815. $2^1/_2$ S. 8°. Einführung von Johanna Schopenhauer bei Elisa v. d. Recke. S. Gr. 170.
2. Carl Fr. Bachmann an einen Verleger. Eigenh. Brief m. U. Jena 7. Dez. 1812. 3 S. 8°. Verlagsangebot. S. Gr. 271.
3. Christian Bartholmeß an [Moriz Carriere]. Eigenh. Brief m. U. Straßburg 4. Febr. 1856. 8 S. 12°. Bittet um Daten für eine philosoph. Arbeit. S. Gr. 370.
4. Johann August Becker an [Wilh. Gwinner]. Eigenh. Briefentwurf. Mainz 10. Mai 1876. $3^1/_3$ S. 8°. S. Gr. 396.
5. Johann August Becker an [Wilh. Gwinner]. Eigenh. Briefentwurf. Mainz 2. Okt. 1876. $2^1/_3$ S. 8°. S. Gr. 397.
6. Frau Prof. Becker, Witwe von J. K. Becker, an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Düsseldorf 25. Okt. 1907. 1 S. 8°. Mitteilungen über die Originale des Briefwechsels Schopenhauer - Becker. S. Gr. 122.
7. Fr. Ed. Beneke an Brockhaus. Eigenh. Brief m. U. Berlin 24. Aug. 1820. Verlagsangebot. 2 S. 4°. S. Gr. 549.
8. Fr. Ed. Beneke, eigenh. Schriftstück m. U. Frequentationszeugnis f. einen stud. jur. Gruber (Göttingen 1. Sept. 1825). $^1/_4$ S. fol. S. Gr. 272.
9. Richard Bertling an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Dresden 20. Dez. 1915. 2 S. 8°. Über die Platte der ersten Schäferschen Photographie. S. Gr. 191.

10. Richard Bertling an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Dresden 29. Dez. 1915. 1 S. 8°. Über die Platte der Schäferschen Photographie. S. Gr. 192.
11. Friedrich Justin Bertuch an Bibliothekssekretär Kräuter. Eigenh. Brief m. U. Weimar 27. Okt. 1821. 1 S. 8°. Über ein neu entdecktes Exemplar v. Riberas Weltkarte. S. Gr. 415.
12. Karl Bertuch an [?]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 3. Febr. 1812. 2¼ S. 4°. Über Kunstsachen, zweimalige Erwähnung Joh. Schopenhauers. S. Gr. 364.
13. Joh. Jak. Bethmann an Graf Zintzendorf. Eigenh. Brief m. U. Bordeaux 6. Febr. 1770. 7 S. 4°. Vorschläge wegen Handelsverkehrs mit Österreich-Ungarn. S. Gr. 306.
14. Ferd. Ludwig Karl Frh. v. Biedenfeld, ½ S. 4°. Biogr. Daten, beigelegt ein Stammbaum. S. Gr. 45.
15. Dr. R. Bielefeld an Dr. Gruber. Brief m. U. Karlsruhe 3. Okt. 1907. 1½ S. 8°. Mitteilungen über J. K. Beckers Witwe und ihre Kinder. S. Gr. 120.
16. Dr. R. Bielefeld an Dr. Gruber. Brief m. U. Karlsruhe 8. Okt. 1907. 1 S. 8°. Mitteilungen über die Adresse von J. K. Beckers Witwe. S. Gr. 121.
17. Joh. Friedr. Blumenbach an Prinz Friedrich zur Lippe. Eigenh. Brief m. U. Göttingen d. 27. Okt. [1836]. 1 S. 4°. Dank für einen Beitrag zu seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen. S. Gr. 343.
18. Joh. Elert Bode, Professor f. Astronomie in Berlin, an Buchhändler Vinck. Eigenh. Quittung. Berlin 6. März 1817. 1 S. quer 8°. Empfangsbestätigung eines Geldbetrages. S. Gr. 314.
19. Dr. Wilhelm Bode, Aufsatz, eigenh. m. U.: „Zu einem Medaillon Adele Schopenhauer als Kind.“ Weimar, 10. Febr. 1914. S. Gr. 187.
20. August Böckh an einen Geistlichen. Eigenh. Brief m. U. Berlin 26. Jan. 1857. 1 S. 4°. Antwort auf eine Frage über den studierenden Sohn. S. Gr. 333.
21. Joh. Friedrich Böhmer an Prof. Stumpf in München. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 17. April 1858. 1½ S. 8°. Über eine Wohnung für den Adressaten und literarische Dinge. S. Gr. 442.
22. Amely Bölte [1814—1891] an einen Verleger. Eigenh. Brief m. U. Baden-Baden 13. Dez. 1872. 1¾ S. 8°. Über eine ihrer Erzählungen. S. Gr. 346.
23. Karl August Böttiger an [?]. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 9. Okt. 1802. 2 S. 8°. Über Verlagsangelegenheiten. S. Gr. 416.
24. F. A. Brockhaus an Dr. Gruber. Brief m. U. Lpzg 24. Sept. 1907. 1 S. 8°. Über die letzte Adresse von J. K. Beckers Witwe. S. Gr. 119.
25. Chr. Karl Josias v. Bunsen an Generallt. v. Thile. Eigenh. Brief m. U. London, 12. März 1847. 4 S. 4°. Über einen von Bunsen zur Herausgabe eines Choralbuches empfohlenen Dr. Fielitz. S. Gr. 301.

26. Thomas Campbell [1777—1844] an Lady Charlotte Bury. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. D. 1 S. 4°. S. Gr. 450.
27. Carl Friedrich Großherzog v. Sachsen-Weimar an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Belvedere 4. Juli 1849. 1 S. 4°. Freundschaftl. Brief z. Abschied. S. Gr. 80.
28. Fr. W. Carové an [?]. Eigenh. Brief m. U. Frkft. 2. Sept. 1828. $2^1/_2$ S. 8°. Dank f. Zusendung einer kirchenrechtlichen Schrift. S. Gr. 459.
29. Friedrich Wilhelm Carové an einen Verleger. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 25. Dez. 1837. 2 S. 8°. Dank für Übernahme des Verlages seiner Beiträge zur Geschichte u. Literatur. S. Gr. 460.
30. Paul Armand Challemel-Lacour an [?]. Eigenh. Brief m. U. 18. April 1882. $1^1/_2$ S. 8°. Mitteilung, daß er verhindert war, die Adressatin zu sehen. S. Gr. 449.
31. Chamisso an [?]. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. D. 1 S. quer 8°. Über Redaktionsangelegenheiten. S. Gr. 426.
32. Adolph Cornill an Hugo Scheube, Verlagshändler in Gotha. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 27. Okt. 1856. 1 S. 4°. Verlagsangebot einer Abhandlung „Zur Widerlegung des Sensualismus". S. Gr. 39.
33. Adolph Cornill an [?]. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 25. Febr. [18]57. $1^1/_2$ S. 8°. Übersendung von 2 Aufsätzen. S. Gr. 443.
34. Adolph Cornill an [?]. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 25. Mai 1858. 1 S. 4°. Über das Schicksal seiner Kritik Schopenhauers. S. Gr. 444.
35. Georg Friedrich Creuzer an v. Thiersch und v. Dollmann. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 1. Okt. 1852. 1 S. quer 4°. Über Rezension der griechischen Numismatik von Werlhof. S. Gr. 406.
36. Bernhard Josef Docen an Eichstädt. Eigenh. Brief m. U. München 14. Nov. [18]12. 3 S. 4°. Über seine Aufnahme in die Jenaer lit. Gesellschaft. S. Gr. 402.
37. Anna v. Doß an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Partenkirchen 30. Nov. 07. 1 S. 8°. Mitteilung, daß sie von Schopenhauers Briefen nichts veräußere. S. Gr. 48.
38. Louis Drouet [1792—1873] an Geheimrat [?]. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. D. $3^1/_2$ S. fol. Bitte um Unterstützung seines Gesuchs wegen einer Anstellung am Londoner Hof. S. Gr. 457.
39. Heinrich Düntzer an [?]. Eigenh. Brief m. U. Bonn 16. Febr. [18]39. 2 S. 4°. Bitte wegen eines Verlages seiner Schrift über die Oden des Horaz. S. Gr. 447.
40. Frau Prof. Düntzer an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Cöln 27. Sept. 07. 1 S. 8°. Mitteilung, daß Düntzer die in seinem Besitz befindlichen Briefe Schopenhauers (an Grégoire) wegen ihres intimen Inhalts verbrannt hat. S. Gr. 116.
41. Frau Prof. Düntzer an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Cöln 5. Oct. 1907. 1 S. 8°. Mitteilung, daß sich die vernichteten Briefe auf Schopenhauers Aufenthalt in Hamburg bezogen. S. Gr. 117.

42. Sir Charles Lock Eastlake an David Roberts. Eigenh. Brief m. U. 5. Juli 1850. 1 S. 8°. Entschuldigung, daß er einer Einladung zum Abendessen nicht Folge leisten könne. S. Gr. 292.
43. H. C. A. Eichstädt an [?]. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. J. $^1/_2$ S. 4°. Blatt mit Höflichkeitsformeln und Unterschrift. S. Gr. 273.
44. H. C. A. Eichstädt an [?]. Eigenh. Brief m. U. Jena 27. Nov. 1822. $2^2/_3$ S. 4°. Beantwortung einer Anfrage über Beneke mit Erwähnung seines Rezensionsstreits mit Schopenhauer. S. Gr. 363. Gedruckt: Teilweise Grisebach, Neue Beiträge, S. 32.
45. Fr. Hildebrand Freiherr v. Einsiedel an [Johanna Sch.]. Eigenh. Brief m. U. (Bruchstück). Hanau 12. Aug. 1810. 2 S. 4°. Dank für das Angebot, in ihr Haus zu ziehen. S. Gr. 361.
46. Joh. Ed. Erdmann an [?]. Eigenh. Brief m. U. Halle, 8. Juni 1860. 1 S. 8°. Übersendung des ersten Bandes eines Romans der Frau v. J., den er durchgesehen hat, zum Druck. S. Gr. 404.
47. Paul Erman an Professor Kries in Gotha. Eigenh. Brief m. U. 2 S. 8°. Bitte um Besorgung guten Flintglases. S. Gr. 330.
48. Joh. Daniel Falk an Frl. v. Tarnow. Eigenh. Brief m. U. Weimar 1. Febr. 1826. 3 S. 8°. Über seine Erkrankung. S. Gr. 359. Gedruckt: Teilweise in Henricis Verst.-Kat. 107, Nr. 87.
49. Karl Ludwig Fernow an [?]. Eigenh. Brief m. U. Dresden den 22. Sept. 1806. $1^1/_2$ S. 4°. Über eine Honorarforderung. S. Gr. 240.
50. de la Motte-Fouqué an Gerstenbergk. Eigenh. Brief m. U. Neunhausen, 18. Okt. [18]14. $3^1/_2$ S. 4°. Über schöne Abende bei Joh. Schopenhauer und die kaledonischen Erzählungen Gerstenbergks. S. Gr. 148.
51. Julius Frauenstädt. Eigenh. Brief m. U. 26. Februar 1841. S. Gr. 198.
52. Julius Frauenstädt an Arnold Ruge. Eigenh. Brief m. U. 13. August 1842. S. Gr. 234.
53. Julius Frauenstädt an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Creuznach, d. 22t April 1847 (Schreibfehler: 1844). S. Gr. 375. Gedruckt: Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker, Leipzig 1883, S. 44; A. Hübscher, Arthur Schopenhauers Gespräche, XX. Jahrb. 1933, S. 128 (Auszug).
54. Julius Frauenstädt an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. 18. Dez. 1847. S. Gr. 376.
55. Julius Frauenstädt. Eigenh. Brief m. U. 1. Sept. 1853. S. Gr. 197.
56. Julius Frauenstädt an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. 30. Okt. 1860. S. Gr. 377. „Ich erinnerte mich, daß ich auf seine [Sch.s] Veranlassung Sie im Sommer 1847 in Alzey besucht und mir von Ihnen die vier Briefe [Sch.s an Becker 1844] zur Abschrift erbeten hatte, welche Sie alsdann so freundlich waren, mir zu diesem Zwecke zu leihen."
57. Julius Frauenstädt an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. 15. Nov. 1860. S. Gr. 378.

58. Julius Frauenstädt. Eigenh. Brief m. U. 19./20. Februar 1868. S. Gr. 350.
59. C. Fr. Ernst Frommann an Prof. Riemer. Eigenh. Brief m. U. Jena 23. Jan. 1819. 1 1/3 S. 4°. Ersuchen um Manuskript. S. Gr. 417.
60. C. Fr. Ernst Frommann. Rundschreiben über die Aufnahme seines Sohnes Johannes in die Firma, 3. April 1825. Druck mit faksimilierter Unterschrift. 1 S. 4°. S. Gr. 355.
61. Ludwig von Froriep an Prof. Clodius. Ein Zettel m. U., o. D. Begleitzettel mit Empfehlung. S. Gr. 438.
62. Franz Joseph Gall an St. Mayer, pr. Arzt in Bremen. Eigenh. Brief m. U. Braunschweig 7. Sept. 1805. 2 1/2 S. 4°. Antwort auf eine Einladung, nach Bremen zu kommen. S. Gr. 356.
63. Friedr. v. Gentz an einen Redakteur. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. D. 2 S. 4°. Über eine von ihm vollendete Arbeit, wobei ihn sein schlechtes Gedächtnis vor einem Diebstahl an Schopenhauer bewahrt hat. S. Gr. 291. Gedruckt auszugsweise in Hecks Kat. XII.
64. Gerstenbergk [an Rinder?]. Eigenh. Brief m. U. Eisenach 20. Aug. 1815. 4 S. 8°. S. Gr. 124.
65. Gerstenbergk an [?]. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 26. August 1818. 3 S. 4°. S. Gr. 504.
66. Gerstenbergk an [?]. Eigenh. Brief m. U. [Sept./Okt. 1818]. 2 1/2 S. 4°. S. Gr. 505.
67. Gerstenbergk an [?]. Eigenh. Brief m. U. 26. März 1819. 3 1/2 S. 8°. S. Gr. 506.
68. Gerstenbergk an [Therese Huber]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 13. April / 14. Mai 1819. 8 S. 8°. S. Gr. 405.
69. Gerstenbergk an [?]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 9. Juni 1819. 3 1/2 S. 4°. S. Gr. 432.
70. Gerstenbergk an [Tiele]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 15. Febr. 1821. 3 1/2 S. 4°. S. Gr. 507.
71. Gerstenbergk an H. Wilmans. Eigenh. Brief m. U. Weimar 19. Dez. 1828. 3 S. 4°. S. Gr. 267.
72. Joh. August Goebel an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Freiburg 26. März 1909. 1 S. 4°. Mitteilung, daß sich im Nachlaß Angilbert Göbels keine auf Sch. bezüglichen Schriftstücke, sondern nur eine Photographie Schopenhauers mit Platte vorfand. S. Gr. 145.
73. Joh. August Goebel an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Freiburg 28. April 1909. 1 1/2 S. 4°. Mitteilung über die Photographie Schopenhauers und die Platte. S. Gr. 146.
74. Joh. August Goebel an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Freiburg 18. Mai 09. 3/4 S. 4°. Mitteilung, daß die Familie den angebotenen Betrag für die Photographie Schopenhauers annimmt. S. Gr. 147.
75. Joh. August Goebel an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Freiburg 29. Sept. 1920. 1 S. 4°. Über Bildnisse seines Vaters und 1 Lichtbild A. Schopenhauers. S. Gr. 125.

76. J. W. v. Goethe an [Johanna Schopenhauer]. Eigenh. Billett m. U. (G), einige Zeilen von der Hand Riemers. 1 S. quer 8°. Drei Anfragen über engl. u. irische Sachen. Von Riemers Hand eine Einladung an Adele. S. Gr. 295. Gedruckt: Verst.-Kat. Ignaz Schwarz vom 9. April 1924, Nr. 340, und K. E. Henrici, Verst.-Kat. 91, Nr. 82.
77. Ottilie v. Goethe an Ed. von Bauernfeld. Eigenh. Brief m. U. Neapel 27. Dezember 1846. $2^3/_4$ S. 8°. Dank für die Übersendung des Lustspiels „Industrie und Herz", das sie Adele vorgelesen hat, und über ihren Aufenthalt mit dieser in Italien. S. Gr. 344.
78. Ed. Grisebach. Eigenh. Schriftstück m. U. Berlin, 15. Okt. 1892. 12 S. 8°. Entwürfe zu Titeln der von Grisebach herausgegebenen Aufsätze über Sch. und Entwurf zum Vorwort des Herausgebers. S. Gr. 510.
79. Karl W. Ferdinand Guhr an [Malst]. Eigenh. Brief m. U. [Wien] o. D. 2 S. 4°. Über Theaterangelegenheiten. S. Gr. 461.
80. Karl W. Ferdinand Guhr an C. Kühn, 1. Tenor in Würzburg. Eigenh. Brief m. U. Frankf. a. Main 14. April 1848. 1 S. 4°. Über ein Gastspiel und evtl. Engagement. S. Gr. 462.
81. Phil. Fr. Gwinner an den Bürgermeister von Frankfurt. Eigenh. Brief m. U. St. Goar 20. Aug. 1864. $1^1/_2$ S. 4°. Entschuldigungsschreiben. S. Gr. 463.
82. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. d. 10. October [1860]. S. Gr. 382.
83. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 23. April 1861. S. Gr. 383.
84. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 30. Dec. 1861. S. Gr. 384.
85. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 7. Jan. 1862. S. Gr. 385.
86. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 3. Mai 1863. S. Gr. 386. Gedruckt: Ein Satz Arthur Hübscher, Unbekannte Gespräche mit Schopenhauer, XXVI. Jahrb. 1939, S. 317.
87. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 8. Mai 1876. S. Gr. 387.
88. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 10. Mai 1876. S. Gr. 388.
89. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 30. Sept. 1876. S. Gr. 389.
90. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 12. Oct. 1876. S. Gr. 390.
91. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 21. Dec. 1876. S. Gr. 391.

92. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 5. März 1877. S. Gr. 392.
93. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 24. Mai 1877. S. Gr. 393.
94. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 3. Juni 1877. S. Gr. 394.
95. Wilhelm Gwinner an J. A. Becker. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 18. Nov. 1877. S. Gr. 395.
96. Wilhelm Gwinner an [Eduard Grisebach?]. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 28. Nov. 1885. S. Gr. 283.
97. Wilhelm Gwinner an Robert Gruber. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 10. Sept. 1907. S. Gr. 38.
98. Wilhelm Gwinner an Robert Gruber. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 17. Juni 1910. S. Gr. 167.
99. Julius Hamel. Eigenh. Schriftstück m. U. Anmeldung von 5 Ölgemälden zur historischen Ausstellung Frankfurter Kunstwerke 1881. 1 S. 4°. S. Gr. 464.
100. E. v. Hartmann. Manuskript eines Aufsatzes „Kuno Fischer über Schopenhauer". 4 S. 4°. S. Gr. 157.
101. Arnold Hermann Ludwig Heeren an Prof. Luden, Jena. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 28. April 1809. $2^1/_2$ S. 4°. Über Ludens Ablehnung eines Rufes. S. Gr. 347.
102. G. Fr. W. Hegel an Cotta. Eigenh. Brief m. U. Berlin, 7. Dez. 1829. 1 S. quer 8°. Geldanweisung für seine Schwester Christiane. S. Gr. 412.
103. Hermann v. Helmholtz an Buchhändler Vieweg. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 22. Juni 1869. 2 S. 8°. Über Änderungen in der neuen Auflage der „Tonempfindungen". S. Gr. 357.
104. K. E. Henrici an Dr. Gruber. Brief eigenh. unterschr. Berlin 10. Oktober 1912. $^1/_2$ S. 4°. Über Herkunft v. S. Gr. 189. S. Gr. 190.
105. K. E. Henrici an Dr. Gruber. Brief eigenh. unterschr. Berlin, 4. Febr. 1915. $1^1/_4$ S. 4°. Über Herkunft eines Bildes von Adele Schopenhauer. S. Gr. 188.
106. Carl G. S. Heun an Kgl. Württ. Hoftheaterdirektion. Eigenh. Brief m. U. Dresden 9. Dez. 1818. 2 S. 4°. Übersendung seines Lustspiels „Das Vogelschießen". S. Gr. 312. Gedruckt: K. E. Henrici, Verst.-Kat. 97, Nr. 267 (Auszug).
107. Carl H. Heidenreich an [?]. Briefteilstück o. U. $1^1/_2$ S. fol. Über Bücher unter Erwähnung seiner Gracianübersetzung. S. Gr. 274.
108. R. v. Hornstein. Albumblatt. 1 S. quer 8°. Gossensaß, 6. August. S. Gr. 299.
109. Karl v. Holtei. Mskr. 3 S. fol. „Damals in Weimar", Rückblicke (über s. Ankunft in Weimar u. Empfang bei Goethe). S. Gr. 318.

110. A. v. Humboldt an Prof. Zell. Eigenh. Brief m. U. Karlsb. 21. Mai 1836. 1 S. 4°. Dank für Nachrichten. S. Gr. 308. Gedruckt: 1 Satz in K. E. Henricis Verst.-Kat. 96.
111. Friedrich Jacobs an [?]. Eigenh. Brief m. U. [1834—1840]. 1 S. 8°. Über von Böttiger eingeforderte Sonette. S. Gr. 293.
112. Caroline Jagemann an Frau v. Gerstenbergk. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. J. $^1/_2$ S. 8°. Anfrage wegen eines gemeinsamen Besuches. S. Gr. 287.
113. Carl J. Jken. Eigenh. Schriftstück m. U. 2 S. quer 8°. Über einen Quartband der Genfer Stadtbibliothek mit Zeichnungen bayerischer Kostüme. S. Gr. 319.
114. Wilhelm Jordan an [?]. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. Main 24. Nov. 1889. 4 S. 4°. Über ein Buch. Hinweis „Gegen die Irrlehren Schopenhauers und Hartmanns", „welche als Volksvergifter zu bekämpfen mein Dichteramt mir als eine Hauptpflicht auferlegt". S. Gr. 158.
115. Joh. Christian Jüngken an Prof. Bendemann. Eigenh. Rezept m. U. 21. Oktober [18]35. 1 S. 8°. S. Gr. 294.
116. Graf v. Kalkreuth. Legitimation für einen Boten. Berlin 31. März 1815. $^1/_2$ S. fol. S. Gr. 345.
117. W. Kilzer [Verwandter von August Gabriel K.] an Dr. Adolf Bube. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 9. März 1843. Über beiderseitige lit. Tätigkeit. S. Gr. 454.
118. Joh. Friedr. Kind. Eigenh. Gedicht m. U. „Am Sylvesterabend 1823". 4 S. 4°. S. Gr. 313.
119. Amtsrichter Klein (Düsseldorf) an Rainer Simons (Volksoper Wien). Eigenh. Brief m. U., o. O., o. D. 2 S. 8°. Über den Briefwechsel Schopenhauer-Becker. S. Gr. 123.
120. Prof. Krüger an [K. E. Henrici]. Eigenh. Brief m. U. Gießen 24. Februar 1909. $2^1/_2$ S. 8°. Über den Brief Johannas an Arthur vom 13. April 1807, den Prof. A. Nicolovius, Bonn, seiner Mutter, Frau Henriette Krüger, geb. Voß, schenkte. S. Gr. 226.
121. Franz G. v. Kügelgen an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Hummelshain, 16. Nov. 1814. 2 S. klein 4°. Dank für freundliche Aufnahme. S. Gr. 241.
122. Fr. A. Kuhn an [?]. Eigenh. Brief m. U. [Dresden] 17. Mai 1829. 1 S. 4°. Entschuldigung. S. Gr. 439.
123. Karl Lachmann an [?]. Eigenh. Brief m. U. Berlin 22. Okt. 1838. 2 S. 8°. Über seinen Aufsatz über Ulpian. S. Gr. 407.
124. A. F. E. Langbein an Hofrat Winkler. Eigenh. Brief m. U. Berlin am 1. Pfingsttag [25. Mai] 1817. $2^1/_2$ S. 8°. Über Mitarbeit an der Abendzeitung. S. Gr. 408.
125. K. J. M. Langenbeck an Eichstädt. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 18. Nov. 1803. 2 S. 4°. Erklärt sich bereit, Rezensionen für die Jenaer Litteratur-Zeitung zu schreiben. S. Gr. 331.

126. K. Gotth. Lenz [1763—1809] an [?]. Eigenh. Brief m. U. Gotha 24. März 1801. 2 S. 4°. Über Schlegels Habilitationsdisputation in Jena. S. Gr. 448.

127. M. K. H. Lichtenstein an Kammermusiker Bärmann in München. Eigenh. Brief m. U. Berlin 6. Dezember 1833. 2 S. 4°. Empfehlungsschreiben für den Komponisten Otto Nicolai. S. Gr. 398.

128. E. O. Th. Lindner an [?]. Eigenh. Brief m. U. Berlin 22. October 1852. 1 S. 8°. Über Zeitungsartikel. S. Gr. 336.

129. E. O. Th. Lindner an [?]. Eigenh. Brief m. U. Berlin 21. Mai 1853. 1 S. 8°. Über Zeitungsaufsätze und seine Geschichte der ersten deutschen Oper. S. Gr. 337.

130. E. O. Th. Lindner an einen Musikalienverleger. Eigenh. Brief m. U. 27. Dezember 1855. 3 S. 8°. Dank für Notensendung usw. S. Gr. 327.

131. E. O. Th. Lindner an [stud. H. Toche]. Eigenh. Brief m. U. Berlin, 2. October 1860. $^1/_3$ S. 8°. Ersuchen, Besuch hinauszuschieben S. Gr. 328.

132. J. Wilh. Ludecus [Neffe der Hofrätin] an [?]. Eigenh. Brief m. U. (Fragment). Weimar, 26. Sept. 1843. 2 S. 4°. Über Autographen. S. Gr. 440.

133. G. Chr. Fr. Lücke. Eigenh. Schriftstück m. U. 1 S. fol. Bericht über eine theologische Prüfung. S. Gr. 351.

134. Maltitz an [Ludmilla Assing]. Eigenh. Brief m. U. Weimar 17. Mai 1867. 3 S. 8°. Über seine Briefe an Adelhaid [Schopenhauer?]. S. Gr. 189.

135. Joh. Massieu [Schüler des Abbé Sicard]. Eigenh. Schriftstück m. U. $1^1/_4$ S. m. U. Über schriftl. Verkehr mit einem Freund. S. Gr. 367.

136. Dr. A. Mayer an J. C. Becker. Eigenh. Brief m. U. Mainz 20. Sept. 1882. 4 S. 8°. Wegen Auslassung der Stellen über sein Werk über Spinalirritation bei der Veröffentlichung des Briefwechsels Schopenhauer - Becker, über seine Besuche bei Schopenhauer. S. Gr. 379. Gedruckt: A. Hübscher, Unbekannte Gespräche mit Schopenhauer, XXVI. Jahrb. 1939, S. 321 (Auszug).

137. Dr. A. Mayer an J. C. Becker. Eigenh. Brief m. U. Mainz 23. September 1882. 4 S. 8°. Über die Form, in der die Erwähnungen von Mayers Buch übergangen werden sollen. S. Gr. 380.

138. Dr. A. Mayer an J. C. Becker. Eigenh. Brief m. U. Mainz 6. Oktober 1882. 4 S. gr. 8°. Zustimmung zu einer vorgeschlagenen Änderung, über Frauenstädts Tod und Wirken und Mayers Schriften. S. Gr. 381.

139. Joh. Tobias Mayer an [?]. Eigenh. Brief m. U. Erlangen 1. März 1791. 1 S. klein 4°. Übersendung von Büchern. S. Gr. 413.

140. Johann Heinrich Meyer an Geh. Rat v. Voigt. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 20. Mai 1813. 1 S. 8°. Beileidsschreiben zum Tode von Voigts Sohn. S. Gr. 365.

141. John Muhl an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Danzig 22. August 1924. 4 S. 4°. Über Zahlungseinstellung des Hauses Muhl 1819. S. Gr. 297. Gedruckt: R. Gruber, Die Familie Schopenhauer und der Ausgleich Muhls, Maiheft 1933 der Süddeutschen Monatshefte, S. 504 f.
142. Elisabet Ney an Arthur Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Hannover, d. 2. März 1860. 4 S. 8°. S. Gr. 169. Gedruckt: D XV, S. 806 ff. (Nr. 798).
143. Elisabet Ney an Arthur Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Berlin, 11. August 1860. 5 S. 8°. S. Gr. 235. Gedruckt: 1 Satz in Liepmannssohns 47. Verst.-Kat., Nr. 765; D XV, S. 829 ff. (Nr. 819).
144. Friedrich Gotth. Osann an Buchhändler Bohte aus London. Eigenh. Brief m. U. Jena 18. April 1823. 1 S. 4°. Abrechnung und Bitte um Besorgungen. S. Gr. 334.
145. J. D. Passavant an Kupferstecher Schäffer. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 21. Dezember 1841. 1 S. 4°. Über Ankauf eines Stiches Schäffers durch den Kunstverein. S. Gr. 401.
146. Franz Passow an [?]. Eigenh. Brief m. U. [Breslau] 13. April [18]29. 1 S. 4°. Anfrage wegen Verlags einer Übersetzung. S. Gr. 352.
147. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Sonnabend Abend [Weimar Ende Oktober 1807?]. 2 S. 8°. Über literarische Angelegenheiten. S. Gr. 533. „Den Scherz und Ernst (dessen Übersetzer Stoll jetzt zum Besuch hier ist) bitte ich an Schopenhauer zu geben, mit meinem besten Gruß. Doch mögte er ihn nicht zu lange behalten, das Orginal des Dieulafoi sey nicht auf der hiesigen Bibliothek [2]."
148. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar 13. Februar 1808. 3 S. 8°. Über literarische und Theaterangelegenheiten. S. Gr. 534.
149. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar 24. Februar 1808. 4 S. 8°. Über literarische und Theaterangelegenheiten. S. Gr. 535.
150. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar 17. Juli 1808. 4 S. 8°. Über literarische Angelegenheiten. S. Gr. 536.
151. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar 19. Dezember [1808]. 4 S. 8°. Über literarische Angelegenheiten, Fernows

---

[2] Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 25. Oktober 1807 einen Abend bei Madam Schopenhauer, bei dem u. a. anwesend waren Leo v. Seckendorf und Dr. Stoll aus Wien, die Herausgeber der Zeitschrift „Prometheus", zu deren erstem Heft [Januar 1808] Goethe das Festspiel „Pandoras Wiederkunft" beisteuerte. Ein weiterer Abend am 8. November verzeichnet nochmals „die sämtlichen Fremden". Der Brief dürfte also Ende Oktober / Anfang November geschrieben sein. Schopenhauer war damals noch in Gotha, er kam erst Ende 1807 nach Weimar.

Tod, die Niederlegung der Theaterdirektion durch Goethe. S. Gr. 537. Gedruckt: Teilweise in Stargardts Verst.-Kat. 337.

152. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar 5. Februar 1809. 2 S. 8°. Über literarische Angelegenheiten. S. Gr. 538. „Die Hoffnung, Sie bald auf länger unter uns zu sehen hat uns für unsere neuliche getäuschte Erwartung sehr entschädigt. Zwey Stunden verspreche ich Ihnen wöchentlich gewiß: wenn Schopenhauer erst weg ist, auch mehrere, wenn Sie wollen. Schulze kann von seinen drey Piecen keine entbehren. Doch ist gleich an seinen Zimmern noch ein viertes mit Kammer, freylich hinten hinaus, das Sie bekommen können, und das sehr wohlfeil seyn wird."

153. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Dresden 29. August 1810. 4 S. 8°. Über literarische Angelegenheiten, über seine Reise in die böhmischen Bäder. S. Gr. 539.

154. Franz Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Jenkau 19. Juli 1811. 1 S. 4°. Glückwunsch zu Keils Anstellung als Bibliothekar in Weimar. S. Gr. 540.

155. Louise Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. Weimar, 13. Juli [1810]. 4 S. 8°. Über Besorgung eines Reisekoffers. S. Gr. 541.

156. Louise Passow an J. G. Keil. Eigenh. Brief m. U. [Jenkau? 1810]. 2 S. quer 8°. Über Transport eines Bettsacks. S. Gr. 542.

157. Joh. Christ. Poggendorff an [?]. Eigenh. Brief m. U. Berlin 29. Juli 1852. 3/4 S. 8°. Über die Korrektur eines Aufsatzes des Adressaten. S. Gr. 409.

158. Pückler-Muskau an Hauptmann von Pagwitz in Cottbus. Eigenh. Brief m. U. O. O. u. J. 1 S. 8°. Einladung. S. Gr. 358.

159. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Karlsbad, 12. August 1815. 2 S. 4°. S. Gr. 95.

160. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 10. Januar 1816. 3 S. 4°. S. Gr. 105.

161. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 23. März 1816. 4 S. 4°. S. Gr. 96.

162. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig, 23. März 1816. 3 S. 4°. S. Gr. 106.

163. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig, 11. Januar 1818. 4 S. 4°. S. Gr. 92. Gedruckt: Houben 271—273.

164. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig, 24. Januar 1818. 3 S. 4°. S. Gr. 97.

165. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 10. October 1818. 4 S. 4°. S. Gr. 98.

166. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig, 26. October 1818. 8 S. 4°. S. Gr. 107. Gedruckt: Schemann 489—493.

167. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 16. Nov. 1818. $6^1/_2$ S. 4^0. S. Gr. 99.
168. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 16. Januar 1819. 2 S. 4^0. S. Gr. 94. — Lempertz, Nr. 999.
169. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Berlin 19. Februar 1819. 4 S. 8^0. S. Gr. 100.
170. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Berlin 7. März 1819. $3^1/_2$ S. 4^0. S. Gr. 108.
171. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Dresden 1. April 1819. 3 S. 4^0. S. Gr. 109.
172. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 4. Mai 1819. 3 S. 4^0. S. Gr. 101.
173. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Rom 19. Februar 1820. 4 S. 4^0. S. Gr. 102.
174. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 6. October 1821. 4 S. 4^0. S. Gr. 103.
175. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 18. October 1822. 4 S. 4^0. S. Gr. 93. Gedruckt: Auszug Houben 311 f.
176. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. [Dresden Nov. 1825?]. 4 S. 4^0. S. Gr. 110. Gedruckt: Auszugsweise Schemann 494.
177. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Dresden 16. December 1826. 4 S. 4^0. S. Gr. 111. Gedruckt: Schemann 494—496.
178. J. G. v. Quandt an Johanna Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Dresden 29. Nov. 1832. 3 S. 4^0 und $1^1/_2$ S. 4^0. S. Gr. 104.
179. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Dittersbach, 1. Juni 1833. $3^1/_2$ S. 4^0. S. Gr. 112.
180. J. G. v. Quandt an Adele Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Dresden, 23. Oktober 1841. 3 S. 8^0. S. Gr. 113.
181. J. G. v. Quandt an Sibylle Mertens. Eigenh. Brief m. U. Dresden 26. November 1847. 3 S. 4^0. S. Gr. 114.
182. J. W. M. Radius an Buchhändler Hartmann [in Leipzig]. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. D. 2 S. 8^0. Über Drucklegung der *Scriptores*, II. Band. S. Gr. 435.
183. Clemens Rainer an A. Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Oldenburg 24. Januar 1860. 4 S. gr. 4^0. S. Gr. 53. Gedruckt: Gwinner, Schopenhauers Leben, 2. Aufl. 1878, S. 601 f. (auszugsweise). D XVI, S. 774 ff. (Nr. 783).
184. Fr. L. G. v. Raumer an [?]. Eigenh. Brief m. U. Freitags. 1 S. 8^0. Absage für Sonnabend. S. Gr. 302.
185. Karl Reck an C. G. Carus. Eigenh. Brief m. U. Göttingen, 8. März 1837. 2 S. 4^0. Über Recks Goetheveröffentlichungen. S. Gr. 455.

186. C. A. Fr. v. Reichlin-Meldegg an [?]. Eigenh. Brief m. U. Heidelberg 23. Sept. 1859. 1¼ S. 8°. Übersendung von Rezensionen. S. Gr. 445.
187. Joh. Christ. Reinhart an Adolf v. Heydeck in Dessau. Eigenh. Brief m. U. Rom 9. März 1859. 1 S. 4°. Über künstlerische Angelegenheiten. S. Gr. 353.
188. Joh. Albert Heinrich Reimarus an [?]. Eigenh. Brief m. U. Hamburg 24. Februar 1810. 1 S. 4°. Über die *Philos. transactions* 1807—1809. S. Gr. 436.
189. E. G. Reinhold an Kanzler [Müller]. Eigenh. Brief m. U. Jena 6. Juni 1845. 3 S. 4°. Übersendung des 2. Bandes der 3. Auflage seiner Darstellung der Geschichte der Philosophie. S. Gr. 310.
190. Tinette v. Reitzenstein an [Friedrich] v. Müller. Eigenh. Brief m. U. [1809]. 1 S. quer 8°. Entschuldigung wegen einer Absage. S. Gr. 309.
191. Richard Roos. Eigenh. Gedicht m. U. „Sängers Grab." 2 S. 8°. S. Gr. 315.
192. Rosenkranz an [Karl Grün]. Eigenh. Brief m. U. Königsberg 12. Februar 1874. 3½ S. 8°. Über Dorguth, mit dem er 1834—1840 einen philosophischen Briefwechsel unterhalten hat. S. Gr. 49. Gedruckt: Anfangszeilen im Katalog Richard Bertling, Nr. 60.
193. L. S. Ruhl an Rud. Weigel. Eigenh. Brief m. U. Cassel 18. Februar 1846. 2½ S. 8°. Dank für Übersendung einer Radierung. S. Gr. 316.
194. Savoye an [Arthur Schopenhauer?]. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. Main 12. Sept. 1848. ½ S. 8°. Entschuldigung für verspätete Rückgabe eines Buches. S. Gr. 180.
195. K. L. Schemann an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Freiburg i. Br. 13. Sept. 1907. 1 S. 8°. Mitteilung über Anschrift von J. K. Beckers Witwe. S. Gr. 118.
196. Fr. Aug. Schilling. Eigenh. Gedicht m. U. 1 S. 8°. S. Gr. 303.
197. Friedrich v. Schlegel an [?]. Eigenh. Brief m. U., o. O. u. D. ½ S. 8°. Ersuchen um leihweise Überlassung der 1. Ausgabe von Kants Vernunftkritik. S. Gr. 427.
198. Schleiermacher an Stadtrat Reimer. Eigenh. Brief m. U. Berlin. 1 S. 8°. Über Bezahlung seines Weinlieferanten. S. Gr. 300.
199. Richard Schopenhauer an E. Grisebach. Eigenh. Brief m. U. und ein Schriftstück. 14 S. 8°, 2 S. kl. 4°, 3 S. fol. u. 2 S. fol. v. Grisebach. Danzig [3.] Februar 1906. Über Schopenhauers Vorfahren. S. Gr. 509.
200. Heinrich Ad. Schrader. Mitgliedschein der Göttinger Societas Physica für Assessor de Latour, Göttingen 7. Juli 1796. Quer fol. S. Gr. 275.
201. Joh. Christ. Schuchardt an H. Lempertz. Eigenh. Brief m. U. Weimar 22. Juli 1858. 1 S. 4°. Über Wohnung und Nachlaß von Sibylle Mertens. S. Gr. 82.

202. Stephan Schütze an einen Verleger. Eigenh. Brief m. U. Kloster Berga 21. Juli 1800. 2 S. 4°. S. Gr. 348.

203. Stephan Schütze an Dr. Riemer in Karlsbad. Eigenh. Brief m. U. Weimar 18. August [1808]. 1 S. kl. 4°. Mitteilungen über seinen Aufenthalt in Pyrmont. S. Gr. 547. Gedruckt: Teilweise Katalog J. A. Stargardt, Nr. 345.

204. Franz Schultz an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Bonn 29. März 1909. 1 S. 8°. Mitteilung, daß die Tagebücher der Adele Schopenhauer unverkäuflich sind. S. Gr. 144.

205. Ernst Schulze an Furchau. Eigenh. Brief m. U. [Göttingen 1809]. 3 S. 4°. Freundschaftl. Brief über persönl. Verhältnisse. S. Gr. 428.

206. Ernst Schulze an [Furchau]. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 8. Sept. 1809. 2 S. 4°. Über persönliche Verhältnisse. S. Gr. 429.

207. Ernst Schulze an [Furchau]. Eigenh. Brief m. U. Nürten 18. September 1810. 4 S. fol. Über sein Leben in Göttingen. S. Gr. 430.

208. Ernst Schulze an Humbert. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 20. März 1816. 4 Zeilen quer 12°. Bitte, sich seiner zu erinnern. S. Gr. 414.

209. Friedrich Aug. Schulze an Dr. v. Frank in Wien. Eigenh. Brief m. U. Dresden 6. Oktober 1845. $1^1/_2$ S. Über zwei seiner Novellen. S. Gr. 373.

210. G. E. Schulze an [?]. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 7. Sept. 1817. $^1/_2$ S. 4°. Bitte um Übersendung seiner Besoldung. S. Gr. 276.

211. Thomas Seebeck. Bibliothekszettel, 2 Zeilen. S. Gr. 453.

212. Louise Caroline Seidler an stud. Wüstemann in Gotha. Eigenh. Brief m. U. Weimar 5. April 1850. 1 S. 8°. Sendung für die Sammlung des Adressaten. S. Gr. 374.

213. Rudolf Seydel an einen Professor in München. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 22. März 1879. $1^1/_2$ S. 8°. Anfrage wegen einer Professur in München. S. Gr. 403.

214. Abbé Sicard an M. Thurot, Paris. Eigenh. Brief m. U. 30. Aug. 1796. $2^1/_2$ S. 4°. Bemerkungen über ein engl. grammatisches Werk. S. Gr. 368.

215. Michael Sikič an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Mieders 10. September 1909. Übersendung von Schopenhauers Brief vom 1. September 1860 und Auskunft über Photographien des Absenders und C. Schrameks. S. Gr. 156.

216. Michael Sikič an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Mieders 2. Oktober 1909. 1 S. 8°. Begleitbrief bei Übersendung der Photographien. S. Gr. 159.

217. Michael Sikič an Dr. Gruber. Visitenkarte [Wien 27. September 1910]. S. Gr. 178.

218. Michael Sikič an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Wien 1. Februar 1913. 2 S. 8°. Dank für Zusendung von Schopenhauers Briefwechsel mit Lindner. S. Gr. 184.

219. Karl W. F. Solger. Eigenh. Stammbuchblatt m. U. Jena, 3. April 1802. 1 S. quer 8°. S. Gr. 304.

220. Bernhard Friedrich Thibaut an [?]. Briefteilstück m. U. Göttingen 1. August 1815. ½ S. 4°. Über eine Gesellschaft vornehmer Herren in Göttingen. S. Gr. 277.

221. Fr. W. Thiersch. Semesterzeugnis für Friedrich Bezold, München 4. April 1827. S. Gr. 320.

222. Dr. August Thöl an Ed. Grisebach. Eigenh. Schriftstück m. U. 1898—1901. 10 S. fol. Erhebungen über „Schopenhauer in Hamburg". S. Gr. 508.

223. [Julie Trosiener] an Arthur Schopenhauer. Eigenh. Brief m. U. Langfuhr, d. 14. Juli 1806. 3 S. 4°. S. Gr. 81. Gedruckt: D XIV, S. 31 ff. (Nr. 31).

224. Prof. Volbehr an K. E. Henrici. Eigenh. Brief m. U. Magdeburg 18. Juni 1910. 1 S. 4°. Über Provenienz und Adressaten der Schopenhauer-Brief-Fragmente vom 17. November 1836 und 23. Februar 1852. S. Gr. 168.

225. Georg Heinrich Otto Volger an L. v. Kreß. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 18. Weinmonat 1862. 2½ S. 4°. Über die Wahl des Empfängers in den Vorstand des Freien Deutschen Hochstifts. S. Gr. 465.

226. Otto Volger an G. R. v. Beaulieu-Marconnay in Dresden. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 16. Dezember 1878. 4 S. 4°. Über Nachforschungen aus einem Nachlaß. S. Gr. 466.

227. Otto Volger an C. W. Schwarz in Frankfurt a. M. Eigenh. Brief m. U. 27. Januar 1882. 2 S. 4°. Über ein Bild von Goethes Lili. S. Gr. 467.

228. Dr. Otto Volger an Archivar Robert Schrotzenberger. Eigenh. Brief m. U. Bad Soden am Taunus 15. Oktober 1885. 2 S. 4°. Anfragen über Frankfurter Personalien. S. Gr. 468.

229. Cosima Wagner an Lenbach. Eigenh. Brief m. U. Bayreuth 14. Januar 1875. 4 S. 8°. Dank für das von Lenbach übersandte Schopenhauer-Bild. S. Gr. 223.

230. Richard Wagner an Lenbach. Eigenh. Brief m. U. Bayreuth 13. Januar 1875. 2 S. 8°. Dank für das Schopenhauer-Bild mit Bekenntnis zu Schopenhauer. S. Gr. 222. Gedruckt: Auszugsweise Schemann 510.

231. Cosima Wagner an [Lenbach]. Eigenh. Brief m. U. Bayreuth 14. Januar 1875. 4 S. 8°. Dank für das Schopenhauer-Bild. S. Gr. 224.

232. Wilhelm Wagner, Red. d. Didaskalia, an Ignaz Hub. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 12. Sept. 1855. 1 S. 8°. Über Besprechung eines Werkes des Empfängers. S. Gr. 441.

233. Alexandre Weill an den Redakteur von Ost und West, Rudolf Glaser, Prag. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 20. November 1838. 1 S. 4°. Über eine Novelle. S. Gr. 371.

234. Christian Samuel Weiß an die Mineral. Gesellschaft in Dresden. Eigenh. Brief m. U. Berlin 18. Februar 1820. 1 S. 4°. Dank für Übersendung der Schriften der Gesellschaft. S. Gr. 446.
235. Christian Hermann Weiße an einen Kollegen. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 2. April 1821. 2 S. 4°. Über Reisepläne. S. Gr. 338.
236. J. A. Wendt an Fr. W. Döring, Gotha. Eigenh. Brief m. U. Leipzig 28. Februar 1818. 1 S. 4°. Über einige Gedichte des Adressaten. S. Gr. 278.
237. Chr. Martin Wieland an Georg Joachim Göschen. Eigenh. Brief m. U. Weimar 15. April 1793. 1 S. quer 8°. Zahlungsanweisung. S. Gr. 349.
238. Karl Gottfried Th. Winkler an eine Schauspielerin. Eigenh. Brief m. U. Dresden 11. September 1826. 4 S. 8°. Über das Bild der Adressatin als Titelkupfer für einen Almanach. S. Gr. 305.
239. Karl Witte an [?]. Eigenh. Brief m. U. Halle, 8. Juli 1871. 1 S. 8°. Über den Ort der Jahresversammlung der Dantegesellschaft. S. Gr. 317.
240. Friedrich August Wolf an [?]. Eigenh. Brief m. U. Göttingen 11. September 1816. 3 S. 4°. Über eine Philologenstelle in Lüneburg. S. Gr. 324.
241. Carl Christian Wolfart. Ankündigung seiner Universitätsvorlesungen. 1 S. 4°. S. Gr. 332.
242. Oskar Ludwig Bernhard Wolf an [?]. Eigenh. Brief m. U. Weimar Febr. 1828. 3 S. 4°. Brief über Goethe, Johanna Schopenhauer usw. S. Gr. 58.
243. Max Ziegert an Dr. Gruber. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 29. März 1911. 2 S. 8°. Über eine Ölskizze Schopenhauers von Lunteschütz. S. Gr. 179.
244. Joh. Nep. Zwerger an Theodor [Wagner], Stuttgart. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 4. Februar 1834. 1 S. 4°. Über die Basreliefs auf dem Sockel des Gutenberg-Denkmals. S. Gr. 469.
245. Joh. Nep. Zwerger an [Theodor] Wagner. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 20. Juli 1842. 1 S. 4°. Über geschäftliche Dinge. S. Gr. 470.
246. Joh. Nep. Zwerger an [Theodor] Wagner. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt a. M. 9. Juli 1843. 2 S. 4°. Über geschäftliche Dinge. S. Gr. 471.
247. Joh. Nep. Zwerger an L. v. Kreß in Offenbach. Eigenh. Brief m. U. Frankfurt 18. Mai 1857. 1 S. 4°. Über Anfertigung einer Nase. S. Gr. 472.

Bücher aus Schopenhauers Bibliothek.

1. Alteserra, Antonius Dadinus, Asceticon sive Originum Rei Monasticae libri decem; recensuit ac praefationem notasque quasdam adiecit Christ. Frid. Glück. Halae, impensis orphanotrophei 1782 (XXXII u. 844 S.), 8° Pappbd.

Exlibris Schopenhauers, zahlreiche Striche und Randbemerkungen, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita Schopenhaueriana, Leipzig 1888, S. 135—136. Auf dem hinteren Einbanddeckel Zeichnung (Kopf im Profil). Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, S. 135—136; Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen, Berlin 1898 (im folgenden zitiert: Weltliteratur-Katalog), Nr. 344; Die Bibliothek des Dichters Eduard Grisebach, Versteigerungs-Katalog Martin Breslauer 1930 Nr. 1160; S. Gr. 476.

2. Ariosto, Lodovico, Satire, Edizione critica riveduta da Gio. Gaspare Orelli. Zurigo, Presso Orell Fuessli e comp. 1842 (IV u. 56 S.), 4° Pappbd.

Exlibris Schopenhauers, zahlreiche Striche und Randbemerkungen (darunter zweimal „Göthe's *Casus*"), veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 99—101.

Grisebach, Edita und Inedita, 99—101; Weltliteratur-Katalog Nr. 429; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1161; S. Gr. 477.

3. The Asiatic Journal and monthly register for British and foreign India, China and Australasia N 122, 123, 131. (Febr. 1840 bis März 1840 und Nov. 1840) London Wm. H. Allenand Co Leadenhall street. Printed by J. L. Cox. and sons, great queen street (je zwei unnumerierte Seiten Inhaltsangabe S. 77—140, 97—200; S. 141—204, 201—332; S. 145—216, 177—248). Dasselbe Nr. 132, 133, 134. (December 1840, Januar 1841 und Februar 1841) (je 2 unnumerierte Seiten Inhaltsangabe IV, IV S. 321—430; S. 1—72, 1—80; S. 73—136, 81—172), 8° je 3 Nummern in den Originalumschlägen in Pappbd.

Auf der Innenseite des Vorderdeckels jedes Bandes Exlibris Arthur Schopenhauers; S. Gr. 411.

4. Bachmann, Dr. Carl Friedrich, Anti-Hegel. Antwort an Herrn Professor Rosenkranz in Königsberg auf dessen Sendschreiben nebst Bemerkungen zu der Recension meiner Schrift über Hegel's System in den Berliner Jahrbüchern von Herrn Professor Hinrichs in Halle. Ein unentbehrliches Actenstück zu dem Processe gegen die Hegel'sche Schule. Jena 1835, Crökersche Buchhandlung (VI u. 198 S.), 8° Pappbd.

Exlibris Schopenhauers, zahllose Striche, einige Randbemerkungen von seiner Hand; über S. 58: Hegelei: bündig. p. 80.; über S. 80: Hegelei: bündig p. 58; über S. 87 nochmals: Hegelei. Titel auf dem Einbandrücken von Schopenhauer geschrieben. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 291; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1218; S. Gr. 500.

Angebunden: Schröder, Oratio; Dorguth, Nachträge, und Dorguth, Allgemeine Übersicht der Kritik des Idealismus.

5. Baumgärtner, Dr. K. H., Anfänge zu einer physiologischen Schöpfungsgeschichte der Pflanzen- und der Thierwelt und Mittel zur weiteren Durchführung derselben. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung 1855. (13 S.), 8°.

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers. Zu dem Namen des Verfassers auf dem Titelblatt setzt Schopenhauer in kräftigen Schriftzügen hinzu: *Asinus*. Schopenhauer erwähnt Baumgärtner in Parerga II, D V, 126; H VI, 126.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 325; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1162; S. Gr. 478.

6. Beccaria, dei delitti e delle pene, Livorno [1790] (XV u. 167 S.), Kl. 8° Leinenbd.

Exlibris Schopenhauers. Das Titelblatt von Schopenhauers Hand geschrieben: *Beccaria, dei delitti e delle pene stampato a Livorno: era prohibito il venderlo col titolo.* Zahlreiche An- und Unterstreichungen von Schopenhauers Hand. Exlibris Grisebachs. Schopenhauer äußert sich über Beccaria in der Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 684; H III, 686.

Weltliteratur-Katalog Nr. 534; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1163; S. Gr. 479.

Angebunden: Silvio Pellico, Le mie prigioni. Zus. 1 Pappbd.

7. Bendavid, Lazarus, Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft. Zweyte, verbesserte Auflage. Berlin, bey C. Quien. 1802. (X u. 356 S.), 8° Pappbd.

Exlibris Schopenhauers. Titel auf dem Rücken von seiner Hand, einzelne Striche. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 285; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1164; S. Gr. 480.

Angebunden: Adam Weishaupt, Über die Kantischen Anschauungen und Erscheinungen.

8. Bibel. Die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments, in D. Luthers Übersetzung, nach dem Grundtexte durchgesehen von Ernst Christian Friedrich Kraus. Tübingen, gedruckt bei Johann Jakob Schönhardt. 1830 (IV, 1087, 176, 374 S.), 8° Pappbd.

Auf dem Vorsatzblatte die handschriftliche Eintragung: *A. Schopenhauer.* Titel auf dem Rückenschilde von Schopenhauers Hand. Zahlreiche Striche und Randbemerkungen (veröffentlicht von Arthur Hübscher, XXV. Jahrb. 1938, S. 296—298).

S. Gr. 434.

9. Bochinger, J. J., Sur la connexion de la vie contemplative, ascétique et monastique chez les Indous et chez les peuples bouddhistes, avec les phénomènes semblables que présente l'histoire de l'islamisme et du christianisme. Dissertation présentée à la Faculté de Théologie de Strasbourg et soutenue publiquement Le

Jeudi 23 Juin 1831, à trois heures après midi, pour obtenir le grade de docteur en théologie. Strasbourg, De l'imprimerie de F. G. Levrault, imprimeur de l'Académie, 1831. (Titel u. Widmungsblatt, 59 S.), 4°.

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, S. 63.

Grisebach, Edita und Inedita, 63; Neue Beiträge, Nr. 205; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

10. Boswell, James, Life of Samuel Johnson, L. L. D., comprehending an account of his studies and numerous works, in chronological order; with his correspondence and conversations. With copious notes and biographical illustrations, by Malone. London, Henry Washbourne 1848. (IX, 580 S.), gr. 8° Leinwandbd.

Mit zahlreichen Strichen und Randbemerkungen von Schopenhauers Hand (mitgeteilt Edita und Inedita, S. 120—134). Exlibris Grisebachs.

Edita und Inedita, S. 120—134; Weltliteratur-Katalog Nr. 1237; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1167; S. Gr. 481.

11. Bratring, Fr. Wilh. Aug., Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach der Insel O-Taheite. Jetzt zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt. Herausgegeben mit Anmerkungen und mit einer historischen Schilderung der Gesellschafts-Inseln begleitet. — Mit einer Karte. Berlin, bei Friedrich Maurer. 1802. (XX, 238 u. 1 S. Verbesserungen), 8°. Alter Halblederbd.

Exlibris Schopenhauers; S. Gr. 249.

12. Brougham, H. Lord, F. R. S., A discourse of natural theology, showing the nature of the evidence and the advantages of the study. Brussels, Lewis Hauman and comp. 1835. Printed by ode and Wodon (274 S.), 12°.

Mit Strichen, Ausrufungszeichen usw. und einer Randbemerkung Schopenhauers.

Grisebach, Neue Beiträge, Nr. 354; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1192; [S. Gr. 491].

Angebunden an Hume, Characters.

13. Calderon de la Barca, D. Pedro, Las comedias, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por Juan Jorge Keil. En cuatro Tomos, adornados de un retrato del poeta grabado por un dibujo original. Tomo primero. Con las licencias necesarias. Leipsique, publicado en casa de Ernesto Fleischer (Plaza nueva No. 626) 1827. (Lexikonformat, (VI, 1 unnummerierte S. Inhalt u. 652 S.), Pappbd.

Im inneren Deckel und auf dem Vorsatzblatte eigenh. *Arthur Schopenhauer 1831*, wieder durchstrichen, zahlreiche Striche und Randbemerkungen.

S. Gr. 269.

14. Casper, Dr. J. L., Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Mit 17 Tafeln und drei graphischen Darstellungen. Berlin, bei Ferdinand Dümmler 1835. (Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde 2. Bd.). 8° (XXIV, 216 S.), Pappbd.

Auf dem Vorsatzblatt die handschriftliche Eintragung: *Arthur Schopenhauer 1852*, zahlreiche Striche und einige Randbemerkungen.

S. Gr. 433.

15. Chevallier, A., L'art de préparer les chlorures, de chaux, de soude et de potasse; suivi de détails sur les moyens d'apprécier la valeur réelle de ces produits, leur application aux arts, à l'hygiène publique, à la désinfection des ateliers, des salles de hôpitaux, des fosses d'aisances, etc.; à la préparation de divers médicamens et au traitement de diverses maladies. Terminé par des considérations et des faits sur l'emploi du chlore dans divers cas et pour combattre la phthisie, etc. Paris, Béchet Jeune, exlibraire de l'académie royale de médecine, place de l'ecole de médecine, No. 3, Bruxelles, au dépôt géneral de la librairie médicale française, marché aux poulets, No. 1213, 1829. De l'imprimerie de Crapelet, rue de vaugirard, No. 9. 8° (IV, 392 S.), Pappbd.

Exlibris Schopenhauers. Rückenschild von Schopenhauers Hand geschrieben, auf dem Vortitel: *Arthur Schopenhauer*. Striche und Randbemerkungen. Zu der Stelle S. 265: or, si le chlore a été reconnu utile par ces auteurs, son efficacité à l'état de gaz naissant est bien moins contestable. setzt Schopenhauer ein Fragezeichen und bemerkt dazu: Pourquoi cela? cette expression de gaz naissant est un sophisme. Il ne peut être question que du gas Chlore, qui se dégage de sa combinaison avec les alcalis dans laquelle il est entré en son état de plus grande pureté & par laquelle il n'a pas pû s'améliorer, mais bien se détérrer (voyez p. 337). En se dégageant de sa combinaison avec des corps solides ou fluides, il produit, selon une loi générale, du froid, qui est contraire à toute action chimique: & son action désinfectante est puremt chimique. Il me semble, que partout où il s'agit d'une action momentanée le Chlor pur est préférable. (Faks. dieser Seite Grisebach, Versteigerungs-Katalog Tafel XVII.) Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 313; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1170; S. Gr. 482.

Angebunden: Chevallier, Nouvelles Observations.

16. Chevallier, A., Nouvelles Observations sur les emplois des chlorures et du chlore. Imprimerie de Ch. Degauche, rue du Faub. Montmartre, No. 11. 8° (33 S.).

Exlibris Schopenhauers. Mit Strichen von seiner Hand.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 313a; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1170; [S. Gr. 482].

Angebunden an Chevallier, L'art de préparer les chlorures.

17. Colebrooke, H. T., The exposition of the Vedanta philosophy. Beinga refutation of certain published remarks of colonel Vans Kennedy. By Sir Graves C. Haughton. Extracted from the Asiatic Journal for November 1835. London, 1835. 8° (1 S. Einleitung, 16 S.) (Appendix 10 S., Extracted from the Asiatic Journal for March 1836), Pappbd.

Mit zahlreichen Strichen und Randbemerkungen. Auf der Innenseite des rückwärtigen Deckels eine Kopfzeichnung Schopenhauers.

S. Gr. 418.

18. Confucii Chi-king sive liber carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae, Sumptibus J. G. Cottae 1830. (XXII, XVI, 322 S.), 8° Lederbd.

Exlibris Schopenhauers. Mit An- und Unterstreichungen. Exlibris Grisebachs.

Weltliteratur-Katalog Nr. 61; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1171; S. Gr. 483.

19. Connor Bernardus, Evangelium medici seu medicina mystica; de suspensis naturae legibus sive de miraculis, reliquisque ἐν τοῖς βιβλίοις memoratis, quae medicae indagini subjici possunt. Ubi perpensis prius corporis natura, sano et morboso corporis humani statu, nec non motus legibus, rerum status super naturam praecipue qui corpus humanum et animam spectant, juxta medicinae principia explicantur. Editio quarta. Jenae, Juxta Exemplar Londinense apud Henricum Christoforum Crockerum 1724. Kl. 8° (14 unnumerierte Seiten Widmung u. Vorrede, 193 S., 11 unnumerierte Seiten Inhaltsangabe), Lederbd.

Randbemerkungen und Striche. Auf dem Vorsatzblatt Bemerkung Schopenhauers: *liber stultissimus.* S. 31: *Malebranche.* S. 138: *Animal spirits Anglorum.* Auf dem hinteren Buchdeckel Zeichnung, Kopf im Profil. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 296; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1172; S. Gr. 484.

20. Cousin, Victor, über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers, Professor der Philosophie am Königl. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths von Schelling. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 8° (XXVIII, 62 S. u. 1 S. Verbesserungen), Leinwandbd.

Striche und Randbemerkungen von Schopenhauers Hand. S. XVIII sagt Schelling, seine Philosophie könne mit der Erklärung beginnen: „Ich will nicht das bloße Seyende; ich will das Seyende, das Ist oder existirt." Dazu Schopenhauer: „Preußischer Korporal: Der Soldat muß nicht nur brav seyn, er muß auch brav sind." S. XIX erwähnt Schelling: „Cousin besitzt darüber einen schon im Jahre 1827 oder 28 geschriebenen Brief des Verfassers dieser Vorrede." Dazu Schopenhauer: „der Beneidenswerthe." Exlibris Eduard Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 288; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1173; S. Gr. 473.

21. Cuvier, Baron G., Discours sur les révolutions de la surface du globe, et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal; Troisième édition française. Paris, chez G. Dufour et Ed. d'Ocagne; et a Amsterdam 1825, même maison de commerce, 8° (II, 400 S.), Leinwandbd.

Exlibris Schopenhauers, mit zahlreichen Anstreichungen, Ausrufe- und Fragezeichen sowie Randschriften von seiner Hand. S. 273: *ar the bulls on the Royal exchange.* (Faks. der S. 294 Versteigerungs-Katalog Grisebach, Tafel XVIII.)

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 311; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1174; S. Gr. 485.

22. Dorguth, F., Die juridische Dialektik. Magdeburg, Wilhelm Heinrichshofen. Gedruckt in der Pansa'schen Buchdruckerei. 1841. 8° (32 S.).

Striche von Schopenhauers Hand.

[S. Gr. 252.]

Angebunden an Dorguth, Schopenhauer in seiner Wahrheit.

23. Dorguth, F., Schopenhauer in seiner Wahrheit. Mit einem Anhange über das abstrakte Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung. 1845. Druck: Pansa'sche Buchdruckerei in Magdeburg (G. Hubbe), 8° (31 S.), Leinwandbd.

Striche von Schopenhauers Hand; S. Gr. 252.

Angebunden: Dorguth, Die juridische Dialektik.

24. Dorguth, F., Die falsche Wurzel des Idealrealismus. Ein Sendschreiben an Karl Rosenkranz, Professor an der Universität zu Königsberg. — Magdeburg, bei Wilhelm Heinrichshofen. 1843. Druck: Pansasche Buchdruckerei, 8° (15 S.), geh.

Auf dem Titel eigenhändig: *A. Schopenhauer,* im Texte Stellen angestrichen, Randbemerkungen. S. Gr. 474.

Zusammengeheftet mit Dr. Carl Moriz Kahle, Darstellung und Critik der Hegel'schen Rechtsphilosophie.

25. Dorguth, F., Allgemeine Übersicht der Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus. Magdeburg 1839. Wilhelm Heinrichshofen. 8° (18 S. u. 1 S. Druckfehler).

Ein Strich von Schopenhauers Hand.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 67; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 128; [S. Gr. 500].

Angebunden nebst andern an Dr. Bachmann, Anti-Hegel.

26. Dorguth, F., Nachträge und Erläuterungen zur Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus. Magdeburg 1838. Wilhelm Heinrichshofen. 8° (VI, 112 S.).

Mit einem von Dorguth geschriebenen Druckfehlerverzeichnis.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 66; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1218; [S. Gr. 500].

Angebunden nebst andern an Dr. Bachmann, Anti-Hegel.

27. Dutrochet, M. H., L'Agent immédiat du mouvement vital, dévoilé dans sa nature et dans son mode d'action, chez les vegétaux et chez les animaux. A Paris, chez J. B. Bailliere, libraire, rue de l'école-de-médecine, No. 13 bis. A Londres, même maison, 3 Beford-square. 1826. Imprimerie de J. G. Denton, rue du Colombier, N. 21. 8° (226 S. u. 2 unnumerierte Seiten Inhalt u. Druckfehler), Pappbd.

Auf dem Rückenschilde Titel von Schopenhauer geschrieben. Auf der Innenseite des Vorderdeckels sein Exlibris, innen Striche und kurze Randbemerkungen, auf der Innenseite des hinteren Deckels eine Kopfzeichnung.

S. Gr. 354.

Angebunden: F. J. Gall et G. Spurzheim, Des Dispositions innées.

28. Ehrenberg, C. G., d. z. Rector der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Gedächtnisrede gehalten am 3. August 1856. Berlin. Gedruckt in der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften. 1856. 4° (15 S.), geh.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 83; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1178; S. Gr. 486.

Angeheftet: F. W. Lilie, de telluris deae natura.

29. Fabius, Everardus, Specimen psychologico-medicum de somniis, quod, annuente summo numine ex auctoritate rectoris magnifici J. L. G. Schroeder van der Kolk, nec non amplissimi senatus academici consensu et nobilissimae facultatis medicae decreto, pro gradu doctoratus summisque in medicina honoribus ac privilegiis,

in academia Rheno-Trajectina, alteris saecularibus academiae concelebrandis, more majorum consequendis, publico ac solemni examini submittit E. F. Amstelodami, apud J. Müller et socium. MDCCCXXXVI. 8° (XIV, 206 und 6 unnumerierte Seiten mit Quaestiones und 2 Briefen von Mr. J. H. Burlage u. C. J. van Cooth). Striche und Randbemerkungen von Schopenhauer.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 315; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1206; [S. Gr. 497]. Schopenhauer erwähnt die Schrift Parerga und Paralipomena I, D IV, 282 und 324; H 269 und 310.

Angebunden an Dr. Most, Die sympathetischen Mittel.

30. Samuel Foote, Esqu., The dramatic works in three volumes. Vol. I. London 1777. Vol. II Containing The Bankrupt. The Lame Lover. The Lyar. The Commissary. The Cozeners. The Knights. Dublin. Printed by a Stuart. 1778. 8° (317 S.), Leinwandbd. Vol. III. Containing The Author, Trip to Calais, Capuchin, Nabob, Tailors, Taste, and the Devilupon two Stricks. Dublin: Printed by W. Kind. (324 S.), Lederbd.

Auf den Vorsatzblättern: „Md. Schopenhauer's" (nicht Schopenhauers Schrift; wohl aus dem Besitz der Mutter).

S. Gr. 268.

31. Franz, J. Ch. August, The eye: a treatise on the art of preserving this organ in a healthy condition and of improving the sight; to which is prefixed a view of the anatomy and physiology of the eye with observations on its expression as indicative of the character and emotions of the mind. London. J. Churchill, princes street, soho; Carfare and son, Edinburgh, and Hodges and Smith, Dublin 1839. Printed by John Scott, 62 John Street, Holland Street, Blackfriars Road. 8° (XIX, 296 S.), Leinwandbd.

Auf dem Vorsatzblatt, auf dem eine Widmung des Verfassers an D. von Ammons steht, hat Schopenhauer seinen Namen eingetragen: *A. Schopenhauer.* Zahlreiche Striche, Korrekturen und Randbemerkungen von seiner Hand. S. 33: *false! Dr. Hock!; No!* S. 49: *Ass.* S. 51 und 52: *Shame!; What a beast you are.* S. 76: *nonsense.* S. 222: *This is Rosa's phrase, whence he seems to have taken it.* S. 223: *Stol'n from me.* usw. — Exlibris Grisebachs. Schopenhauer gibt in der „Vierfachen Wurzel", D III, 181 f.; H, 73—74 ein ausführliches Zitat aus dem Werk.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 316; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1179; S. Gr. 487.

32. Gall, F. J., et G. Spurzheim, Des Dispositions Innées de l'Ame et de l'Esprit, du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle. A Paris, chez F. Schoell, libraire, rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois, No. 29. 1811. De l'imprimerie de L. Haussmann, rue de la Harpe, No. 80. 8° (VI, 397 S.).

Randbemerkungen von Schopenhauers Hand. [S. Gr. 354.]
Angebunden an Dutrochet, L'Agent Immédiat.

33. Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 31. und 32. Band. Unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart u. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830. 12° (275 u. 268 S.). In einem alten rothen Halblederband m. vergoldetem Rücken.

Im vorderen Deckel Schopenhauers Exlibris. Bleistiftstriche und Bemerkungen von seiner Hand. Die Schopenhauerstelle Bd. 32, S. 113 ist merkwürdigerweise nicht angestrichen. Auf dem hinteren Vorsatzblatt von Schopenhauers Hand:

Bürger nicht erwähnt!

Jean Paul, der 3 Jahre in Weimar gelebt, nicht erwähnt. Herder Bd. 1 p. 60. — Hebel Bd. 2 p. 103!! Falk auch nicht erwähnt.

Zach. Werner persönl. auch nicht, obwohl er $^1/_2$ Jahr mit ihm umgieng.

Herzog von Gotha der geniale Bd. 2 p. 34.

Und dann rühmt er sich nicht neidisch zu seyn. —

So zugeknöpft auch diese selbstbiographischen Tagebücher sind, so sehn wir ihn doch deutlich in einer desultorischen tändelnden Polymathie ohne Ziel und Zweck, in der er sich grade zu bewundern scheint. Schiller schrieb hingegen „Breite u. Tiefe".

S. Gr. 307.

34. Gonzalez, Estebanillo, Vida y hechos de — —, hombre de buen humor: compuesta por el mismo. Nuevamente corregida y enmendada en esta ultima impresion. 2 tomos. En Madrid: En la oficina de Ramon Ruiz 1795. Kl. 8° (VI, 344, VI, 287 S.), Leinwandbd.

Exlibris Schopenhauers, einige Unterstreichungen, auf dem Vorsatzblatt Bemerkung von Schopenhauers Hand: *Nueva edicion de eso libro, en Paris, 1847.* Exlibris Grisebachs.

Weltliteratur-Katalog Nr. 621; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1181; S. Gr. 488.

35. Obras de Lorenzo Gracian, divididas en dos tomos. En Amberes, en casa de Juan Bautista Verdussen, impressor y mercader de libros. 1702. 4°, 2 Lederbde. Tomo I: El Criticon, El Discreto, El politico Fernando el Catholico, El Heroe (32 unnumerierte Seiten, Untertitel, Widmung, Inhaltsangabe u. 502 S.). Tomo II: La Agudeza y Arte de Ingenio, Oraculo manual y arte de prudencia, El Comulgatorio de varias Meditaciones de la sagrada Comunione (10 unnumerierte Seiten, Untertitel, Vorrede, Inhaltsangabe u. 372 S.).

In jedem Bande auf der inneren Deckelseite das Exlibris Schopenhauers.

Der erste Band dieser Ausgabe hat Schopenhauer als Vorlage zu der Übersetzung der „spanischen Rhapsodie“ am Schluß der Vorrede zur ersten Auflage der Ethik gedient. Auf den übersetzten Seiten 285—288 finden sich am Rande zahlreiche Übersetzungen einzelner Wendungen und Ausdrücke, die z. T. wörtlich in den endgültigen Text übernommen, z. T. noch abgeändert wurden — ein Beleg für die sorgfältige Arbeitsweise Schopenhauers.

Spanischer Text:	Schopenhauer am Rande:
un valiente decitore	Mann m[it] tüchtigem Maulwerk
estava vendiendo maravillas	stand da und hatte Wunderdinge zu verkaufen
hombres que lo son	die den Namen verdienen
alerta	aufgepaßt
seràn profundidades, y sentencias.	werden Sentenzen von der erhabensten Tiefe (Hegels Ausdruck in der Hegelzeitung) seyn.
que se canta bien con voz de plata, y se habla mejor con pico de oro.	eine Silberstimme ist wohlklingend u. ein Goldschnabel redet herrlich.
El caso fue, que ninguno se diò por entendido, se desentendido	Die Sache war, daß keiner einsah, daß er ohne Einsicht sei.
el mas estolido de los brutos	das anstößigste aller Stallthiere
ofende	ist gegen den Anstand
una Aguila à todas luzes	ein Adler an allen großen [*aus* glänzenden] Eigenschaften
que seria no darse por discreto	da würde er seinem Verstand schlechte Ehre machen
altaneras	großartig
(juro) como hombre de bien	bei meiner Ehre
una cola muy reverenda	ganz respektabeln Zagel
las sutilezas que dize	die erhabenste Tiefe [*korr. und wieder durchgestrichen:* tiefste Erhabenheit] (Hegels Ausdruck in der Hegelzeitung) seiner Rede
note, y observe.	merkt [und] fühlt.
un apice	[ein] Jota u. nach seinem Tode werde ich meine Hefte ediren.
Voto à tal	Mich soll der Teufel
a hablar claro	mit der Sprache heraus zu rücken
mas que sea èl lo que quisiere: y nunque pese a todo el mundo el ha de ser gigante.	mag er seyn was er will: der ganzen Welt zum Trotz soll er ein Riese seyn.
esto si que es saber vivir.	Das, das ist Lebensweisheit!
deshaziendose	außer sich gerathend
el como	das „wie könnt ihr“

Über den drei Seiten 285, 286, 287 jeweils groß mit Bleistift geschrieben: „*Hegel*sche Philosophie.“ Auch sonst zahlreiche Anstreichungen, einzelne Seitenangaben und Notizen. Auf dem hinteren Schmutztitel zwei Kopfzeichnungen Schopenhauers. Der 2. Band enthält nur einen einzigen Strich am Rande.

S. Gr. 419.

36. Hagedorn, des Herrn Friedrichs von —, sämmtliche poetische Werke. Erster Theil. Carlsruhe, bey Christian Gottlieb Schmieder. 1777. Kl. 8° (XXXVIII u. 240 S.), Lederbd.

Auf der Innenseite des vorderen Deckels Exlibris Schopenhauers. Aus der Bibliothek Wolfgangs v. Goethe.

S. Gr. 544.

37. Hardy, R. Spence, A Manual of Budhism, in its modern development; translated from Singhalese mss. London, Partridge and Oakey. Sold by J. Mason. 1853. gr. 8° (XVI u. 534 S.), Ganzlwd.

Auf dem Vorsatzblatte eigenhändig: *A. Schopenhauer.* Viele Striche und Randbemerkungen von seiner Hand. S. 5: Mit dem Willen hört der Intellekt auf, der sein bloßes Werkzeug ist: mit diesem fällt das Bewußtseyn weg. S. 397: *Separate the will from the intellect & all is right.* Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 208; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1184; S. Gr. 489.

Schopenhauer erwähnt die Schriften Spence Hardys häufig in der Welt als Wille und Vorstellung, im Willen in der Natur und in Parerga und Paralipomena.

38. [Hennings]. Von den Ahndungen und Visionen. Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung 1777. 8° (8 unnumerierte Seiten u. 496 S.). Alter Pappbd.

Auf dem vorderen Deckel der Name *Schopenhauer* und die Bemerkung: „*There are more things in heaven & earth,* mein guter Mann, *Than are dreamt of in your philosophy*“; nach dem Titel der Zusatz: „von Hennings“, auf dem rückwärtigen Deckel eine Bleistiftzeichnung, alles von Schopenhauers Hand. Striche.

S. Gr. 248.

39. [Hess, Johann Jakob], Versuche zu sehen. Erster Theil. Hamburg, bey Benjamin Gottlieb Hoffmann 1797. 8° (400 S.). Zweiter Theil. 1800. 8° (496 S.). In einem alten Pappbde.

Exlibris Schopenhauers, nach dem Titel der Name des Verfassers von Schopenhauer ergänzt; Titel auf dem Rückenschilde und Striche von seiner Hand.

S. Gr. 250.

40. Hindu-Gesetzbuch oder Menu's Verordnungen nach Cullucqs Erläuterung, ein Inbegriff des Indischen Systems religiöser und

bürgerlicher Pflichten. Aus der Sanscrit-Sprache wörtlich ins Englische übersetzt von Sir William Jones, und verteutschet nach der Calcuttischen Ausgabe, und mit einem Glossar und Anmerkungen begleitet, von Joh. Christ. Hüttner. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs. 1797. 8° (XLVIII, 528 S.), Halblederbd.

Im vorderen Deckel das Exlibris Schopenhauers, Anstreichungen und Randbemerkungen von seiner Hand.

S. Gr. 341.

41. Hodgson, Brian Haughton, Sketch of Buddhism; derived from of the Bauddha scriptures of Nipál (From the Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, Vol. II), London, printed by J. L. Cox, printer to the Royal Asiatic Society. 1828. 4° (38 S. mit 7 lithographierten Tafeln). Halblederbd.

Exlibris Schopenhauers. Striche und Randbemerkungen von seiner Hand, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, S. 60—62 (Faks. der S. 12 Versteigerungs-Katalog Grisebach, Tafel XIX). Auf dem hinteren Einband: Kleiner Kopf im Profil. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, 60—62; Neue Beiträge Nr. 203; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; S. Gr. 490.

Angebunden: 5 Abhandlungen von Isaak Jakob Schmidt, ferner J. S. Bochinger, Sur la connexion u. C. R. Jachmann, De Celso philosopho.

42. Hume, Characters from Hume, Smollett etc. With the life of Hume. Paris, published by Pearsons and Galignani. 1804. 12° (S. 83—154), Pappbd.

Exlibris Schopenhauers. Zahlreiche Striche, Ausrufungszeichen usw. von seiner Hand. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 250; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1192; S. Gr. 491.

Angebunden: Brougham, A Discourse of natural theology.

43. Jachmann, Dr. C. R., De Celso philosopho disseruit et fragmenta libri, quem contra Christianos edidit. Regiomonti Borussorum. Typis academicis Hartungianis. 1836. 4°. (34 S.)

Mit Strichen und einer Randbemerkung Schopenhauers.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 231; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

44. Jacobi, Friedrich Heinrich, Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngeren. Leipzig 1811. 8° (VIII, 222 S. u. 1 S. Druckfehlerverzeichnis), Pappbd.

Auf der inneren Seite des vorderen Deckels Exlibris Schopenhauers. Eine Randbemerkung und der Rückenschild von Schopenhauers Hand.

S. Gr. 420.

45. Kahle, Dr. Carl Moriz, Docent an der Universität zu Berlin. — Darstellung und Critik der Hegel'schen Rechtsphilosophie. — Berlin, 1845. Verlag der Vossischen Sortimentsbuchhandlung (J. Strikker). 8° (IV, 118 S.), geh.

Striche und eine Randbemerkung von Schopenhauers Hand.

Versteigerungs-Katalog Grisebach Nr. 1177; [S. Gr. 474].

Angeheftet an F. Dorguth, Die falsche Wurzel des Idealrealismus.

46. Kant, Immanuel, Critik der reinen Vernunft. 5. Auflage. Leipzig bei Johann Friedrich Hartknoch 1799 (XLIV, 8 unnumerierte Seiten Inhaltsangabe, 882 u. 2 Seiten Verbesserungen), 8° Halblederbd.

Schopenhauers Handexemplar mit seinem Exlibris und zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand (veröffentlicht von Robert Gruber, D XIII, 1—252).

S. Gr. 227.

47. Kant, Immanuel, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können. Riga bei Johann Friedrich Hartknoch 1783. (222 S.)

Schopenhauers Handexemplar mit seinem Exlibris und zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand (veröffentlicht von Robert Gruber, D XIII, 253—288).

S. Gr. 228.

Angebunden: Kant, Immanuel, Critik der practischen Vernunft. 4. Auflage.

48. Kant, Immanuel, Critik der practischen Vernunft. 4. Auflage. Riga bei Johann Friedrich Hartknoch 1797. 8° (292 S.), Halblederbd.

Schopenhauers Handexemplar mit zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand (veröffentlicht von Robert Gruber, D XIII, 335—388).

[S. Gr. 228.]

Angebunden an: Kant, Prolegomena.

49. Kant, Immanuel, Critik der Urtheilskraft, 3. Auflage. Berlin bei F. T. Lagarde 1799. 8° (LX, 482 S.), Halblederbd.

Schopenhauers Handexemplar mit seinem Exlibris und zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand (veröffentlicht von Robert Gruber, D XIII, 289—333).

S. Gr. 229.

50. Kant, Immanuel, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 3. Auflage. Riga bei Johann Friedrich Hartknoch 1792 (14 unnumerierte Seiten Vorrede, 128 S.), 8° Pappbd.

Schopenhauers Handexemplar mit seinem Exlibris und zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand (veröffentlicht von Robert Gruber, D XIII, 389—438).

S. Gr. 230.

51. [Kemp, Lindley], Vestiges of the natural history of creation. Sixth Edition. London. John Churchill 1847. Leinwandbd. 8° (IV u. 512 S.).

Auf dem Vorsatzblatte eigenhändig: *A. Schopenhauer 1850.* Zahlreiche Striche und Bemerkungen Schopenhauers (Faks. der S. 161 Versteigerungs-Katalog Grisebach, S. 126). Auf dem freien Blatt nach dem Vorsatzblatt Bemerkung Schopenhauers: *The author is Lindley Kemp. From him is also: „the phases of matter", Lond. 1855.* Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 322; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1194; S. Gr. 492.

52. [Kemp, Lindley] Explanations: A Sequel to „Vestiges of the natural history of creation". By the author of that work. Second edition. London: John Churchill, Princes street, Sohs. 1846. 8° (VII, 205 S.), Leinwandbd.

Striche und Randbemerkungen von Schopenhauers Hand.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 323; S. Gr. 512.

53. Kieser, Dr. D. G., System des Tellurismus oder Thierischen Magnetismus. Ein Handbuch für Naturforscher und Ärzte. Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, bei F. L. Herbig. 1822. Jena, gedruckt bei Friedrich Marke. Zwei Bände. 8° (XXX, 478 u. 602 S. u. 1 Seite Druckfehlerverzeichnis).

In beiden Bänden auf dem Vorsatzblatte eigenhändig: *A. Schopenhauer.* In Bd. I: „5 rf. 16 Groschen netto." Am Schluß des 1. Bandes: „Das hier fehlende letzte Blatt ist in den folgenden Band gerathen — nach S. 6." Striche und weitere Randbemerkungen von Schopenhauers Hand. Im 1. Bande Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 310; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1195; S. Gr. 493.

54. Klein, G. M., Dr. u. Prof. der Philosophie. Anschauungs- und Denklehre, ein Handbuch zu Vorlesungen. Bamberg und Würzburg, in den Göbhardtischen Buchhandlungen. 1818. Gedruckt bei J. Dorbath. 8° (XVI, 240 S.), Pappbd.

Mit Schopenhauers Exlibris, Rückenschild, Striche und Randbemerkungen von seiner Hand.

S. Gr. 251.

55. Leibnitz's Dissertation *De principio individui*, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin, Veit & Comp. 1837. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn. 8° (88 S.), geh.

Striche und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, S. 85.

Grisebach, Edita und Inedita, 85; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 244; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1201; S. Gr. 494.

56. Leibniz, Lettres et opuscules inédits. Précédés d'une introduction par A. Foucher de Careil. Paris, Librairie philosophique de Ladrange 1854. Paris. Imprimerie de L. Martinet. 8° (CXII u. 336 S.), gebunden.

Exlibris Schopenhauers, Striche und Randbemerkungen von seiner Hand, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, S. 86—88. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, 86—88; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 245; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1202. S. Gr. 495.

57. Lessing, G. E., Kleinigkeiten. Fünfte Auflage. Stuttgart bey Johann Benedict Mezler. 1779. Kl. 8° (104 S.), Pappbd.

Auf der Innenseite des Vorderdeckels Exlibris Schopenhauers und „Bibliothek Gotthilf Weißstein Berlin". Auf dem Vorsatzblatte: „Aus der am 8ten Febr. 1869 zu Frankfurt a. M. durch Jos. Baer verauktionirten Bibliothek des Philosophen Dr. Arthur Schopenhauer. August Becker."

S. Gr. 550.

58. Lilie, F. W., De Telluris deae natura ex veterum Graecorum fabulis descripta. Vratislaviae, Typis Grassii, Barthii et sociorum (W. Friedrich) MDCCCLV. 4° (27 S.). Gratulationsschrift zum 25. Jubiläum des Professors Carl Theod. Schoenborn als Director der Magdalenenschule von den Lehrern.

Mit vielen Strichen und Anmerkungen Schopenhauers; z. B. *Deliramenta de lapidib[u]s.* Auf dem Umschlag: *Lilie, F. W., De telluris deae natura. Vratislaviae 1855.*

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 336; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1178. [S. Gr. 486.]

Angeheftet an: Ehrenberg, C. G., Gedächtnisrede.

59. [Lindner], Sturm und Compaß. Ein Roman in zwei Bänden. Berlin. Verlag von J. Guttenberg 1859. 2 Bde. Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9. Kl. 8° (270 u. 224 S.), Halblederbde.

Im ersten Band auf dem Vorsatzblatte die eigenhändige Eintragung: *A. Schopenhauer.* In beiden Bänden Striche von seiner Hand.

S. Gr. 511.

60. Milne Edwards, H., Elémens de zoologie, ou leçons sur l'anatomie, la physiologie, la classification et les mœurs des animaux. Paris, Crochard 1834. Imprimé chez Paul Ressanard. 8° (VIII u. 486 S. u. 487—1066), gebunden, 2 Lederbde.

Exlibris Schopenhauers im 1. Band. Striche und Randbemerkungen von seiner Hand, auf dem hinteren Deckel Bleistiftzeichnung: Großer Kopf in Profil. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 314. 1. Band Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1205. S. Gr. 496, 513.

61. Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambüle Auguste K[achler] in Dresden. (Herausgegeben von Joh. Karl Bähr und Rudolf Kohlschütter.) Mit gestochenem Titelkupfer und Holzschnitten. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. Druck von B. G. Teubner in Dresden. 1843, gr. 8° (XXII, 413 S.), Leinwandbd.

Schopenhauer hat das Buch antiquarisch erworben. Auf dem Vorsatzblatte oben Namenseintragung: *A. Schopenhauer 1845*, unten mit anderer Tinte: *die XI Octobr 1842* und ein von Schopenhauer durchstrichener Name; außer diesem durchstrichenen Namen des Vorbesitzers trägt das Buch mehrfach den Bibliothekstempel eines Hans Grafen York, der das Buch nach Schopenhauer besessen haben dürfte.

Das Buch enthält, neben einigen wahrscheinlich von anderer Hand (mit Tinte) eingetragenen Namen (auf dem Titel die Ergänzung des Namens der Somnambule aus K. in Kachler, auf S. 115 in den Anmerkungen des Sch. in Schabberndorf?, des K. in Kalkreuth?) und einer sicher nicht von Schopenhauer herrührenden Anführung der Namen der Herausgeber auf S. XIV (Bleistift) zahlreiche Bleistiftstriche Schopenhauers und mehrere mit Bleistift geschriebene Zahlen am Rande, die sich auf die Seiten des Buches beziehen. Überdies hat Schopenhauer mit Bleistift das Wort *Nugae* [Schwätzereien] geschrieben zu S. 142, 6. Absatz; 148, letzter Absatz; 159, Mitte; 166, 3. Absatz; 163, drittletzter Absatz; 168, 6. Absatz; 169, 4. Absatz; 185, 3. Absatz; 223, letzter Absatz; 250, 2. und 3. Absatz; 255, oben; 269, oben; 277, 2. Absatz; 287, 3. Absatz; 288, 5. Absatz; 295, 2. Absatz; 299, 3. Absatz; 300, 4. Absatz; 304, vorletzter Absatz; 305, 1. und 3. Absatz; 311, 3. Absatz; 327, 3. Absatz; 328, 4. Absatz; 329, 5. Absatz; 331, letzter Absatz; 334, 4. Absatz; S. 212, 2. und 3. Absatz, und S. 218, Absatz 2—6, steht *lue.*

S. 97, Absatz 4, steht mit Bleistift: *Specimen stultitiae somnambularum.*

S. 167, unten, hat Schopenhauer mit Bleistift bemerkt: *what humbugh! mineral magnetism being electricity.*

S. 331 hat er die Worte: „Dieses Wort habe ich einmal in der Schule gehört, aber nicht wieder daran gedacht; im erhöhten Zustande fiel es mir wieder ein“ mit Bleistift unterstrichen und dazu am Rande bemerkt: „u. eben solchen Ursprung hat ihr Geschwätz von Geist, Seele u. s. w. u. Alles.“

Auf dem rückwärtigen Vorsatzblatte steht mit Tinte: „Diese höchst dogmatische, geschwätzige und oft radotirende Somnambule hat sehr wenig von dem geleistet, wodurch das Hellsehn uns in Erstaunen setzt (mit Ausnahme des Stücks *p.* 115). Die Quelle ihrer Philosopheme offenbart sich *p.* 331, als Reminiscenz aus allen jemals flüchtig aufgefaßten Äußerungen, davon sie wachend keine Erinnerung hatte, daher wachend unwissend und schlafend gelehrt war. Ihre Philosopheme gehören irgend einem Schulmeister an, der sie aus Schriften heutiger Philo-

sophaster über Geist, Seele, Leib, aufgerafft hatte. — Jeder Mensch würde gelehrt seyn, wenn er Alles, was jemals sein Ohr getroffen hat, sich zurückzurufen in den Stand gesetzt würde. — Die Herren, welche alle die schlecht verdaute u. jetzt ruminirte Schulmeisterphilosophie zu Protokoll nahmen, waren — Tröpfe."

S. Gr. 177.

62. Most, Dr. Georg Friedrich, Die sympathetischen Mittel und Curmethoden. Gesammelt, zum Theil selbst geprüft, historisch-kritisch beleuchtet und naturwissenschaftlich gedeutet. Rostock 1842. Stiller'sche Hofbuchhandlung (Eberstein & Otto). Rostock, gedruckt bei Adler's Erben. 8° (XV u. 175 S.), Pappbd.

Exlibris Schopenhauers, Striche und Randbemerkungen von seiner Hand; darunter dreimal: *Maleficium*. Auf der hinteren Deckelinnenseite Zeichnung: Kopf in Profil. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 319; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1206; S. Gr. 497. Schopenhauer erwähnt das Werk in der Welt als Wille und Vorstellung und im Willen in der Natur.

Angebunden: Fabius, de Somniis.

63. Pellico, Silvio, Le mie prigioni, Memoire dida Saluzzo. In Lipsia 1833, nella libraria di Baumgärtner. Stampato da J. B. Hirschfeld. 12° (2 unnumerierte Seiten Vorrede u. 217 S.).

Striche und Randbemerkungen von Schopenhauers Hand, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 101. Auf den Seiten, wo l'Imperatore (der Kaiser von Österreich) vorkommt (156, 158 und 181), bemerkt Schopenhauer: *il boja.*

Grisebach, Edita und Inedita, 101; Weltliteratur-Katalog Nr. 550; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1163; [S. Gr. 479].

Angebunden an: Beccaria, dei delitti e delle pene.

64. Quintilianus, M. Fabius, Oratoriarum institutionum libri XII, opera ac studio Joachimi Camerarii, Joannis Sichardi, aliorumque doctissimorum in utraque lingua Virorum: partim ex meliorum codicum collatione restituti sibi, partim Annotationibus non poenitendis illustrati. Quibus sparsim adjecimus Guilhelmi Philandri Castilionei Castigationes. Praeterea quoque Declamationum Librum postremae huic editioni cum scholiis et argumentis addidimus, ut uno libro omnia Fabii opera essent comprehensa. Ad haec Indicem rerum et verborum memorabilium locupletissimum. Basileae. In inclyta rauracorum Basilea, apud Robertum Winter, Anno à nato Christo MDXLIII, Mense Martio. Klein 4° (26 unnumerierte Seiten, Leben Quintilians, Index, Druckerzeichen u. 714 S.), Schweinsleder-Holzbd. mit Blindpressungen.

Exlibris Schopenhauers. Striche und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 97—98. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, 97—98; Grisebach, Weltliteratur-Katalog Nr. 266; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1212; S. Gr. 498.

65. Reinhold, C. L., Prof. in Kiel. Beyträge zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie beym Anfange des 19. Jahrhunderts. 1.—5. Heft. Hamburg, bey Friedrich Perthes. 1801—1803. 8°. (XVI, 164 S. u. 1 Seite Verbesserungen, XII, 212 S., XII, 236, XIV, 224 S. u. 2 S. Druckfehler, XX, 180 S.)

Exlibris Schopenhauers. Eigenhändige Beschriftung des Titelschildes durch Schopenhauer. Anstreichungen und Randbemerkungen von seiner Hand. In Heft III, S. 107, Zeichnung, Kopf in Profil. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1215; S. Gr. 475.

66. Richter, Jean Paul, Flegeljahre. Eine Biographie. Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1804—1805. 4 Bände. 12° (244, 229, 230 u. Druckfehlerverzeichnis u. 311 S.), 4 Halblederbde.

Im 1. Bande Buchhändlervermerk von J. Perthes in Hamburg, rückwärts vom Buchbinder H. W. Cornelius in Hamburg. Im 1. und 2. Bande auf dem Vorsatzblatte der eigenhändige Namenszug: *A. Schopenhauer*; Striche und Randbemerkungen, auf dem rückwärtigen Deckel Bleistiftzeichnungen von Schopenhauer.

S. Gr. 247.

67. Ringseis, Dr. J. Nep. von, Über die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede an die Studirenden der k. Ludwig-Maximilians-Universität in München. München. 1855. J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker. 4° (36 S.), geh.

Striche und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 90—91.

Grisebach, Edita und Inedita, 90—91; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 81; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1217; S. Gr. 499.

68. Sangermano, A description of the Burmese Empire, compiled chiefly from native documents by the rev. father Sangermano and translated from his ms. by William Tandy D. D. Printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland. Sold by John Murray, Albemarle street, and Parbury, Allen, and Co. Leadenhall street. Rome, printed by Joseph Salvineci and son. 1833. Gr. 4° (VIII, 224 S.), Halbleinwandbd.

Auf dem Vorsatzblatte die eigenhändige Eintragung: *Arthur Schopenhauer 1853.* Im Texte Randbemerkungen, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 58—60.

Grisebach, Edita und Inedita, 58—60; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 207; S. Gr. 514.

69. Schmidt, Isaak Jacob, Über die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vor-

züglich dem Buddhaismus. Leipzig 1828 bei Carl Cnobloch. 4° (IV u. 25 S.), gebunden.

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita 63.

Grisebach, Edita und Inedita 63; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 1; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst anderen an Hodgson, Sketch of Buddhism.

70. Schmidt, I. J., Über einige Grundlehren des Buddhaismus. Erste Abhandlung. Gelesen den 9. December 1829. 4° (32 S.).

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 63—65.

Grisebach, Edita und Inedita, 63—65; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 2; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

71. Schmidt, I. J., Über einige Grundlehren des Buddhaismus. Zweite Abhandlung. Gelesen den 15. September 1830. 4° (42 S.).

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 3; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

72. Schmidt, I. J., Über die sogenannte dritte Welt der Buddhaisten, als Fortsetzung der Abhandlungen über die Lehren des Buddhaismus. Gelesen den 21. December 1831. 4° (39 S.).

Mit Strichen und Randbemerkungen Schopenhauers.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 4; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

73. Schmidt, I. J., Über die tausend Buddhas einer Weltperiode der Einwohnung oder gleichmäßigen Dauer. Gelesen den 10. October 1832. 4° (46 S.).

Mit Strichen und einer Randbemerkung Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 65—66.

Grisebach, Edita und Inedita, 65—66; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 5; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1189; [S. Gr. 490].

Angebunden nebst andern an Hodgson, Sketch of Buddhism.

74. Schmidt, I. J., Über das Mahâjâna und Pradschnâ-Pâramita der Bauddhen, Akademische Abhandlung. Aus den Memoiren der Akademie besonders abgedruckt. Lu le 14 octobre 1836. Geh. in einem Schutzcarton. 4° (106 S. u. 1 S. Errata).

Auf dem Vorsatzblatte eigenhändige Eintragung Schopenhauers: „*A. Schopenhauer* 1860. *Hehn*, Bibliothekar aus Petersburg, hat es mir von *Böthling*, Akademikus daselbst, überbracht.“ (Faks. dieser Eintragung

Versteigerungs-Katalog Grisebach, S. 17). Striche und Randbemerkungen von seiner Hand, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 66—68. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, 66—68; Grisebach, Neue Beiträge Nr. 204, 6; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1221; S. Gr. 501.

75. Schröder, J. F. L., Oratio de nostra cognitione animi comparata cum cognitione rerum corporearum, dicta publice, die XXVI martii a. MDCCCXXV. Quum Academiae regundae munus solenni ritu deponeret. Trajecti ad Rhenum, apud Otton. Joann. van Paddenburg et J. van Schoonhoven. MDCCCXXV. 8⁰ (72 S.).

Striche und eine Randbemerkung von Schopenhauers Hand.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 287; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1218; [S. Gr. 500].

Angebunden nebst andern an Dr. Bachmann, Anti-Hegel.

76. [Swift], A tale of a tub: Written for the universal Improvement of Mankind. Diu multumque desideratum. To which is added, An account of a Battel between the ancient and modern Books in James Library. A new Edition, with the Authors Apology, and Explanatory Notes, by W. Wotton B. D. & others. London 1734. Klein 8⁰ (II, 292 S.), Leinwandbd.

Auf der Innenseite des Deckels Schopenhauers Exlibris. Auf der Innenseite des Vorsatzblattes eine Bemerkung, zahlreiche Bleistiftstriche. S. Gr. 285.

77. Szokalski, Victor, Essai sur les sensations des couleurs dans l'état physiologique et pathologique de l'œil. Paris, H. Cousin, Bruxelles, société encyclographique. 1840. 8⁰ (261 S.), Pappbd.

Auf dem Vorsatzblatte eigenhändige Eintragung Schopenhauers: „*A. Schopenhauer.* Das Buch ist deutsch erschienen 1842, unter dem Titel Szokalski, üb. d. Empfindung der Farben in physiologischer Hinsicht. Pr. 1 Th." Striche, Ausrufungszeichen und Randbemerkungen von Schopenhauers Hand. S. 30 wird in einer Fußnote *Schopenhaneri(!) Theoria colorum* erwähnt. Dazu Schopenhauer: „*physiologica* läßt er weislich aus. Wo und wann das Buch erschienen, hütet dieser Polack sich zu sagen, — damit man es nicht nachsehn könne."

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 317; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1224; S. Gr. 502.

78. Tasso, Torquato, La Gerusalemme liberata colle Osservagino di Nicolo Ciangulo. 2 Theile, Leipzig 1740. Klein 8⁰ (4 unnumerierte Seiten Widmung, XXIV, 264 S.; XXII, 263 S.), Lederbd.

Mit Exlibris Schopenhauers, Anstreichungen, Bemerkungen und Zeichnungen von ihm. Links neben dem Titel ein Bild des Nicolaus Ciangulus, auf dem Titel selbst Tassos Bild. Schopenhauer bemerkt

links: „Diesen haben sie gekrönt.; rechts: Diesen haben sie ins Tollhaus gesperrt.“

S. Gr. 548.

Angebunden: Tasso, Aminta.

79. Tasso, Torquato, Aminta Favola Boscareccia colle Osservationi de Nicolo Ciangulo. Leipzig, Philipp Casp. Fritsch 1740. Klein 8° (144 S.).

[S. Gr. 548.]

Angebunden an: Torquato Tasso, La Gerusalemme liberata.

80. Turner's, Samuel, Capitains in Diensten der ostind. Compagnie, Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama durch Bootan und einen Theil von Tibet. Aus dem Englischen mit einer Karte und mehreren Kupfern. Hamburg, 1801. Bei Benjamin Gottlob Hoffmann. 8° (VIII, 489 S. u. 4 S. Verbesserungen), Pappbd.

Auf der Innenseite des Deckels Schopenhauers Exlibris. Auf dem Vorsatzblatte eine handschriftliche Eintragung Schopenhauers von 12 Zeilen, im Buche zahlreiche Bleistiftstriche und einzelne Worte.

S. Gr. 321.

81. Vossii, Gerardi Johannis, De philosophorum sectis liber. Cum continuatione et supplementis Johannis Jacobi à Ryssel. Lipsiae, Sumptibus Joh. Casp. Meyeri, bibliopolae Lipsensis. Literis Johannis Georgii MDCXC. 4° (7 Bl. u. 216 S.), Pergamentbd.

Auf dem Vorsatzblatte eigenhändig: *Arthur Schopenhauer*, einzelne Striche und Randbemerkungen von seiner Hand. Am Schlusse Zeichnung: Jünglingskopf in Profil (Wiedergabe im Versteigerungs-Katalog Grisebach, S. 22). Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 246; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1227; S. Gr. 503.

82. Weishaupt, Adam, Über die Kantischen Anschauungen und Erscheinungen. Nürnberg, in der Grattnauerischen Buchhandlung 1788. 8° (267 S. u. 4 S. Inhaltsverzeichnis).

Exlibris Schopenhauers. Titel auf dem Rücken von seiner Hand und Striche. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Neue Beiträge Nr. 277; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1164; [S. Gr. 480].

Angebunden an Lazarus Bendavid, Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft, zus. 1 Pappbd.

83. Yriarte, Don Tomas de, Fabulas literarias. Barcelona 1796. 12. Pappbd.

Striche und Randbemerkungen Schopenhauers, veröffentlicht Grisebach, Edita und Inedita, 106. Exlibris Grisebachs.

Grisebach, Edita und Inedita, 106; Weltliteratur-Katalog Nr. 575; Grisebach, Versteigerungs-Katalog Nr. 1230; S. Gr. 563.

Erstausgaben Schopenhauerscher Werke.

1. Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Rudolstadt, in Commission der Hof-Buch- und Kunsthandlung. 1813 (gr. 8°; 148 S.).
2. Über das Sehn und die Farben. Leipzig, 1816 bei Johann Friedrich Hartknoch (gr. 8°; 88 S.). Broschiert.
3. Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig: F. A. Brockhaus 1819 (gr. 8°; XVI u. 726 S.).
4. Scriptores Ophthalmologici minores. Vol. III Ed. Justus Radius. Lipsiae, Sumtibus Leop. Vossii MDCCCXXX (gr. 8°. Enthält auf S. 1—56: Commentatio undecima exponens Theoriam Colorum Physiologicam eandemque primariam auctore Arthurio Schopenhauero Berolinensi).
5. Über den Willen in der Natur. Frankfurt am Main, Verlag von Siegmund Schmerber 1836 (gr. 8°; 142 S.).

5a. Dasselbe, broschiert.

6. Kan Menneskets frie Willie bevises af dets Selvbewidsthed? End med det Kongelige Norske Videnskabers-Selskabs større Guldmedaille belønnet Priis-Afhandling af Dr. Arthur Schopenhauer. (Det kgl. Norske Vidskselsk. Skr. i det 19de Aarh. 3. B. 2. H.) [1840]. Broschiert.
7. Die beiden Grundprobleme der Ethik. Frankfurt a. M., Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. F. E. Suchsland. 1891 (gr. 8°; XXXX und 280 S.).
8. Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1844 (gr. 8°; XXX und 600 S.; VIII und 640 S.).
9. Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Zweite, sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung F. E. Suchsland. 1847 (gr. 8°; VIII und 152 S.).

9a. Dasselbe (Exemplar aus Dorguths Nachlaß).

9b. Dasselbe (Exemplar mit weißem Papier durchschossen).

10. Parerga und Paralipomena. Zwei Bände. Berlin, Druck und Verlag von A. W. Hayn. 1851 (gr. 8°; 3 Bl. und 466 S.; IV und 532 S.).
11. Über den Willen in der Natur. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M.: Hermann'sche Buchhandlung, 1854 (gr. 8°; XXIV und 136 S.).
12. Über das Sehn und die Farben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1854 (gr. 8°; VIII und 86 S.). Broschiert.
13. Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. F. A. Brockhaus. 1859 (gr. 8°; XXXII und 634; VIII und 740 S.).
14. Die beiden Grundprobleme der Ethik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1860 (gr. 8°; XLIV und 276 S.).

15. Parerga und Paralipomena. Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Julius Frauenstädt. Zwei Bände. Berlin, A. W. Hayn, 1862 (gr. 8°; XIV und 530; IV und 698 S. nebst 1 Bl. Druckfehler).
16. Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus, 1864 (gr. 8°; XXXII und 480 S.).
17. Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Vincencio Juan de Lastanosa und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. (Nachgelassenes Manuskript, herausgegeben von Julius Frauenstädt.) Dritte Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1877 (16°; XII und 204 S.).
18. Über den Willen in der Natur. Vierte Auflage, herausgegeben von Julius Frauenstädt. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1878 (gr. 8°; XXVIII und 148 S.). Exemplar aus der Bibliothek Kuno Fischers.
19. Die Welt als Wille und Vorstellung. Fünfte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1879 (gr. 8°; XXXVI und 634; VI und 744 S.).

Werke der Schopenhauer-Literatur.

Adam, Friedrich, Von der Relativität des Seelischen. 2. Aufl. Kehl 1935. 30 S. Brosch.

Adreß-Handbuch von Frankfurt a. Main 1858.

An die Mitglieder der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft. Brosch.

Asher, David, Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Berlin 1871. IV und 112 S.

Bachmann, Carl Friedrich, Anti-Hegel. Jena 1835. 198 S.

Bähr, C. G., Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet. Dresden 1857. XIV, 148 S.

Bähr, K. G., Gespräche und Briefwechsel mit A. Schopenhauer. 1894. XVI, 90 S.

Brockhaus, Die Firma F. A., Leipzig 1905. X, 441 S.

Brockhaus, Berühmte Autoren des Verlags. Leipzig 1914. 113 S.

Challemel-Lacour, Paul Armand, Studien und Betrachtungen eines Pessimisten. Übersetzt von A. Blaustein, Leipzig 1902. 259 S.

Cornill, Adolph, Arthur Schopenhauer als Übergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung, Heidelberg 1856. XVI, 151 S.

Czermak, Johann, Über Schopenhauers Theorie der Farben. Sonderdruck. Wien 1870, 19 S.

Damm, O. F., Arthur Schopenhauer. Eine Biographie. Ph. Reclam jun. Leipzig. 296 S. Broschiert.

Dorguth, F., Nachträge und Erläuterungen zur Kritik des Idealismus. Magdeburg 1838. VIII, 112 S.

Dorguth, F., Schopenhauer in seiner Wahrheit. Magdeburg 1845. 31 S. Beigeb.: Dorguth, F., Die juridische Dialektik. Magdeburg 1841. 32 S.

Engel, F., Transcendentalphilosophie und Naturwissenschaft. Berlin-Charlottenburg 1925. XV, 147 S.

Fischer, Kuno, Arthur Schopenhauer, 2. Auflage Heidelberg 1898. XVI, 536 S.

Frauenstädt, Julius, Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Leipzig 1854. XXXII, 344 S.

Frauenstädt, Julius, Der Materialismus. Leipzig 1856. XIV, 208 S.

Frauenstädt, Julius, Schopenhauer-Lexikon, Leipzig 1871. VIII, 382, 507 S. (Handexemplar Kuno Fischers).

Frommann, Hermann, Arthur Schopenhauer, Jena 1872. VIII und 88 S.

Frost, Laura, Johanna Schopenhauer, Leipzig 1905. 117 S.

Frost, Laura, Johanna Schopenhauer, 2. Auflage Leipzig 1913. XVI, 254 S.

Gebhardt, Carl, Schopenhauer-Bilder. Frankfurt a. M. 1913. 60 S.

Gracian, L'homme de cour. Traduit par Amelot de la Houssaie. Augspurg 1711. 436 S.

Graevell, Friedrich, Die zu sühnende Schuld gegen Goethe, Berlin 1860. 62 S.

Grisebach, Edita und Inedita Schopenhaueriana. Leipzig 1888. 221 S.

Grisebach, Eduard, Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. Berlin 1897. XII, 332 S.

Grisebach, Eduard, Dasselbe. Mit handschriftlicher Widmung an Kuno Fischer.

Grisebach, Eduard, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche. Berlin 1902. 173 S.

Grisebach, Eduard, Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Berlin 1905. VIII, 55, 143 S.

Groener, Maria, Schopenhauer und die Juden, München 1920. 52 S.

Groener, Maria, Rabindranath Tagore, ein Beitrag zu seiner Wegbereitung. Berlin 1916. 17 S.

Groener, Maria, Hominibus bonae voluntatis. Nürnberg 1923. 136 S.

Groener, Maria, Von der Geschlechter Maß und Ziel. Rudolstadt 1927. 63 S.

Groener, Maria, Gloria in excelsis Deo. Ulm a. D. 1929. 156 S.

Groener, Maria, Im Garten Eden reifen blaue Trauben. Ein Sonettenkranz. Ulm a. D. o. J. 16 S.

Groener, Maria, Denkschrift über den notwendigen Umbruch der Philosophie. Maschinenschrift. 2 Exemplare.

Gründungsbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft. Innsbruck 1921. 83 S.

Gwinner, Wilhelm, Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Leipzig 1862. XII, 240 S.

Gwinner, Wilhelm, Schopenhauer und seine Freunde, Leipzig 1863. 91 S.

Gwinner, Wilhelm, Schopenhauers Leben, 2. Aufl. Leipzig 1878. XXII, 636 S. (Kuno Fischers Handexemplar).

Gwinner, Wilhelm, Denkrede auf Arthur Schopenhauer, Leipzig 1888. 29 S.

Gwinner, Wilhelm v., Schopenhauers Leben, 3. Aufl., Leipzig 1910. XVI, 439 S.

Gwinner, Wilhelm v., Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Neu herausgegeben von Charlotte von Gwinner, Leipzig 1922. 260 S.

Haase, Friedrich, Was ich erlebte. 1846—1896. Berlin 1896. 203 S.

Haßbargen, Hermann, Die Danziger Vorfahren Arthur Schopenhauers. (Sonderdruck aus: Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig, 5. Jahrg. 1928, 4. Heft.) 26 S.

Houben, H. H., Ein deutscher Salon in Rom 1846. Sonderdruck aus Velhagen und Klasings Monatsheften, 37. Jg. 1923.

Houben, H. H., Johanna Schopenhauer. Damals in Weimar.

Jagemann, Karoline, Erinnerungen. Herausgegeben von Eduard v. Bamberg. Dresden 1926. 624 S.

Kalender, Berliner, auf das Gemeinjahr 1833 (enthält: Schopenhauer, Johanna, Die Reise nach Italien. S. 1—175).

Kant, Immanuel, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. 2. Aufl. Riga 1787. XXIV, 158 S.

Kant, Immanuel, Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1797. XII, 235 S.

Koeber, Raphael, Schopenhauer Erlösungslehre. Berlin 1881. 51 S. 2 Exemplare broschiert.

Laban, Ferdinand, Die Schopenhauer-Literatur, Leipzig 1880. 124 S.

Laban, Ferdinand, Beiträge zur Schopenhauer-Literatur. 1. Supplement. Kolozsvar-London 1882. 34 S.

Lehmann, Ernst, Die verschiedenartigen Elemente der Schopenhauerschen Willenslehre. Straßburg 1889. 140 S.

Lindner, E. O., Die Geschichte der ersten stehenden deutschen Oper. Berlin 1835. 200 S. u. 19, 16 S. Noten.

Lindner, E. O., Zur Tonkunst. Berlin 1864. 378 S.

Lindner, E. O., Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert. Leipzig 1871. XVI, 144 S. und 167 S. Noten.

[Lindner, E. O. und Frau], Sturm und Compaß. Roman in zwei Bänden. Berlin 1859. 270, 224 S.

Meisterbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft. Vier Hefte. Ulm a. D. 1934. XXIV und 181 S.

Mensi-Klarbach, Alfred Frhr. v., Elisabeth Ney (Sonderdruck aus Velhagen und Klasings Monatsheften, 37. Jahrg. 1923).

Möbius, P. J., Über Schopenhauer. Leipzig 1899. 264 S.

Müller-Münster, Eugen, Elisabeth Ney. Leipzig 1931. 191 S.

Nietzsche, Friedrich, Unzeitgemäße Betrachtungen. 3. Stück. Schloß-Chemnitz 1874. 113 S.

Oupnekhat. In das Deutsche übertragen von Franz Mischel. Dresden 1882. XXVII, 591 S. Beigeb.: Berichtigungen zu Franz Mischels deutscher Übersetzung von Anquetil Duperrons Oupnekhat. Dresden 1887. V, 70 S.

Schopenhauer, Adele, Tagebuch einer Einsamen. Herausgegeben von H. H. Houben, Leipzig 1920. XVI, 285 S.

Schopenhauer, Adele, Tagebücher. Herausgegeben von Kurt Wolff. Zwei Bände, Leipzig 1909. XI, 162, 200 S.

Schopenhauer, Adele, Gedichte und Scherenschnitte. Herausgegeben von H. H. Houben und Hans Wahl. Leipzig. 180 S. + 16 S. und 33 Scherenschnitte auf 23 Tafeln.

Schopenhauer, Arthur, Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Sechs Bände. Leipzig 1873.

Schopenhauer, Arthur, Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Sechs Bände. 2. mehrfach berichtigter Abdruck. Ph. Reclam jun., Leipzig.

Schopenhauer, Arthur, Sämmtliche Werke in fünf Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig im Inselverlag.

Schopenhauer, Arthur, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Otto Weiß. Zwei Bände. Leipzig 1919.

Schopenhauer, Arthur. Von ihm. Über ihn. Ein Wort der Vertheidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt. Berlin 1863. X, 763 S.

Schopenhauer, Arthur. Handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Vier Bände. Ph. Reclam jun., Leipzig.

Schopenhauer, Arthur. Brieftasche 1822—1823. Herausgegeben von Leo Klamant. Berlin. Faksimiledruck und 78 S. Einleitung.

Schopenhauer, Arthur, Philosophische Aphorismen. Herausgegeben von Otto Weiß. Leipzig 1924. 392 S.

Schopenhauer-Bibliothek. Katalog Joseph Baer, Frankfurt a. M. 1905.

Schopenhauer, Arthur, Die fremdsprachlichen Zitate in Schopenhauers Werken. Leipzig [1921]. 146 S.

Schopenhauer, Arthur. Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804. Herausgegeben von Charlotte von Gwinner. Leipzig 1923. 316 S.

Schopenhauer, Arthur. Die Persönlichkeit und das Werk in eigenen Worten des Philosophen dargestellt von Konrad Pfeiffer. Leipzig 1925. XII, 218 S.

Schopenhauer, Arthur, Der Briefwechsel zwischen — und Johann August Becker. Leipzig 1883.

Schopenhauer, Arthur, Briefe. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Ph. Reclam jun., Leipzig. 506 S.

Schopenhauer-Briefe. Herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig 1893. XXXII, 566 S.

Schopenhauer, Arthur, Briefwechsel und andere Dokumente. Herausgegeben von Max Brahn. Leipzig 1911. XXVIII, 389 S.
Schopenhauer, Arthur, Der Briefwechsel zwischen — und Otto Lindner. Herausgegeben von Robert Gruber. Wien und Leipzig 1911. 78 S. Zwei Exemplare broschiert.
Schopenhauer-Mappe. München 1919. 31 S. Text, 32 Bll. Abbildungen.
Schopenhauer, Johanna, Jugendleben und Wanderbilder. Zwei Bände. Braunschweig 1839. 384, 324 S.
Schopenhauer, Johanna, Sämtliche Schriften. 24 Bände in 12 gebunden. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Schopenhauer, Johanna, Neue Novellen. Thl. 1—3, Frankfurt a. M. 1832. 216, 199, 187 S.
Schopenhauer, Johanna, Briefe an K. v. Holtei. Leipzig 1870. X, 101 S.
Stern, Ludwig, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung. Berlin 1911. XV, 923 S.
Stiebel, Sal. Friedrich, Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft. Frankfurt a. M. 1823. XIV, 223 S.
Stiebel, Sal. Friedrich, Von dem rechten Gebrauche des Arztes. Frankfurt a. M. 1840. VII, 131 S. Beigeb.: Stiebel, Sal. Friedrich, Klinische Vorträge. Frankfurt a. M. 1846. VIII, 160 S.
Stiebel, Sal. Friedrich, Soden und seine Heilquellen. Frankfurt a. M. 1840. VIII, 120 S. Broschiert.
Stiebel, Sal. Friedrich, Die Gebietsgrenzen der Naturwissenschaften. Frankfurt a. M. 1855. 16 S. Broschiert.
Wagner, Gustav Friedrich, Encyclopädisches Register zu Schopenhauer's Werken. Karlsruhe i. B. 1909. 597 S.
Wahnes, Günther, Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus. 2. Aufl. Stuttgart 1927. VIII, 263 S.
Weber, Jo, Hymnus an die Berge.
Werkstattbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft. Innsbruck und Leipzig 1923. 204 S.
Wohnungsanzeiger für Berlin 1834.
Wolff, O. L. B., Porträts und Genrebilder. 1839.

Annalen der Philosophie. Sonderdruck aus Jahrgang 1919.
Deutsche Freiheit, 2. Jahrgang 1920, 2. Septemberhälfte.
Ethische Rundschau, 2. Jahrgang, in einzelnen Heften.
Insel-Almanach 1910.
Neues Leben, 15. Jahrgang, 8. Heft.
Ostdeutsche Monatshefte, Juni 1924. (Sonderheft „Oliva".)
Süddeutsche Monatshefte, April 1930 („Unbekanntes von Arthur Schopenhauer").
Westminster Review 1853, Vol. III und IV.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Leipzig 1904, Heft 1 und 2. (Carl Töwe, Die Schopenhauerporträts.)

NACHTRÄGE ZUR SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DIE JAHRE 1910—1938.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

1910.

Dessoir, Max, und Menzer, Paul (Professoren): Philosophisches Lesebuch. Dritte, wiederum vermehrte Auflage. VIII, 321 S. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Wie in den beiden vorhergehenden Auflagen sind die §§ 57 und 58 aus dem vierten Buch des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" wiedergegeben (unter der Überschrift: „Alles Leben ist Leiden"); die Zitate finden sich nur übersetzt. Erläutert ist der Schopenhauer-Abschnitt von Paul Menzer (vgl. zu diesem Jahrb. XXV, S. 334/335). — Das Buch erschien zuerst 1903; eine vierte Auflage — mit der gleichen Seitenzahl — folgte 1917, eine fünfte und sechste (VIII, 330 S.) 1920; seitdem ist das Buch nicht wieder aufgelegt.

Wirtz, Heinrich: Schopenhauers Ideenlehre im Vergleich zu der Platos und Kants. 87 S. [Bonner Dissertation.]

Aus der Zusammenfassung (S. 82—85) sei folgende Stelle zitiert (S. 83): „Die dem Willen adäquaten Objekte sind die Ideen. Sie sind somit nicht das Ding an sich und auch nicht identisch mit dem platonischen Begriff des wahrhaft Seienden. Sie rücken eine Stufe tiefer, indem sie zu adäquaten Objektivationsstufen des Dinges an sich werden und an der ewigen Wesenheit teilnehmen. Nach unten hin sind sie in der Weise abgegrenzt, daß sie zwar in die allgemeinste Form des Vorstellens eingehen, aber dennoch nicht wie die Sinnendinge unter den Formen des Satzes vom Grunde stehen. Sie haben also ihren Platz zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung. Das ist der wesentliche Unterschied gegenüber Plato, und das Studium Kants und die Aufnahme des Dinges an sich bewirkten diese Umdeutung der Ideenlehre. Die Verwandtschaft der Ideenlehre der drei Philosophen erhält schließlich ihre letzten Stützpunkte in der Art und Weise der Anschauung der Idee, wie sie in der platonischen Eroslehre, der kantischen «Kritik der Urteilskraft» und der intuitiven, kontemplativen Anschauung bei Schopenhauer vorgetragen wird." In einem Schlußwort ist noch in knappen Zügen auf Zusammenhänge des Systems unseres Philosophen mit Spinoza, Fichte und Schelling hingewiesen. — S. 87 bringt die Vita. Die Dissertation wurde eingereicht bei Adolf Dyroff (vgl. zu diesem Jahrb. XIV, S. 286).

Sacher-Masoch, (Leopold von): Venus im Pelz. Novelle. Illustrierte Ausgabe. III, 205 S. Leipzig, Georg H. Wigand'sche Verlagsbuchh.

Vorwort (S. 3): „Vorliegende Erzählung ist ein Teil eines großen, aber niemals von dem Dichter vollendeten Novellenzyklus, «Das Vermächtnis Kains», der nach Sacher-Masochs eigenem Ausspruche «eine bilderreiche Naturgeschichte des Menschen sein sollte». Das Ganze sollte in sechs Unterabteilungen zu je sechs Novellen zerfallen, für welche die Obertitel «Die Liebe», «Das Eigentum», «Das Geld», «Der Staat», «Der Krieg» und «Der Tod» vorgesehen waren . . . Von dem gesamten Werke liegen nur die beiden ersten Teile, «Die Liebe» und «Das Eigentum», abgeschlossen vor. Von den andern existieren nur Bruchstücke. Die «Venus im Pelz» gehört als fünfte der Novellen zu dem Zyklus «Die Liebe».“ — Das Werk, das — innerhalb des „Vermächtnis Kains“ — zuerst 1874 erschien, und dem — nebenbei bemerkt — jederlei unziemliche Ausdrücke völlig fehlen, schließt S. 204 mit dem Satz: „. . . mir wird niemand mehr die heiligen Affen von Benares oder den Hahn des Plato für ein Ebenbild Gottes ausgeben“; unter den sechs Anmerkungen, die von dem Verfasser selbst herrühren, heißt es dann noch unter 5 (S. 205): „So nennt Arthur Schopenhauer die Frauen“ (nämlich im § 382 des zweiten Bandes der „Parerga und Paralipomena“). — Im gleichen Verlage folgte später eine Ausgabe mit — von Fritz Buchholz herrührenden — veränderten Illustrationen (205 S. nebst einem Bildnis; dieses in der zuerst genannten Ausgabe auf S. II eingedruckt). „Das Vermächtnis Kains“ fehlt bei Laban; Sacher-Masoch zitiert ferner an vier Stellen unseren Philosophen in seiner ein Jahr zuvor (1873) veröffentlichten Schrift: „Über den Werth der Kritik. Erfahrungen und Bemerkungen.“

In Jahrb. XVII, S. 352, Z. 4, bessere „Minna“ in „Minne“; die Tochter des Philosophieprofessors heißt wie der Omptedasche Roman selbst „Minne“.

1911.

Heinrich, Hans: Das Verhältnis von Wille und Intellekt bei Schopenhauer. 55 S. [Königsberger Dissertation.]

Die Schlußsätze lauten: „. . . die Theorie von der Möglichkeit einer Verselbständigung der Intellekttätigkeit, wie sie die prinzipielle Grundlage für die Ästhetik und die Ethik Schopenhauers bildet, muß in seinem panthelistischen Weltbilde immer einen stark problematischen Charakter tragen. Dieses Urteil betrifft zunächst die willensfreie Intellekttätigkeit, soweit sie nach Schopenhauer im metaphysischen Bedürfnis, im wissenschaftlichen Erkennen und endlich in der Ideenanschauung repräsentiert war, ganz besonders aber zeigt sich diese Schwierigkeit in der der Ethik Schopenhauers zugrunde liegenden alogischen Erkenntnis, in derjenigen Tätigkeit des Intellekts, welche in ihrer Rückwirkung auf den Willen diesen zur Selbstaufhebung führt. Denn während es sich, besonders in

der Ästhetik, nur um eine vom Willen unabhängige, selbständige Funktion des Erkennens handelt, zeigt sich in der Ethik noch eine Steigerung dieses an sich schon problematischen Verhaltens eben im Sinne einer Rückwirkung auf den Willen, der sich nur durch Vermittelung des Erkennens selbst aufheben kann. Bei Schopenhauer findet sich nicht einmal die Andeutung einer halbwegs ausreichenden, hier unbedingt erforderlich gewesenen metaphysischen Begründung für diesen rätselhaften Prozeß, daß der Intellekt seine ursprünglich akzidentielle Stellung verlassen und — worauf der ganze Vorgang in letzter Linie hinausläuft — zu der dem Willen ebenbürtigen Rolle einer Substanz sich aufschwingen kann. Man muß sich eingestehen, daß in Schopenhauers Ästhetik und Ethik eine ganz neue, auf der reinen willensfreien Intellekttätigkeit beruhenden Welt sich emporhebt, die wie ein plötzliches Wunder aus der Welt des Willens unvermittelt entspringt.“ — Auf S. 55 der bei Albert Goedeckemeyer eingereichten Arbeit steht die Vita.

Goedeke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Achtundzwanzigstes Heft (X. Band, Bogen 1—10), bearbeitet von Alfred Rosenbaum. 160 S. Dresden, L. Ehlermann.

Innerhalb des § 332 (Fortsetzung des 2. Kapitels des 8. Buches) unter 14 (auf S. 20—28) Lebensgang und — bis zur Veröffentlichung des Heftes so gut wie erschöpfende — Bibliographie, Johanna Schopenhauer betreffend; auf S. 12—19 ebenso in bezug auf Schopenhauers Lehrer Friedrich Jacobs; auf der vorderen Umschlagseite: Nachträge und Berichtigungen. — In der von Goedeke selbst besorgten ersten Auflage finden wir Johanna Schopenhauer in der 2. Abteilung des 3. Bandes (Dresden, Ehlermann, 1881) auf S. 661—663 (§ 332, Nr. 134); Friedrich Jacobs ist in dieser Auflage noch nicht berücksichtigt, wird vielmehr nur zweimal beiläufig erwähnt.

1912.

Kießner, Johannes (Oberlehrer): Beziehungen Goethes zu Hamburg. IV, 91 S. Hamburg, C. Boysen.

S. 33/34: Johanna und Arthur Schopenhauer. — Auf Grund des von Altenschen Buches über Wilhelm Tischbeins Leben nimmt der Verfasser an, daß dieser wahrscheinlich die alsbaldige Bekanntschaft Johannas mit Goethe in Weimar vermittelt habe. Auf S. 30 erfahren wir, daß der spätere Jenaer Buchhändler Friedrich Frommann sich 1792 — als er noch in Züllichau ansässig war — mit Johanna Charlotte Wessel-

höft, der ältesten Tochter eines Konrektors am Johanneum und Enkelin des Hamburger Buchhändlers Bohn, verheiratete; dies erklärt die Stelle in Johannas Brief an Arthur vom 5. Januar 1807 (D XIV, S. 103, Z. 24), wo — aus Anlaß eines Besuches bei ihr — Frommanns Frau als Hamburgerin bezeichnet wird.

Schoenhofen, Peter: Schopenhauers Aprioritätslehre nach seinem handschriftlichen Nachlasse und den verschiedenen Auflagen seiner Hauptwerke. 39 S. [Münsterer Dissertation.]

Der Verfasser erblickt einen „Widerspruch zwischen dem Schopenhauerschen Realismus in der Metaphysik und dem subjektiven Idealismus in der Erkenntnistheorie". — Die Schrift wurde bei dem Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Spicker eingereicht. Aus der auf S. 39 abgedruckten Vita geht hervor, daß der bereits 1880 geborene Verfasser in den Jahren 1907—1911 in den Staaten Minnesota und Wisconsin als Zeitungsschriftleiter tätig war.

Steinacker, Karl: Rechenschaft. Gedichte. (Als Manuskript gedruckt.) 159 S.

Der Verfasser, Kunsthistoriker und Museumsdirektor, bietet uns auf S. 39 das folgende Gedicht:

Schopenhauers Grab.

Ein schwarzer Stein, ein Name, — Nichts!
Der Hain ringsum voll goldenen Lichts.
Ringsum des Lebens sehnende Lust,
Die Ewigkeit tief in der Menschenbrust.
Doch hier in dem Grabe nur toter Staub?
Geschwätzig flüstert das zitternde Laub,
Gewaltig redet der ruhende Stein,
Erblühend regt sich das tote Gebein.
Des einen Lebens im wogenden All
Unsterblicher, jauchzender Widerhall.
Dich grüß ich, Weiser, so fern mir, so nah,
Der im Weltall nur sich lebendig sah.
Hier lebst Du und webst Du, hier faß ich Dich ganz,
In des Daseins rauschendem Wirbeltanz.

1913.

Benda, Elimar: Das moralische Recht Schopenhauers als Grundlage und Quelle für induktive Rechtsfindung. Eine rechtsphilosophische Abhandlung. VII, 53 S. [Jenaer Dissertation.]

Im „Rückblick“ (§ 22) heißt es: „Wir machten es uns zur Aufgabe, eine solche [die wissenschaftliche Basis für die zahlreichen freien Rechtsfindungen der Praxis] auf Grund der Schopenhauerschen Rechtslehre zu finden, und kamen zu dem Resultat, daß die Lückenausfüllung sich mit Notwendigkeit aus dem Charakter des positiven Rechts ergibt. Infolge der engen Beziehungen zwischen positivem Recht und Moral fanden wir weiter, daß das durch das Rechtsgefühl vermittelte moralische Recht die Quelle für die induktiven Rechtsfindungen abgeben müsse, und wiesen so dem Richter die Methode, die er bei der Lückenausfüllung anzuwenden habe.“ — Eingereicht bei Prof. Dr. Hedemann für die Juristische Fakultät. Fehlt im Rudolphschen Dissertationsverzeichnis (Jahrb. XVII, S. 360 ff.).

1914.

Palante, G.: Pessimisme et individualisme. VI, 166 p. Paris, Félix Alcan.

In der Vorrede (S. V) wird gesagt: „Cette Psychologie du Pessimisme et de l'Individualisme tombe un peu comme une «Inactuelle» en plein renouveau de spiritualisme, de moralisme, de religiosité — confessionnelle ou laïque, peu importe —; en pleine faveur des philosophies qui professent plus ou moins ouvertement le primat de l'action ou de la foi, ou encore des exigences de l'intérêt social.“ Der Verfasser unterscheidet einen „Pessimisme romantique“, einen „Pessimisme historique“, einen „Pessimisme misanthropique“, einen „Pessimisme irrationaliste“, einen „Pessimisme scientifique“ und einen „Pessimisme théologique“, die in den Kapiteln III—VIII — insgesamt sind es dreizehn Kapitel — einzeln behandelt werden.

1917.

Gottlieb, Heschel: Schopenhauers Einfluß auf die Strafrechtswissenschaft. VII, 111 S. [Berner Dissertation.] Berlin, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild.

S. 15: „Anders verhält es sich mit der Strafrechtswissenschaft, wo Schopenhauers Lehren viel Anklang gefunden haben, so daß sein Name nicht selten in der kriminalistischen Literatur erscheint, namentlich wo es sich um die allgemeineren Fragen dieser Wissenschaft handelt.“ S. 16: „Schopenhauer war kein Jurist, und ahnte nicht einmal die hohe Bedeutung, die sein epochemachender Voluntarismus auf die Strafrechtswissenschaft gewinnen sollte.“ S. 18: „So ist es nicht zu verwundern, daß bisweilen kriminalistische Schriftsteller in ihren Untersuchungen auch den Lehren Schopenhauers einzelne Gedanken zu entnehmen pflegten, deren Zusammenhang mit dem Gesamtbild der Schopenhauerschen Weltanschauung nun näher beleuchtet werden soll.“ — Der 1882 in Pinsk in Rußland geborene Verfasser verweist im Verlaufe seiner — bei der Juristischen Fakultät eingereichten — Abhandlung auf eine Fülle kri-

minologischer Literatur, die von der Schopenhauer-Forschung noch nicht beachtet wurde; auch Adolf Merkel (vgl. Jahrb. XXVI, S. 329) erscheint hier mit mehreren Werken. Im Rudolphschen Verzeichnis der Dissertationen (siehe oben) fehlt diese Schrift ebenfalls.

1919.

Chamberlain, Houston Stewart: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Hälfte. Zweite Hälfte. XIII. Auflage. XXIII, 632 S. u. III S. nebst S. 633—1247. München, F. Bruckmann A.-G.

Unser Denker wird an vielen Stellen herangezogen; vgl. auch Jahrb. XII. S. 199, und ferner Jahrb. II, S. 229! — Das Buch erschien zuerst 1899, seit der sechsten Auflage (1906) als „Volksausgabe"; mit der elften Auflage (1914) kam das hunderttausendste Exemplar heraus. Von Robert Godet wurde eine französische Ausgabe veranstaltet.

Nordau, Max: Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 66. u. 67. Tausend. VIII, 350 S. Leipzig, B. Elischer Nachf.

In diesem — zur Kenntnis zeitgeschichtlicher Strömungen — überaus wichtigen und jahrzehntelang so sehr überschätzten Buche finden sich die folgenden beiden charakteristischen Stellen. S. 12/13 (im ersten Kapitel: „Mene, Tekel, Upharsin"): „. . . in der Philosophie ist die Modeströmung der Pessimismus. Schopenhauer ist Gott und Hartmann sein Prophet . . . Der Hegelianismus . . . ist in die Rumpelkammer der eingetragenen Systeme gewandert, und die Welt wird von der Philosophie erobert, die tragisch darin gipfelt, daß der unleidliche Kosmos durch den Willen zum Nichtsein aller Wesen ins Nichts zurückgeführt werden soll." S. 40/41 (im Kapitel: „Die religiöse Lüge"): „Ist es nicht bezeichnend, daß der Modephilosoph unserer Tage mit einer seltsamen Rückkehr zu urmenschlichen Vorstellungen sein System auf denselben Voraussetzungen aufgebaut hat, aus welchen die frühesten Rudimente einer Weltanschauung bei den Zeitgenossen des Höhlenbärs und bei den heutigen Australnegern erwuchsen: nämlich auf der Annahme eines Willens als Grundbedingung nicht allein irgend einer Thätigkeit, sondern schon des bloßen Bestehens jedes Objekts . . . Schopenhauer mag seinem System durch Sublimierungen und Raffinements äußerlicher Natur und durch dessen Einkleidung in die Kunstsprache der Wissenschaft ein genug vornehmes Ansehen gegeben haben . . ., in seinem Kern bleibt dasselbe dennoch der erstaunlichste Atavismus, den die Geschichte der Philosophie . . . aufzuweisen hat. Wenn selbst ein auf der Höhe unserer Kultur stehender Denker wie Schopenhauer die unorganischen Dinge mit einem Willen gleich dem menschlichen belebt . . ., wenn diesem System bei zahlreichen Geistern der Elite eine billigende Aufnahme wird, wie sollte man es nicht ver-

stehen, daß der Mammuthjäger der Quaternärzeit . . . die Natur nur begreifen konnte, wenn er hinter ihren Erscheinungen einen Urheber nach seinem Ebenbilde . . . annahm und dadurch zu den Anfängen einer Religion gelangte?" — „Die conventionellen Lügen", deren Verfasser 1912 von der Universität Athen zum Dr. jur. hon. causa kreiert wurde, dem andererseits aber auch ein Bernard Shaw die Abhandlung „Wie Shaw den Nordau demolierte" widmete (vgl. unter 1927), wurden zuerst 1883 veröffentlicht. Unser Philosoph wird von Nordau, der im übrigen nicht sehr viel geschrieben hat, noch in seinem Buch „Paradoxe" — erstmalig 1885 — zitiert.

1920.

Gerhardt, Dr. Ferdinand v.: Das Rätsel des Schicksals. Vorausbestimmung oder Willensfreiheit? III, 100 S. Langensalza, Wendt & Klauwell.

Schopenhauer wird hier in Hinsicht auf den Traum und auf das Hellsehen als Kronzeuge in Anspruch genommen.

Grimm, Georg: Die Lehre des Buddha. Die Religion der Vernunft. Sechste bis achte Auflage. XXVIII, 565 S. München, R. Piper & Co.

In fünf Fällen wird auf Schopenhauer zurückgegriffen und dabei u. a. die Verschiedenheit der Weltanschauung unseres Denkers von der Lehre des Buddha wie auch die Übereinstimmung unseres Philosophen mit dem indischen Weisen behandelt. — Die erste Auflage erschien 1915. Vgl. auch Jahrb. XXVI, S. 455/456 und die dort gegebenen Hinweise!

Wedekind, Frank: Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen und einem Vorspiel. (2.—6. Tausend.) I, 91 S. München, Georg Müller [jetzt: Albert Langen/Georg Müller].

Auf S. 16 (im Vorspiel) wird von Alma Wallbrecht dreimal auf Schopenhauer hingewiesen. — Das Stück hieß anfänglich „Kinder und Narren" und erschien unter diesem Titel 1891; in der zweiten Fassung — als „Die junge Welt" — wurde es zuerst 1897 veröffentlicht. Von der letzteren erschien eine neue — Titel- — Ausgabe 1899 bei Albert Langen in München und alsdann bei demselben eine neue Auflage 1907.

1921.

Burckhardt, Prof. Dr. Rud.: Geschichte der Zoologie und ihrer wissenschaftlichen Probleme. Zweite Auflage, bearbeitet und ergänzt von (Privatdozent) Dr. H. Erhard. II. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Jetztzeit.

(Sammlung Göschen. 823.) 136 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. [jetzt: Walter de Gruyter & Co.].

Auf S. 91 (im Abschnitt „Tierpsychologie" innerhalb des fünften Kapitels: „Zoologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts") wird gesagt, daß Lamarck und Schopenhauer „den höheren Tieren eine nur stufenweise vom Menschen verschiedene Intelligenz" zusprechen, „die in Beziehung zur Entwicklung des Gehirns steht".

Shaw, Bernard: Erquickliche Stücke. (Dramatische Werke. Gesammelt in fünf Bänden. Zweiter Band.) (Autorisierte Übertragung von Siegfried Trebitsch.) 386 S. Berlin, S. Fischer.

Im letzten dieser Stücke: „Man kann nie wissen", das in einem englischen Seebade im Jahre 1896 spielt, bemerkt — innerhalb des zweiten Aktes — ein Kellner: „... Das ist das Buch, in dem die ältere junge Dame jetzt gerade liest ... Schopenhauer, wie Sie sehen ... Ein sehr interessanter Autor, Herr Doktor, namentlich was die Damen betrifft..." (S. 314/315). — Einzeln erschien das Stück: „Man kann nie wissen" zuerst 1906 und in zweiter Auflage 1907 (beide unter dem Titel: „Der verlorene Vater", 192 S.); eine dritte Auflage folgte 1924, eine vierte und fünfte 1926. Die Sammlung „Erquickliche Stücke" — als zweiter Band „Dramatischer Werke" — wurde deutsch erstmalig 1911 veröffentlicht.

Shaw, Bernard: Stücke für Puritaner. (Dramatische Werke. Gesammelt in fünf Bänden. Dritter Band.) (Autorisierte Übertragung von Siegfried Trebitsch.) 398 S. Berlin, S. Fischer.

Auf Schopenhauer wird hier in der Vorrede (S. 9—51) verwiesen. Die Sammlung „Stücke für Puritaner" — als dritter Band „Dramatischer Werke" — kam ebenfalls zuerst 1911 heraus.

Shaw, Bernard: Mensch und Übermensch. (Dramatische Werke. Gesammelt in fünf Bänden. Vierter Band.) (Autorisierte Übertragung von Siegfried Trebitsch.) 339 S. Berlin, S. Fischer.

Auch in diesem Stück, das sich ausdrücklich „Eine Komödie und eine Philosophie" nennt, findet unser Philosoph Erwähnung. — Die deutsche Übersetzung erschien erstmalig 1907 (448 S.); eine 7.—9. und eine 10.—12. Auflage (beide 339 S.) folgten 1926 und 1927. Als vierter Band „Dramatischer Werke" wurde dieses Stück zuerst 1919 herausgegeben.

1924.

Bäte, Ludwig: Mond über Nippenburg. Ein deutscher Idyllenkranz. 140 S. Bremen, Carl Schünemann.

S. 94 (innerhalb der Erzählung „Grabbe"): Schopenhauer.

1925.

Heye, Arthur: Unterwegs. Die Lebensfahrt eines romantischen Strolches. [Mit 1 Bildnis.] 288 S. Berlin, Safari-Verlag G. m. b. H.

Im 4. Kapitel heißt es: „Ich mußte im Vorzimmer [des deutschen Konsuls in Genua] lange warten, suchte etwas zu lesen und bekam einen Band Schopenhauer in die Hände. Bereits nach ein paar Minuten hatte ich mich in dieser Welt eigenartiger, seltsam bannender Gedanken völlig verloren . . . Schon am drittfolgenden Tage zog ich mit hundert Lire Vorschuß in der rechten, und dem Bande Schopenhauer, den mir der Konsul geschenkt hatte, in der linken Tasche aus Genua hinaus . . ." — 1927 erschien bereits die 28. Auflage (270 S.; das Bildnis jetzt fortgelassen).

1927.

Shaw, Bernard: Essays. (Übertragung von Siegfried Trebitsch. Fünfte, veränderte Auflage.) 319 S. Berlin, S. Fischer.

In dem Aufsatz: „Wie Shaw den Nordau demolierte" (S. 72—154) ist wiederholt auf Schopenhauer hingewiesen. — Vgl. unter 1921 sowie Jahrb. XXIII, S. 373! Die erste Auflage der „Essays" kam 1908 heraus (370 S.), eine dritte und vierte Auflage 1926 (319 S.).

1930.

Bossert, Dr. Helmuth Th., und Guttmann, Heinrich: Aus der Frühzeit der Photographie. 1840—70. Ein Bildbuch nach 200 Originalen. (1.—11. Tausend.) XV, 178 S. [sämtlich unpaginiert]. Frankfurt am Main, Societäts-Verlag.

Bild Nr. 63 zeigt das jetzt im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg befindliche Daguerreotyp, das einst Dorguth als Geschenk überwiesen wurde. Vgl. dazu Jahrb. XXVI, S. 456!

1934.

Zeitungsaufsatz.

Jancke, Oskar: Ein Brief von Johanna Schopenhauer. Mitgeteilt (Münchner Neueste Nachrichten, Beilage „Die Frau", Nr. 35).

Es handelt sich um einen Brief an Holtei vom 19. September 1829, der in der 1870 erschienenen Sammlung der Briefe Johannas an diesen

Dichter fehlt; auch von H. H. Houben in seinem Buch „Damals in Weimar“ ist er nicht benutzt. Das Original befindet sich im Besitz von Frau Luise Mathée in Aachen.

1936.

Fremgen, Leo: Metaphysik der Liebe. Eine Auseinandersetzung mit Schopenhauer. 145 S. [Erlanger Dissertation.]

In dieser — von Hermann Leser angeregten — Dissertation heißt es im Vorwort (S. 7/8): „Ziel der Arbeit sollte es sein, die Schopenhauersche Darstellung des Erosphänomens als einseitig zu erweisen und somit den berechtigten Grund zu einer neuen Erörterung des erotischen Problems zu legen. Es war innerhalb der Grenzen des Themas nicht möglich, sich im einzelnen auch mit anderen — Schopenhauerschen Gedanken gleichkommenden — Darstellungen der Erosfrage auseinanderzusetzen. Doch schließt die Kritik der Schopenhauerschen «Metaphysik der Geschlechtsliebe» mittelbar auch die Ablehnung jeder anderen ausschließlich biologisch orientierten Behandlung dieses unseres Problems ein. Damit sei Verwahrung dagegen eingelegt, daß sich jede biologisierende Betrachtung schon erschöpfende Darstellung des menschlich-erotischen Lebens nennen dürfe. — So wollte unsere Auseinandersetzung mit Schopenhauer eine Wertung des erotischen Lebens aufstellen, die nicht in der «Vereinigung zweier Keimzellen», sondern im psychischen Bewußtsein des Menschen ihren Anfang hat. Fern aller Schwärmerei und dennoch das Eigenwesen menschlicher Erotik zutiefst bejahend: dies ist die Forderung des Themas gewesen.“ Der erste Hauptabschnitt bietet eine „Kritik der Schopenhauerschen Metaphysik und grundlegende Erörterung des Problems“, der zweite die eigentliche Auseinandersetzung mit dem betreffenden Kapitel der „Welt“ und der dritte den „Versuch einer neuen Darstellung des Problems“, der auch auf Wagner, Goethe, Lenau und Schiller Bezug nimmt. Einige der letzten Sätze lauten: „Schwingend zwischen Begierde und Achtung, in der Neigung reiner Freiheit sieht der Mensch das wonneschenkende Weib. Von ihm empfängt er, was er ihm gibt. Ihm gibt er, was er von ihm empfängt.“ S. 142/144: Literaturverzeichnis; S. 145: Lebenslauf.

1937.

Beste, Konrad: Der magische März. Roman. 319 S. Berlin, Vier Falken-Verlag.

Schopenhauer: S. 264 und 288. — Neuauflage — mit verändertem Titel — eines zuerst 1930 erschienenen Romans. Vgl. Jahrb. XXIV, S. 187!

Tolstoi, L. N.: Anna Karenina. Ein Roman in acht Teilen. Übertragen von H. Röhl. Erster Band. Zweiter Band. (Bibliothek der Romane.) 672 S. u. 682 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Tolstoi war durch Athanasius Schenschin, der sich nach seiner deutschen Mutter Fet (eigentlich Foeth) nannte und sich als Lyriker (siehe die deutsche Ausgabe bei Reclam) sowie als ausgezeichneter Übersetzer römischer Dichter, Shakespeares und Goethes („Faust", „Hermann und Dorothea") einen Namen machte, auf unseren Philosophen aufmerksam geworden; vgl. Tolstois Brief an Fet in Schemanns „Schopenhauer-Briefen". Fet hat dann 1881 die erste Übersetzung von Schopenhauers Hauptwerk ins Russische veröffentlicht, während Tolstoi, der noch so oft auf unseren Denker zu sprechen kommen sollte, ihn erstmalig im 1874—1876 erschienenen Gesellschaftsroman „Anna Karenina" zitiert. Im 9. Kapitel des 8. Teils — in dieser Ausgabe auf S. 634 des zweiten Bandes — wird erzählt, wie Fürst Lewin nichtmaterialistische Philosophen teils zum ersten Male, teils von neuem liest; namentlich setzt er sich mit Schopenhauer auseinander, bei dem er das Wort „Wille" durch „Liebe" ersetzt. — Vgl. auch Jahrb. XIX, S. 309, sowie Jahrb. XXIII, S. 375 und 383!

Zeitschriftartikel.

In einem Beitrag „Schulze gegen Schopenhauer. Ein Kapitel von den Hyänen des Bücherrandes" (Koralle. Wochenschrift für Unterhaltung, Wissen, Lebensfreude. Neue Folge. 5. Jahrgang, Heft 43. Berlin, Deutscher Verlag) beschäftigt sich Artur Zickler in origineller Weise mit den Randbemerkungen zu den aus öffentlichen Bibliotheken entliehenen Büchern, von denen namentlich auch Schopenhauer betroffen wird.

1938.

Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. (Fünfter Band.) Parerga und Paralipomena. Erster Band. [Mit 1 Bildnis.] IX, 573 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vgl. die Besprechung im vorhergehenden Jahrbuch.

Gracian: Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von Arthur Schopenhauer. Mit einer Einleitung von Karl Voßler [und 1 Bildnis]. (Kröners Taschenausgabe. Band 8.) II, XVII u. 138 S. Stuttgart, Alfred Kröner.

Diese nun schon seit Jahrzehnten bestehende Ausgabe (vgl. Jahrb. II, S. 228) ist neuerdings von dem Romanisten Voßler mit einer Einleitung versehen worden. Voßler bezeichnet es als Verdienst Schopenhauers, daß das Handorakel nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist, er nennt seine Übertragung „die treueste, kongenialste und ansprechendste". Die Anmerkungen machen mit der Fachliteratur bekannt, die seit Erscheinen des VI. Bandes der Deussenschen Ausgabe (1923) neu hinzugekommen ist.

Man liest hier auch einmal Eingehenderes über Gracians Freund und Herausgeber Lastanosa, auch ein authentisches Bildnis Gracians ist jetzt beigegeben. — In dieser Form erschien der Band zuerst 1934; 1938 erfolgte ein Nachdruck.

Maurice, Generalmajor Sir Frederick: Haldane. Großbritanniens größter Kriegsminister. Herausgegeben und übersetzt von (Dr. phil.) Fritz Pick. Mit 8 Kunstdrucktafeln. 404 S. Essen, Essener Verlagsanstalt.

Die Originalausgabe berichtet nur das Leben Haldanes von seiner Geburt (Edinburg 30. Juli 1856) bis zu dessen Ausscheiden aus dem ersten englischen Kriegskabinett (26. Mai 1915); die Zeit bis zum Tode (19. August 1928) hat der Übersetzer in einem 14. Kapitel hinzugefügt. Gemeinsam mit John Kemp hat Haldane bekanntlich eine Übersetzung der „Welt als Wille und Vorstellung" geliefert. Wir lesen auf S. 41, daß allein der dritte (Schluß-) Band beide zusammen nicht weniger als vier Jahre beschäftigt hat und endlich 1886 erschien; George Meredith, dem er die Übersetzung zusandte, schrieb ihm einen begeisterten Brief darüber (S. 42). Auch über unseren Philosophen hat Haldane gearbeitet; von Campbell-Bannerman erhielt er als Kriegsminister den Spitznamen „Schopenhauer".

Zeitschriftenartikel.

Horn, Dr. Heinz: Schopenhauers Stellung zur Klassik. (Geistige Arbeit. Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt. 5. Jahrgang, Nr. 4. Berlin, Walter de Gruyter & Co.)

„Will man Schopenhauer in seiner geistesgeschichtlichen Stellung begreifen, so muß man in ihm ein spätgeborenes Kind des Klassizismus erblicken."

Michaelis, Gustav: E. O. Lindner und sein Verhältnis zu Schopenhauer und Dühring. (Sendbogen für Dühringsche Geisteshaltung und Lebensgestaltung. Nr. 70. Zittau, H. Reinhardt.)

„Leider erlag Lindner bald, noch in jungen Jahren, einem Brustleiden. Er hätte sonst eine bedeutende Stellung innerhalb der Philosophie sich erworben und wäre ein eifriger Anhänger Dührings und ein Vorkämpfer für die Dühringsache geworden." Zum Schluß wird auf den Passus über Lindner in Dührings Buch „Sache, Leben und Feinde" (1882, 2. Auflage 1903) verwiesen. — Über Michaelis vgl. Jahrb. XXV, S. 349!

Beringer, Carl Christoph: Schopenhauer und Spengler. (Blätter für Deutsche Philosophie. Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft. 12. Band, Heft 4. Berlin, Junker und Dünnhaupt.)

SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DAS JAHR 1939.

Zusammengestellt von
RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. (Sechster Band.) Parerga und Paralipomena. Zweiter Band. [Mit 1 Bildnis.] VIII, 767 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Schopenhauer, Arthur: Betrachtungen über die menschliche Seele und ihren Ausdruck. (Insel-Bücherei Nr. 558.) 68 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Enthält: Psychologische Bemerkungen; Über Erziehung; Zur Physiognomik. Das Nachwort dazu schrieb Hermann von Braunbehrens.

Schopenhauer, Arthur: Om döden och det odödliga. Ödversättning av C. V. E. Carly. Med inledning av Professor John Landquist. Fjärde genomsedda upplagan. Med Titelbild. (Berömda filosofer. I.) [Über Tod und Unsterblichkeit. Übersetzung von C. V. E. Carly. Mit Einleitung von Professor John Landquist. Vierte, durchgesehene Auflage. Mit Titelbild. (Berühmte Philosophen. I.)] 96 S. Stockholm, Björck & Börjesson.

Vgl. Jahrb. XXVI, S. 462, sowie Jahrb. XXV, S. 342! Über die erste Auflage vgl. Jahrb. II, S. 236!

Arthur Schopenhauer. Die Persönlichkeit und das Werk in Worten des Philosophen dargestellt und erläutert von Konrad Pfeiffer. Nebst einem Anhang: Vom mißverstandenen Schopenhauer. Zweite, neugestaltete Auflage. Mit 1 Titelbild. (Kröners Taschenausgabe. Band 48.) XI, 280 S. Stuttgart, Alfred Kröner.

Vgl. die Besprechung im XXVI. Jahrb. — Über die erste Auflage vgl. Jahrb. XIV, S. 289! Der Anhang ist erst dieser zweiten Auflage beigegeben; dafür ist der frühere fortgefallen.

Arbeiter, Bruno: Rätsel deutscher Dichter. Ausgewählt. 127 S. Potsdam, Ludwig Voggenreiter.

Auf S. 57/58 steht das „Rätsel der Turandot“ von Schopenhauer, auf S. 119 die Lösung „Der Feuerfunke“ (vgl. dazu Jahrb. XV, S. 339 ff.). Das Buch ist mit dem Scherenschnitt-ABC der Adele Schopenhauer verziert, das zuerst in W. G. Beckers Taschenbuch „Zum Geselligen Vergnügen“ (1820) abgedruckt und das — mit Versen von Rudolf Alexander Schröder — im ersten Jahrgang des „Inselschiffs“ neu veröffentlicht wurde (vgl. Jahrb. XI, S. 133).

Baberadt, Karl Friedrich: Das Frankfurter Anekdoten-Büchlein. (Zweite, ergänzte Auflage.) (Kleine Frankfurter Reihe. 1.) 95 S. Frankfurt a. M., Dr. Waldemar Kramer.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch. — Die erste Auflage erschien ebenfalls 1939.

Groos, Helmut: Willensfreiheit oder Schicksal? 277 S. München, Ernst Reinhardt.

Das Buch richtet sich gegen die Kant-Schopenhauersche Auffassung des Freiheitsproblems; vgl. die Besprechung in diesem Jahrbuch.

Mittasch, A.: Schopenhauer und die Chemie. IV, 92 S. Heidelberg, Carl Winter.

Sonderdruck aus unserem XXVI. Jahrb. mit hinzugefügtem Vorwort und Register.

Zeitschriftartikel.

Mittasch, A.: Religion und Erlösungsgedanke. Ein Nachwort. (Deutscher Glaube. Zeitschrift für arteigene Lebensgestaltung, Weltschau und Frömmigkeit. Jahrgang 1939, 2. Heft. Karlsruhe, Verlag Boltze.)

Hierin ein besonderer Abschnitt: Erlösung durch Lebensverneinung.

Zeitungsaufsatz.

Döderlein, Johann Ludwig: Unbekannte Briefe deutscher Dichter und Denker. Wertvolle Funde in Münchner Privatbesitz (Münchner Neueste Nachrichten Nr. 15).

Es handelt sich um den Nachlaß Immanuel von Niethammers und dessen Stiefsohns Ludwig von Döderlein. — Niethammer hat offenbar über Fernow auf die Wahl Jacobs' als Lehrer Schopenhauers eingewirkt. Dieser selbst wird in einem Briefe Jacobs' in Verbindung mit Passow genannt.

BESPRECHUNGEN.

Arthur Schopenhauers Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Ausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. F. A. Brockhaus, Leipzig. Sechster Band 1939 (VIII und 767 S.).

In seiner Biographie Schopenhauers berichtet Gwinner, daß Schopenhauer einige Tage vor seinem Tode geäußert habe, „er habe den Parergen noch wichtige Zusätze zu geben". Niemand weiß, was für Zusätze zu den Parergen — d. h. also zu den im fünften Bande der Brockhaus-Ausgabe niedergelegten Schriften — gemeint sind. Gwinner hat nicht danach gefragt, oder aber nicht darüber berichtet. Andererseits bestehen erhebliche Zweifel, ob Gwinners Bericht völlig wörtlich zu nehmen ist. Jedenfalls hat sich in Schopenhauers Nachlaß nichts gefunden, was als ein von Schopenhauer beabsichtigter „Zusatz" zu den „Parergen" angesehen werden könnte. Wahrscheinlich ist also Gwinners Bericht nicht wörtlich zu nehmen, und das wäre durchaus nicht verwunderlich, denn Gwinner hat nicht damit gerechnet, daß eine Zeit kommen könnte, der es auf jedes Wort und jeden Ausdruck, den der Meister gebraucht, ankommt. Aus all diesen Gründen scheint mir, daß Schopenhauer nicht die Parerga im engeren Sinne, sondern zugleich die Paralipomena gemeint hat, und daß er nicht von Zusätzen als solchen, sondern von der redaktionellen Einarbeitung jener Zusätze gesprochen hat, die er, wie bekanntlich in allen seinen Handexemplaren, neben die betreffenden Textstellen aufgezeichnet hatte. Daß jedenfalls diese Arbeit Schopenhauer sehr am Herzen gelegen haben muß, folgt aus den für jeden posthumen Herausgeber schlechterdings unüberwindlichen Schwierigkeiten, die bei der Bearbeitung jener Zusätze entstehen: Kein Herausgeber kann mit Sicherheit sagen, daß er dieselben ganz ebenso redigiert habe, wie Schopenhauer selbst das getan haben würde.

Wie das zu erklären, ist bei der Besprechung des 5. Bandes (XXVI. Jahrb. 1939, S. 469 ff., insbesondere 471) dargelegt, woselbst zugleich nachgewiesen ist, daß die Hübschersche Bearbeitung vor allen anderen den Vorzug verdient. Und das gleiche ist nun auch bei diesem 6. Band der Fall, nur daß bei diesem der Schwierigkeiten noch mehr waren. Dies gilt insbesondere von dem Kapitel „Zur Farbenlehre", bei dem, nach Hübschers eingehender Begründung, die Entfernung der Paralleltexte, wie sie in der Schrift „Über das Sehn und die Farben" sich finden, undurchführbar war. Aber diese Begründung selbst hat ihren Wert. Denn was durch das unabänderliche Schicksal des zu frühen Todes Schopenhauers herbeigeführt ist — er starb auch in dieser Hinsicht zu früh —, ist weniger schmerzlich, als wenn es in der Willkür eines späteren Bearbeiters begründet wäre.

Im übrigen ist darauf hinzuweisen, daß vom Herausgeber zum erstenmal größere Bruchstücke aus der lange verschollenen Handschrift Schopenhauers mit dem Text verglichen werden konnten, und daß auch diesem Bande eine Tabelle: „Vergleichende Seitenziffern" beigegeben ist, die die sofortige Feststellung jedes nach Frauenstädt gemachten Zitates der Schopenhauer-Litteratur ermöglicht. —

Der 7. Band wird voraussichtlich schon in einiger Zeit erscheinen: Hoffen wir, daß Hübschers Arbeit hiermit, obwohl der 7. den Schlußband der Werke darstellt, nicht abgeschlossen ist, sondern daß uns noch der handschriftliche Nachlaß Schopenhauers beschert wird. Denn daß die Pipersche Ausgabe, von der trotz aller Versprechungen des Verlages immer noch der dritte Briefband sowie der zweite Band der Erstlingsmanuskripte und die beiden Bände mit den Manuskriptbüchern Schopenhauers fehlen, jemals vollendet werden wird — diese Hoffnung muß man wohl aufgeben.

Halle a. d. S. KONRAD PFEIFFER.

Peter Lips: Schopenhauer und die Physiognomik. Hansischer Gildenverlag, Hamburg 1939. 59 S.

Es ist zwar in letzter Zeit wiederholt auf Schopenhauers bedeutende Leistungen auf dem Gebiet der philosophisch-psychologischen Anthropologie hingewiesen worden, aber eine zusammenfassende Darstellung darüber vom Standpunkt unseres heutigen Wissens vom Menschen steht noch immer aus. Jeder Autor, der es unternimmt, in dieser Richtung zur Ergänzung der sonst gewiß nicht kleinen Schopenhauer-Literatur beizutragen, kann darum von vornherein eines besonderen Interesses für seine Arbeit gewiß sein. So verdient auch die obengenannte Schrift, obwohl sie, wie sich zeigen wird, den mit ihr gestellten Ansprüchen nicht Genüge zu leisten vermag, doch insofern unbedingt Beachtung, als sie eine bisher so gut wie gar nicht oder jedenfalls nur beiläufig gewürdigte Seite der Philosophie Schopenhauers zum erstenmal im Zusammenhang darstellt und ihr damit zur gebührenden Wirkung verhelfen will. In der Tat ist es kaum verständlich, daß man zumal in einer Zeit, in der die Ausdruckswissenschaft eine neue Blüte erlebt, nicht eher auf Schopenhauers physiognomische Forschungen aufmerksam geworden ist, und daß — wie Lips in der Einführung zu seiner Schrift hervorhebt — selbst Ludwig Klages, wohl der bedeutendste Ausdrucksforscher der Gegenwart, Schopenhauers Verdiensten um diese Wissenschaft keine historische Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man begreift dies um so weniger, als die physiognomische Betrachtungsweise für Schopenhauer nicht, wie man zunächst meinen möchte, eine nur gelegentlich und am Rande betriebene Liebhaberei, sondern vielmehr eine für seine ganze Art des Philosophierens äußerst bedeutsame Forschungsmethode war. Dies geht aus der Fülle des

von Lips zusammengestellten Materials, das sich sogar nicht unwesentlich noch hätte erweitern lassen, eindeutig genug hervor. Mit Recht berücksichtigt der Verfasser nicht nur Schopenhauers bekannte Abhandlung „Zur Physiognomik", sondern trägt seine Belege aus dem gesamten Werk des Philosophen zusammen. Hierbei wird nun selbst der mit dem Schopenhauerschen System einigermaßen vertraute Leser mit Erstaunen feststellen, wie weit Schopenhauers Denken tatsächlich physiognomisch bestimmt war. Am eindrucksvollsten tritt dies gleich im ersten Kapitel der Arbeit von Lips hervor, in dem der Verfasser das Grundgesetz von Schopenhauers Ausdruckswissenschaft — die Erscheinungswelt als Willensoffenbarung — behandelt. Mag man es auch als einseitig beurteilen, daß Schopenhauer den Ergebnissen seiner Metaphysik entsprechend die uns mit einer Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Eindrücke entgegentretende Welt der sinnlichen Erscheinungen nur als Offenbarung des in ihrem Kern verborgenen Willens ansah, so erweist sich dies doch zum mindesten als fruchtbares heuristisches Prinzip, das ihm wertvolle physiognomische Aufschlüsse ermöglicht. Zugleich aber erkennt man hieran, daß Schopenhauer die Physiognomik nicht etwa nur dazu benutzte, um mit ihrer Hilfe die Resultate seiner Metaphysik sozusagen empirisch zu „verifizieren", sondern daß ihm überhaupt die kognitiv-emotionale Auffassung der Natur als eines Kosmos von Ausdrucksfeldern sehr viel näher lag als die künstlich abstrahierende Auffassung der Natur als eines kausal-mechanischen Relationszusammenhanges, obwohl ihm selbstverständlich auch das logische Recht der letzten nicht zweifelhaft war.

Im zweiten Kapitel untersucht Lips Schopenhauers physiognomische Forschungsmethoden, aber leider begnügt er sich auch hier wie überhaupt im größten Teil seiner Arbeit mit einer bloßen Aneinanderreihung von Zitaten, ohne seine Belegstellen angemessen auszuwerten. Hier wäre nun aber der Ort gewesen, zu zeigen, inwieweit die philosophischen Voraussetzungen des echten und unverfälschten Ausdrucksverstehens bereits von Schopenhauer richtig gesehen und erkannt worden sind. Man hätte dies um so mehr von ihm erwarten müssen, als Lips selbst im Schlußergebnis seiner Arbeit hervorhebt, daß „das Schwergewicht von Schopenhauers Leistungen weniger im Auffinden neuer physiognomischer Merkmale", als „in der philosophischen Verarbeitung der bis zu seiner Zeit bekannten diesbezüglichen Entdeckungen" läge, und daß man Schopenhauer daher „den ersten Philosophen der Physiognomik" nennen könnte. Alles, was Lips zu diesem Thema beizubringen weiß, erschöpft sich statt dessen in der recht dürftigen Feststellung, daß nach Schopenhauer zwei Fähigkeiten Grundbedingung für richtiges Ausdrucksverstehen seien: objektive Beobachtungsgabe und psychologisches Einfühlungsvermögen. Diese vagen und sehr allgemeinen Bestimmungen werden aber nicht nur Schopenhauers sehr viel subtileren methodischen Untersuchungen keineswegs gerecht, sondern sind ohne nähere philosophische Begründung geradezu mißverständlich. Denn was heißt beispielsweise in diesem Zusammenhang

„objektive Beobachtungsgabe"? Daß es sich in der Physiognomik nicht um die von den exakten Wissenschaften angestrebte individualitätslose Objektivität und ihre transpersonale Allgemeingültigkeit handeln kann, liegt auf der Hand, und Aufgabe des Verfassers wäre es gewesen, darzulegen, welchen Sinn und Charakter die „Objektivität" in der Ausdruckswissenschaft allein haben kann. In Verbindung hiermit hätte er ferner darauf hinweisen müssen, welche beherrschende Rolle der von Schopenhauer so oft gepriesenen Gabe lebendiger Anschauung gerade auf diesem Gebiet zukommt, vollzieht sich doch unser Ausdrucksverstehen so, daß der Ausdruckssinn nicht erst mit Hilfe einer gedanklichen Verknüpfung „erschlossen" wird, sondern daß in und mit der sinnlichen Erscheinung zugleich ihr sinnhafter Gehalt erlebt wird, so daß sich damit Kants bekannter Satz, Anschauungen ohne Begriffe seien blind, hier als unrichtig erweist. Wenn Schopenhauer von einer „vollkommen gefühlten", aber „nicht im Begriff" bestehenden Physiognomik spricht, wenn er weiter ausführt, daß die Begriffe „mit ihrer Starrheit und Begrenzung" unfähig wären, die auf diesem Gebiet waltenden „feinen Modifikationen des Anschaulichen" zu erreichen und die Physiognomik daher „mit Sicherheit nicht weiter als zur Aufstellung einiger ganz allgemeiner Regeln" gehen können, folglich die Welt des Ausdrucks nicht mit den Kategorien des mathematisch-naturwissenschaftlichen Verstandes und seinen generalisierenden Begriffen zu ergründen ist, so beweist dies deutlich, daß fast alle diese Erkenntnisse bei Schopenhauer im Kern bereits vorhanden sind und es nur einer systematischen Analyse bedurft hätte, um sie entsprechend ans Licht zu stellen. Leider unterläßt Lips aber diese begriffliche Klärung, und das wirkt sich nun im abschließenden dritten Kapitel seiner Arbeit, in dem er Schopenhauers psychologische Anthropologie im einzelnen behandelt, sehr verhängnisvoll aus, denn das Material, das der Verfasser hier zusammenträgt, gehört zum weitaus überwiegenden Teil zum Gebiet der reinen Naturwissenschaft und hat mit der Physiognomik nicht das geringste mehr zu tun. Damit aber tritt in diesem Kapitel der entscheidende Fehler der ganzen Schrift, der sich bereits im Anfang in der fortwährenden Gleichsetzung der beiden Begriffe „physiologisch" und „physiognomisch" bemerkbar macht, offen zutage: die Verwischung des grundlegenden Unterschieds zwischen anatomisch-physiologischer Betrachtungsweise und wahrem Ausdrucksverstehen! Beispielhaft hierfür ist etwa der zweite, „Die Physiognomik des Kopfes" betitelte Abschnitt dieses Kapitels, denn was Lips hier u. a. über Profilgliederung, Gesichtswinkellehre und Schopenhauers Ansichten über die Gallsche Phrenologie ausführt, ist eindeutig durch seine Zugehörigkeit zum Forschungsbereich der reinen Anatomie gekennzeichnet und steht im schärfsten Gegensatz zu den in der Physiognomik geltenden Erkenntnisprinzipien! Wenn es nämlich für das von der Anatomie und Physiologie befolgte Verfahren charakteristisch ist, daß sie an den von ihnen untersuchten Phänomenen alles das eliminieren, was an ihnen konkret erlebt wird, so bringen sie eben

damit gerade das an ihnen zum Verschwinden, wodurch sie „Ausdruck“ sind. Aus diesem Grunde muß man es auch als verfehlt bezeichnen, wenn Lips hier Schopenhauers physiognomische Anthropologie mit der Gallschen Schädellehre in Verbindung zu bringen versucht, obwohl er selbst zugestehen muß, daß Schopenhauer sich über Galls plumpe Psychologie lustig machte! Da Lips aber an dem alten, längst überholten Begriff der Physiognomik als der Lehre von den konstanten Körperformen festhält, erachtet er das von Gall geübte Verfahren, aus den anatomischen Eigenschaften des Schädels auf seelische Qualitäten zu schließen, sogar für psychologisch relevanter als das Studium der Ausdrucksbewegungen! Was hiervon zu halten ist, hat bereits Lichtenberg in unübertrefflicher Deutlichkeit ausgesprochen: „Aus der Form eines Knochengewölbes, in welchem unser Gehirn steckt, beim Menschen physiognomische Data herzuholen, hat mir immer lächerlich geschienen, und absurd ist es, sie sogar der Form der beweglichen Teile vorzuziehen.“ Sollte sich aber der Verfasser darauf berufen, daß die Physiognomik bei Schopenhauer selbst in engstem Zusammenhang mit anatomisch-physiologischen Gedankengängen stünde, so wäre dieser Einwand, wie aus diesem Referat hervorgehen dürfte, nur in sehr beschränktem Maße berechtigt. So kann, alles in allem genommen, die Schrift von Lips nicht vollständig befriedigen, wenn auch ihr Verdienst bestehen bleibt, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf eine Seite von Schopenhauers Philosophie gelenkt zu haben, die einer gründlicheren Beachtung durchaus wert ist.

Leipzig. HERMANN VON BRAUNBEHRENS.

Helmut Groos, Willensfreiheit oder Schicksal? Verlag Ernst Reinhardt, München 1939 (277 S.).

Der Verfasser vertritt den Determinismus. Sein Buch zeugt von gründlicher Belesenheit und großem Scharfsinn. Deshalb ist die Darstellung überall klar und ermüdet also nicht. Dieser große Vorzug läßt ein paar Unschönheiten der Sprache vergessen: So heißt es z. B. Seite 220: „. . . Die essentia würde sich mal so, mal so verhalten“ — „Vier Silben lukriert“, würde Schopenhauer sagen, denn richtig heißt es: einmal so, ein anderes Mal so. — „Happigkeit“ (S. 7) gehört nur der Umgangssprache an. — „Hineinschliddern“ (S. 96 u. 97) ist kein deutsches Wort; zwar kennt die Umgangs-Sprache „reinschlittern“, aber das etwas vornehmere „hineinschliddern“ gehört weder dem Hochdeutschen noch der Umgangssprache an, ist also eine „Halbheit“, die der Verfasser — auf philosophischem Gebiet, versteht sich — gerade bekämpfen will.

Der Determinismus des Verfassers nämlich „geht auf's Ganze“ (S. 15), d. h. der Verfasser leugnet die Kant-Schopenhauersche Lösung des Freiheitsproblems, wonach „die Freiheit nicht aufgehoben, sondern

bloß hinausgerückt" ist[1], nämlich in die Region des Transscendentalen: eben diese transscendentale Freiheit Schopenhauers, die freilich die Kantische Lehre vom intelligiblen Charakter voraussetzt, nennt der Verfasser eine „Halbheit", in der „der Determinismus vorwiegend stecken geblieben ist" (S. 8), und jene Lösung „einen recht eigentlich absurden Standpunkt" (S. 234 in Verbindung mit 235), einen „halben und seichten Determinismus" (S. 262), Kants intelligiblen Charakter selbst aber eine „metaphysische Unmöglichkeit" (S. 235).

Wenn man nun erwägt, daß Schopenhauer Kants Auseinandersetzung des Gegensatzes zwischen empirischem und intelligiblem Charakter und die Lehre vom Zusammenbestehen der Notwendigkeit der Handlung mit der Freiheit des Willens an sich Kants „unsterbliches Verdienst" und „die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns" genannt hat, und wenn man bis zum Beweise des Gegenteils jene Kant-Schopenhauersche Lösung für richtig hält, zumal der Verfasser selbst keine andere gibt und auch nicht geben kann, da für ihn dieses Problem ja gar nicht besteht — wenn man alles dies erwägt, dann muß man zu dem Schluß kommen, daß dem großen Scharfsinn des Verfassers ein Mangel an Tiefsinn gegenübersteht: daß dieser Fall sehr wohl möglich ist und daß in der Metaphysik der Scharfsinn allein nicht ausreicht, zeigt die tägliche Erfahrung, auch hat es Schopenhauer ausdrücklich hervorgehoben. (V, 51, wo zugleich die Begriffe Scharfsinn und Tiefsinn definiert sind.)

Um die Probe auf dieses Exempel zu machen, nehme man den Fall, daß jemand, der eine schlechte Tat begangen hat, von Gewissensqualen gepeinigt, seinem Leben selbst ein Ende macht. Hier muß der Verfasser sagen, daß dieser Unglückliche einem philosophischen Irrtum zum Opfer gefallen ist: er hätte nämlich keine Gewissensbisse haben können, wenn er nur gewußt hätte, daß er ja bei jener Tat gar nicht anders handeln konnte. Diese Argumentation würde aber auf Mangel an Tiefsinn beruhen und deshalb unrichtig sein. Denn selbst wenn es sich in jenem Falle um einen überzeugten Deterministen gehandelt hätte, so wäre dieser h i e r d u r c h vor Gewissensqualen nicht geschützt gewesen (ob durch einen hartgesottenen C h a r a k t e r, ist eine andere Frage, um die es sich hier nicht handelt), er wäre die innere Stimme nicht los geworden, daß er s e h r w o h l hätte anders handeln können — „wenn nur Er ein Anderer gewesen wäre"[2]. Hier ist die Unentbehrlichkeit des „intelligiblen Charakters" sehr deutlich: irrtümliche philosophische Ansichten treiben nicht in den Tod. —

---

[1] IV², 98. Ich zitiere nach der Ausgabe von Hübscher bei Brockhaus und empfehle dies für die ganze Schopenhauer-Litteratur, da diese Ausgabe einen gegenüber den früheren vielfach berichtigten Text bietet und die Pipersche Ausgabe, nach welcher bisher zitiert wurde, trotz aller, von Zeit zu Zeit wiederholter Versprechungen des Verlages seit 1933 stockt und kaum Aussicht besteht, daß sie jemals vollendet wird.

[2] IV², 93.

Der Verfasser sagt (S. 7), daß er kein neues philosophisches System aufstellen will, aber eigentlich hätte er die Verpflichtung dazu gehabt. Denn wer die Schopenhauersche Lösung unseres Problems ablehnt, lehnt damit das ganze System ab, und den Kantischen Grundgedanken vom Unterschied zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung ebenfalls. Man kann nämlich aus Schopenhauer nicht einen so wesentlichen Grundgedanken herausschlagen und das übrige stehenlassen; dieses System ist aus einem Guß und deshalb entweder wahr oder falsch. Und andererseits gibt eine neue philosophische Lehre nur dann wirkliche Überzeugungskraft, wenn sie systematisch begründet ist.

Indessen bleibt die Leistung des Verfassers als eine Leistung außergewöhnlichen Scharfsinns bestehen und wird dazu beitragen, die diesbezüglichen Ausführungen Schopenhauers über die Notwendigkeit des Operari zu ergänzen, ohne aber die über die Freiheit des Esse zu widerlegen.

Man kann jedoch noch einen Schritt weiter gehen. Hätte der Verfasser das „Ich" (S. 204, Zeile 6) definiert, so wäre er notwendig zu dem Schopenhauerschen Seelenbegriff gekommen. Denn jede andere Definition des Ichs oder der Seele enthält bloße Worte, gibt jedenfalls nicht das Letzt-Erkennbare, welches allein in Schopenhauers „Willen" liegt, oder sagt mit andern Worten das selbe, was durch den Schopenhauerschen Willensbegriff ausgedrückt ist (in diesem Falle selbstverständlich ohne Schopenhauer zu nennen). Nach Schopenhauer nämlich ist das Ich oder die Seele „eine Verbindung des Willens mit dem Intellekt"[3]. Dieser „Wille" aber, als „das Radical der Seele"[4] ist es, als dessen Objektivation der Mensch dasteht: Und hieraus folgt, daß „jedes Wesen sein eigenes Werk ist"[5]. Jedes Ding ist nämlich einer zwiefachen Erklärung fähig, einer physischen — die der Verfasser allein berücksichtigt, weil er jenes „Ich" nicht definiert —, und einer metaphysischen. „Die physische ist allemal aus der Ursache, die metaphysische allemal aus dem Willen[6]." Somit ist die „Freiheit der Selbstschöpfung" (S. 235) keine „metaphysische Unmöglichkeit" (ebenda), sondern gerade sie ist es, auf welcher der „Machtspruch" beruht (S. 204, Zeile 6), der „den Ausschlag gibt" (cf. S. 202, Zeile 3 von unten); dieser Machtspruch, dieser Ausschlag des Willens, um dessen Freiheit oder Unfreiheit es sich in diesem Buche handelt, ist aber nichts anderes als Schopenhauers transscendentale Freiheit, jenes „Ich": Hiermit ist die Schopenhauersche Lösung des Freiheitsproblems nicht nur nicht widerlegt, sondern, wenn auch nur implicite und gegen die ausdrückliche Polemik des Verfassers, bestätigt. —

Halle a. d. S. KONRAD PFEIFFER.

---

[3] IV[1], 20.
[4] Ebenda.
[5] IV[1], 58.
[6] VI, 97.

Das Frankfurter Anekdoten-Büchlein von Karl Friedrich Baberadt. Verlag Dr. Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1939, 96 S.

Dieses kleine Buch, wohl die erste Sammlung von Frankfurter Anekdoten überhaupt, hat sich zum Ziele gesetzt, eine Reihe kurzer Geschichten wiederzugeben, in denen etwas Form gewonnen hat, das dem Dasein des Frankfurter Menschen den Stempel aufdrückt. Auf den Seiten 49—54 sind, ohne Quellenangabe, dreizehn Schopenhauer-Anekdoten wiedergegeben. Es lohnt sich, etwas genauer auf ihre Herkunft hin einzugehen, — nicht nur weil eine solche Überprüfung mancherlei Grundsätzliches über Art und Zuverlässigkeit gewisser Anekdotensammlungen ergibt.

An der Spitze steht eine spätere Fassung des Berichts, den der Photograph Karl Mylius über seinen Besuch bei Schopenhauer im Februar 1858 gegeben hat. Über diesen Besuch hat Schopenhauer nur eine kurze Mitteilung gemacht (Brief an David Asher vom 25. Februar 1858, D XV, S. 623). Mylius selbst hat seine Erinnerungen über den Besuch viel später niedergeschrieben und sie Carl Gebhardt für eine Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. (Vgl. Gebhardt, Schopenhauer-Bilder, Frankfurt a. M. 1913, S. 57; Arthur Hübscher, „Arthur Schopenhauers Gespräche", XX. Jahrb. 1933, S. 309 ff.) Die von Baberadt wiedergegebene Fassung, die in vielen Einzelheiten von der ersten abweicht, gründet sich auf einen weiteren, mündlichen Bericht des damals einundneunzigjährigen Mylius, den Lukas Böttcher im Abendblatt der Frankfurter Zeitung am 14. August 1929 veröffentlichen konnte. Sie ist in den persönlichen Zügen unbestimmter, in den technischen Einzelheiten dagegen auffälligerweise viel genauer als die erste Fassung und verdient daher keineswegs den Vorzug vor dieser.

Bei der zweiten Anekdote handelt es sich um den Bericht eines Photographen, der Schopenhauer im Jahre 1849 daguerreotypiert haben soll, an seinen Kollegen Mylius. Dieser Bericht ist der eigenen Erzählung von Mylius im Abendblatt der Frankfurter Zeitung vom 14. August 1929 vorangestellt. Er ist weder im ganzen noch in den Einzelheiten sehr vertrauenswürdig, um so mehr, als uns kein Daguerreotyp Schopenhauers aus dem Jahre 1849 bekannt ist.

Die dritte Anekdote betrifft Schopenhauers Jugendbildnis von 1809, auf dem sich unter der Einwirkung des Lichts die Haare rot gefärbt hatten. Baberadt wiederholt die Erzählung von C. G. Beck, nach welcher Schopenhauer auf die Rückseite des Bildes in lateinischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache geschrieben habe: „Ich habe nie rote Haare gehabt." (Vgl. Grisebach, „Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche", 1. Aufl. S. 70 ff., 2. Aufl. S. 93 ff.; Gespräche, S. 296.) Bekanntlich hat sich diese Erzählung als unzutreffend erwiesen: Das Bild, das sich im Besitze der Familie v. Gwinner befindet, trägt folgende Unterschrift Schopenhauers: *A. Schopenhauer aetatis anno vicesimo*

primo. Neutiquam habebam capillitium rubicundum sed plane cinereum: evanuit heic color viridis qui rubicundo superinductus, cinereum exhibebat. 1856. (Vgl. die Reproduktionen bei Gwinner, Schopenhauers Leben, 3. Aufl. Leipzig 1910, nach S. 60; Houben, „Johanna Schopenhauer. Damals in Weimar", 2. Aufl. 1929, nach S. 160, hier ohne die Notiz Schopenhauers.)

Noch schlimmer ist es der nächsten, von Frauenstädt („Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn." Berlin 1863, S. 241 ff.; Gespräche, S. 126) berichteten Anekdote ergangen. Schopenhauer, so berichtet Frauenstädt, sei bei einem Besuch im Treibhaus zu Dresden dem Gärtner durch sein lebhaftes Gebärdenspiel aufgefallen. Auf die Frage, wer er sei, habe der Philosoph geantwortet: „Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig." Baberadt, der ja ein Frankfurter Anekdotenbuch zu schreiben hatte, überträgt die Geschichte auf das Gewächshaus des Botanischen Gartens in Frankfurt a. M.

An fünfter Stelle stehen Schopenhauers Aussprüche über Moleschott (Er „ist ein Barbiergeselle") und Ludwig Büchner („Er hat nichts gelernt als ein bißchen Klystierspritzologie"). Der erste findet sich im Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855 (D XV, S. 391) und in den Gesprächen mit Hornstein (Gespräche, S. 210), der zweite im Brief an Frauenstädt vom 15. Juli 1855 (D XV, S. 394).

Die sechste Anekdote geben wir wörtlich wieder: Zu Schopenhauer in der Schönen Aussicht kam kurz vor Neujahr ein Bekannter und fand ihn mit dem Lesen einer großen Menge Briefe beschäftigt. Der Philosoph sah jedes einzelne Schreiben flüchtig an, warf die meisten davon auf den Fußboden und steckte sie später in den brennenden Ofen. „Was machen Sie denn, Herr Professor?" fragte der Besucher erstaunt. „Ich beantworte die Briefe aus dem verflossenen Jahr", antwortete Schopenhauer trocken. — Auf die Frage nach der Quelle dieser Anekdote hat mir Herr Baberadt geantwortet, sie sei ihm seinerzeit von Carl Gebhardt erzählt worden, ohne nähere Quellenangabe. Zu bemerken wäre, daß sie sich mit ganz geringen Abweichungen in der Formulierung im Völkischen Beobachter, München, vom 12. Dezember 1937 (Nr. 346) findet.

Es folgt die Begegnung mit Rossini an der Mittagstafel im Englischen Hof im Sommer 1856, — sie wird fast wörtlich nach der Erzählung R. v. Hornsteins (Memoiren, herausgegeben von F. von Hornstein, München 1908, S. 109 f.; Gespräche, S. 212 f.) wiedergegeben, ebenso die angeschlossene Begegnung mit Lady Byron (Hornstein, S. 120; Gespräche, S. 212).

An neunter Stelle steht die alte Geschichte vom Dukaten (Baberadt: Kronentaler), den Schopenhauer neben sein Gedeck gelegt habe, in der Absicht, ihn den Armen zu geben, sobald einer der Offiziere, die mit ihm am Tische saßen, von etwas anderem spreche als von Weibern, Pferden und Hunden. „Er soll allerdings nicht oft in die Lage gekommen sein, mit diesem Taler Arme zu beschenken." Die Geschichte, die Challemel-Lacour im letzten Lebensjahr Schopenhauers bei diesem selbst

erlebt haben will (vgl. Gespräche, S. 348), die aber schon Hornstein (Memoiren, S. 114; Gespräche, S. 208) zu den wenig glaubhaften Table-d'hote-Anekdoten über Schopenhauer zählt, hatte auch Wilhelm von Gwinner von einem älteren Tischgenossen Schopenhauers gehört und sie in seiner Biographie Schopenhauers (1. Aufl. S. 210, 2. Aufl. S. 530) wiedergegeben. Sie wird aber schon in Matthissons „Erinnerungen" (Zürich 1816, Bd. V, S. 121 ff.) von einem Engländer berichtet, auch dort offenbar nicht nach eigenem Erlebnis, sondern nacherzählt, wahrscheinlich nach einer holländischen Quelle. (Vgl. Gwinner, 3. Aufl. S. VII.)

Die zehnte Anekdote, die einzige, die unter Berufung auf eine Quelle (Friedrich Stoltze) wiedergegeben wird, gibt wieder nur einen Ausspruch („Hätt' ich doch vor 25 Jahren die Jungfer Steitz geheiratet!"). Sie steht in Friedrich Stoltzes „Gesammelten Werken", herausgegeben von Otto Hörth, Frankfurt a. M. 1903, 5. Bd., S. 203 (Gespräche, S. 274). Den Beschluß der Reihe bilden ein (ungenau wiedergegebener) Ausspruch von Schopenhauers Haushälterin, der sich bei Karl Bähr („Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer", herausgegeben von Ludwig Schemann, Leipzig 1894, S. 49; Gespräche, S. 263) findet, und die Antworten, die Schopenhauer gab, als sein Testamentsvollstrecker, Wilhelm Gwinner, ihn fragte, ob seine Leiche seziert werden solle und wo er ruhen wolle. (Gwinner, 2. Aufl. S. 616 und 620; 3. Aufl. S. 394 und 396; Gespräche, S. 391.)

Das Endergebnis: Von diesen 13 Anekdoten ist eine völlig apokryph, fünf weitere sind durchaus zweifelhafter Art, die restlichen sieben aber sind keine Anekdoten. Man muß sich des Begriffs der Gattung erinnern: Die Anekdote sucht im Spiegel eines bezeichnenden Vorfalls das möglichst deutliche Bild einer Persönlichkeit, einer Zeit, einer geistigen Strömung zu geben, im einzelnen also das Ganze nachzuweisen. Der Schwerpunkt ruht auf dem objektiven Geschehen, dem Vorfall. Originelle Aussprüche oder treffende Antworten sind keine Anekdoten. — Zu bemerken wäre noch, daß in der „Zweiten, ergänzten Auflage 1939" des kleinen Buches die 3. (Jugendbildnis), 4. (Botanischer Garten) und 9. Anekdote (Kronentaler) gestrichen sind, — anscheinend auf Grund eines Briefes, in dem ich den Verfasser auf die schlimmsten Versehen aufmerksam machte.

München. ARTHUR HÜBSCHER.

BERICHT
ÜBER DAS SCHOPENHAUER-MUSEUM.

Im Archiv für das Jahr 1939 wurde bereits erwähnt, daß Oberbürgermeister Staatsrat Dr. Krebs, Frankfurt a. M., durch Verfügung vom 2. Dezember 1938 die Mittel zur Errichtung eines Schopenhauer-Museums in der Sterbewohnung Schopenhauers, Schöne Aussicht 16, 0, genehmigt hat. Da dieser Betrag nicht ausreichte, wurde durch Verfügung vom 13. November 1939 nochmals ein erheblicher Beitrag zur weiteren Ergänzung der Inneneinrichtung bewilligt. Die Instandsetzung der Wohnung nahm viel Zeit in Anspruch. Erst Ende des Jahres konnten diese Arbeiten beendet werden. Nun wird mit der Einrichtung begonnen. Das Stadtgeschichtliche Museum Frankfurt a. M. unterstützt durch Leihgaben die zeitgemäße Ausschmückung der Räume, in denen dann der Besitz der Schopenhauer-Gesellschaft und der Stadtbibliothek eine dauernde, würdige Bleibe finden soll. Beabsichtigt war eine feierliche Eröffnung am Geburtstage Schopenhauers, 22. Februar. Mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage muß dieser Zeitpunkt auf später verlegt werden; jedoch wird das Museum mit den zurzeit in Frankfurt a. M. befindlichen Gegenständen ausgestattet und in nächster Zeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Von der Stadtbibliothek wurden für das Museum angekauft: Aus dem Besitz der Nachkommen des Hausherrn Schopenhauers im Hause Schöne Aussicht 16, I. ein antiker Salon, bestehend aus: Sofa, Tisch, Spiegel, Bücherschrank, Lüster, 2 Kommoden, 6 Stühlen, 4 Hockern, 2 Fußbänken, 2 Vitrinen.

Für die Küche Schopenhauers: 1 Standuhr, Bauernsessel, Tisch, Truhe und 17 Stück Küchengeschirr.

Von Frau Kyber, geb. Bähr (Dresden), das Prisma Schopenhauers in Futteral mit Siegel und Beglaubigung des Testamentsvollstreckers Dr. Gwinner vom 7. März 1863.

Die Rud. Saudeksche Schopenhauerbüste in Gips (1. Abguß).

Ein Brief von Adele Schopenhauer an ihren Bruder Arthur Schopenhauer vom 15. September o. J., betreffs des Pachtkontraktes über die Ländereien von Ohra.

Photographie der Wohnung der Familie Schopenhauer in Hamburg, Neuer Wandrahm.

In der Stadtbibliothek Homburg v. d. H. befindet sich ein Buch aus der Bibliothek Schopenhauers, und zwar: Baader, Franz Ritter von: Über die Begründung der Ethik durch die Physik, München 1813. Auf dem Vorsatzblatt hat Arthur Schopenhauer bemerkt:

> Auch nicht ein einziger armer Gedanke in der ganzen Saalbaaderei! — Der Kunstgeist dieses Wichts besteht darin, durch einen hochtrabenden, schwierigen, schwerfälligen, vornehmthuenden

Stil, glauben machen zu wollen, es wären
Gedanken da, sie wären nur so fein daß
man sie nicht finden könne.

Ein Ankauf des Buches ist nicht möglich, deshalb wurde eine Schwarz-Weiß-Aufnahme für das Museum hergestellt.

Folgende Werke der Schopenhauer-Literatur wurden erworben:

Bellet, Daniel: Mentalité teutonne. Jugés per eux-mêmes. Paris 1916. 260 p. [Schopenhauer p. 50, 91, 152, 168, 173, 242].

Schopenhauer, Arthur: Essai sur le libre arbitre. 2e éd. Paris 1880. VIII, 212 p.

Schopenhauer, Arthur: Morale e religione. Dai „Parerga und Paralipomena" . . . (ristampa). Torino 1921, 316 p.

Schopenhauer, Arthur: Einige Verse. — Darmstadt, Kleukens Verlag, Druck der Ernst-Ludwig-Presse 1924. 19 Bl.

Schräpel, Johannes: Der lustige Hundespiegel. Neudamm und Berlin, J. Neumann 1938. 175 S. S. 109: Schopenhauer mit seinem Pudel nach Wilhelm Busch.

Die Sammlung Gruber wurde von den Erben unseres verstorbenen Mitgliedes Dr. Robert Gruber Ende Juli an die Schopenhauer-Gesellschaft übergeben. Die Gegenstände sind in Verwahrung des Schopenhauer-Museums Frankfurt a. M. (Vgl. den Aufsatz Arthur Hübschers in diesem Jahrbuch.)

An weiteren Spenden verzeichnen wir:

C. V. E. Carly (Stockholm): Schopenhauer, A. Om döden och det odödliga. Översättning av C. V. E. Carly. Stockholm 1939.

Staatliches Landesmuseum für Danziger Geschichte, Danzig: Schwarz-Weiß-Abzug der Eintragung von der Taufe Arthur Schopenhauers am 3. März 1788.

Sächsische Landesbibliothek Dresden: Vier Schwarz-Weiß-Abzüge von Briefen von Johanna und Adele Schopenhauer.

Auf Anregung des Herrn Prof. Dr. A. Baillot (Chinon) sandte Herr Prof. Dr. A. Fauconnet (Poitiers) ein umfangreiches Verzeichnis von Ausgaben Schopenhauers und Zeitschriftenaufsätzen über Schopenhauer in französischer Sprache.

Reichssender Frankfurt a. M.: Maaß, Waldemar: Der Weiberfeind. 43 S. (Manuskript).

Hauserpresse (Frankfurt a. M.): Happ, Ferdinand: Die Hausapotheke und andere Gedichte in Frankfurter Mundart. Frankfurt a. M. 1937. S. 97/98: Die Verkalkung.

Ferdinand Freiherr von Hornstein (München):

1. Hornstein, Robert von: Memoiren. Hrsg. von Ferdinand von Hornstein, München 1908. Ungebunden.

2. Dasselbe, Ganzlederband.
3. Eggert, Walther: Ferdinand v. Hornstein, aus: Der Türmer. Oktober 1936.
4. Richard Wagner an Robert von Hornstein. Zwei unveröffentlichte Briefe. Hrsg. v. Ferd. v. Hornstein. München 1911.
5. Hornstein, Ferdinand v.: Buddha. Legende in drei A. 2. Aufl. München 1900.
6. Hornstein, Robert v.: Ausgewählte Lieder für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 13. Aufl. Stuttgart 1913.

Dr. Arthur Hübscher (München):

1. Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Hrsg. von Arthur Hübscher. Bd. 6. Leipzig, F. A. Brockhaus 1939.
2. Mittasch: Arthur Schopenhauer und die Chemie. Heidelberg 1939. 92 S. S.-A. aus dem XXVI. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1939.

Karl Jahn (Frankfurt a. M.):

1. Gasse, Irene: Staat und Recht bei Schopenhauer. Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen 1938. 60 S. Rechtswissenschaftl. Dissertation.
2. Baberadt, Karl Friedrich: Das Frankfurter Anekdotenbüchlein. Frankfurt a. M., W. Kramer 1939. S. 49—54: Schopenhauer.

Prof. Dr. H. v. Mettenheim (Frankfurt a. M.): Mettenheim, H. v.: Erlebnisse eines alten Arztes. S.-A. aus Sudhoff's Archiv für Geschichte der Medizin, Bd. 31, S. 247—253.

Prof. Dr. J. Petrovici (Bukarest):

1. Năvârlie, C. J.: Filozofia lui Schopenhauer (lumea ca vointă şi ca reprezentatie). Cŭ o prefată de Mihail Dragomirescu. Bucuresti 1914. 188 S.
2. Petrovici, Jon: La un secol şi jumătate dela naşterea lui Schopenhauer. Şedinţa dela 10. VI. 1938. 15 S. = Academia Romana. Memoriile sectiunii istorice. Ser. III. Tom. XX. Mem. II.
3. Petrovici, Jon: Schopenhauer. Bucuresti, Alcalay & Co. 1937. IV, 259 S.
4. Schopenhauer, Arthur: Aforisme asupra intelepciunii in viaţa traducere de Titu Maiorescu. Bucuresti 1921. 430 S.

Verlag R. Piper & Co. (München): Almanach zum 35. Jahr des Verlags R. Piper & Co., München 1939. 128, 31 S. — S. 125—128. Reinhard Piper: Vom Glück des Lesers. S. 127: Einfluß Schopenhauers auf den Leser.

Direktor Dr. Walther Rauschenberger (Frankfurt a. M.): Rauschenberger, W.: Das Talent und das Genie. Frankfurt a. M. Selbstverlag 1922. 16 S.

Anna Struve (Mainz): Noire, Ludwig: Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertsten Geburtstagsfeier. Aus: Nord und Süd. Bd. 44, S. 315—343 (1888).

Frau Volkmer-Bensch (durch Herrn Rechtsanwalt Dr. Konrad Pfeiffer, Halle):

1. Lichtdruck Paul Deussen nach einer Photographie von Dr. Hahn, Kiel. Verlag Albert Warnecke, Leipzig. Größe 12,3:16,5 cm; Blattgröße 23,7:30,2 cm.
2. Lichtdruck Paul Deussen. Berlin-Charlottenburg, Ecksteins Verlag. Mit eigenhändiger Unterschrift „Paul Deussen" aus dem Jahre 1903. Größe 27:31 cm; Blattgröße 30:43,5 cm.
3. Paul Deussen, Professor der Philosophie an der Universität Kiel. Lebenslauf. O. O. u. J. Fol. 3 S.

Das Staatliche Landesmuseum für Danziger Geschichte, Danzig, erhielt Doppelstücke von Zeitungsausschnitten über Schopenhauers 150. Geburtstag.

Kleinere Schriften und Zeitungsausschnitte erhielt das Museum von: Architekt Georg Bähr, Dresden; Professor Dr. A. Baillot, Chinon; Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin; Rudolf Borch, Braunschweig; Staats- und Universitätsbibliothek Breslau; Schriftleiter Fritz Buhl, Frankfurt a. M.; C. V. E. Carly, Stockholm; Frankfurter Volksblatt, Frankfurt a. M.; Dr. Erich Furreg, Wien; Else Grebe, Frankfurt a. M.; Maria Hamel, Frankfurt a. M.; Dr. Arthur Hübscher, München; Karl Jahn, Frankfurt a. M.; Kölnische Zeitung, Köln a. Rh.; Hugo Kracik, Frankfurt a. M.; Schriftsteller August Kruhm, Frankfurt a. M.; Dr. phil. Franz Lerner, Frankfurt a. M.; Maria Lindner, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Rich. Oehler, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Jon Petrovici, Bukarest; Dr. Konrad Pfeiffer, Halle; Direktor Dr. Walther Rauschenberger, Frankfurt a. M.; Verwaltungsoberinspektor Otto Richter, Frankfurt a. M.; Dr. Karl Wagner, Frankfurt a. M.

Beim Ausbau und der Einrichtung des Museums erfuhr das Museum die tatkräftigste Unterstützung von nachstehenden Frankfurter Herren: Stadtrat Dr. Keller, Kulturreferent Dr. Karl Schlechta, Direktor Prof. Dr. Oehler, Verwaltungsoberinspektor Otto Richter, Stadtrat Wilh. Arntz, Baurat Keller, Direktor des Stadtgeschichtl. Museums Dr. Graf zu Solms-Laubach, Kustos Dr. Rapp.

Allen Gönnern und Spendern des Museums herzlichen Dank.

Karl Wagner,
Archivar.

Karl Jahn,
Sekretär des Museums.

SCHOPENHAUER-
ABRECHNUNG VOM 1. JANUAR

Vermögensbestand am 1. Januar 1939
und Einnahmen im Jahr 1939.

I. Vermögen am 1. Januar 1939.			
1. Verfügbares Vermögen:			
a) Bankguthaben	RM. 58,25		
b) Darlehn Winter, Heidelberg .	RM. 2000,—		
c) Postscheckguthaben . . .	RM. 206,99		
d) Kasse	RM. 4,63	RM.	2269,87
2. Reserve in Wertpapieren zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder		RM.	1400,—
3. Rücklage		RM.	900,—
II. Einnahmen im Jahr 1939.			
1. Jahresbeiträge:			
a) für die Jahre 1936, 1937 und 1938	RM. 81,60		
b) für das Jahr 1939 . . .	RM. 2461,46		
c) für das Jahr 1940 . . .	RM. 30,—	RM.	2573,06
2. Spenden der Mitglieder		RM.	187,—
3. Erlös für Jahrbücher		RM.	39,85
4. Zinsen aus Bankguthaben, Wertpapieren und Darlehen		RM.	139,75
		RM.	7509,53.

GESELLSCHAFT

1939 BIS 31. DEZEMBER 1939.

Ausgaben im Jahr 1939 und Vermögensbestand am 31. Dezember 1939.

I. Ausgaben im Jahr 1939.

1. Kosten des Jahrbuches 1939:			
a) Honorare	RM. 240,—		
b) Sonderdrucke	RM. 92,60		
c) Bildtafeln	RM. 148,—		
d) Druck und Kosten . . .	RM. 4097,—		
e) Porto und Versand . .	RM. 201,03	RM.	4778,63
2. Umsatz- und Körperschaftssteuer		RM.	140,55
3. Beiträge zur Reichsschrifttumskammer . .		RM.	10,—
4. Verwaltungsspesen:			
a) der Geschäftsleitung einschließlich Drucksachen .	RM. 380,02		
b) des Schatzmeisters einschließlich Drucksachen, Bank-, Post- und Porto-Auslagen	RM. 189,82		
c) Sonstige Auslagen . . .	RM. 48,43	RM.	618,27

II. Vermögen am 31. Dezember 1939.

1. Verfügbares Vermögen:			
a) Bankguthaben	RM. 536,82		
b) Postscheckguthaben . . .	RM. 15,93		
c) Kasse	RM. 9,33	RM.	562,08
2. Reserve in Wertpapieren zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder		RM.	1400,—
		RM.	7509,53.

Leipzig S 3, den 1. Januar 1940.

Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.

BERICHT DES SCHATZMEISTERS
ÜBER DAS JAHR 1939.

Die Gesellschaft verfügt zurzeit über die denkbar bescheidensten Barmittel, nämlich nur über den Betrag von RM. 562,08, außerdem über eine Reserve in Wertpapieren in Höhe von RM. 1400,—, die seit vielen Jahren zur Sicherung der Rechte eines Teiles der lebenslänglichen Mitglieder vorgesehen ist, allerdings in unzureichender Höhe, denn die Kosten des den lebenslänglichen Mitgliedern zustehenden Jahrbuches übersteigen weit den Zinsertrag aus den Wertpapieren. Die im Vorjahresabschluß aufgeführte Rücklage in Höhe von RM. 900,—, ebenfalls zur Sicherung der Rechte weiterer lebenslänglicher Mitglieder gedacht, ist aufgezehrt.

Das gesamte Vermögen der Gesellschaft beläuft sich am Jahresschluß 1939 nur auf RM. 1962,08 und hat damit einen Tiefpunkt erreicht, der die Fortführung der Arbeit im höchsten Grade erschwert, eigentlich unmöglich macht und den Bestand der Gesellschaft gefährdet. Die Ursache dieser katastrophalen Erscheinung ist das eindeutige Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben, für das sich mancherlei Gründe anführen ließen, ohne daß damit unsere wirtschaftliche Lebensfähigkeit verbessert würde.

Das Erscheinen des Jahrbuches 1940 war in Frage gestellt. Nur die Gelegenheit zu erheblicher Verringerung seiner Kosten und die Hoffnung, daß alle Mitglieder wenigstens ihre Beitragspflicht erfüllen werden, ermutigten uns zu seiner Herausgabe, allerdings unter dem Gefühl der Ungewißheit, ob die Gesellschaft ihren eingegangenen Verpflichtungen restlos nachkommen können wird. Erfüllt nicht jedes Mitglied seine Beitragspflicht und wird uns nicht mit freiwilligen Zuwendungen größeren Umfanges geholfen, dann wird die Gesellschaft nicht nur verschulden, sondern ihre Arbeit unterbrechen oder ganz einstellen müssen.

An Wertpapieren, die im Depot bei der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt (Main) liegen, besitzt die Gesellschaft folgende:

RM. 1300,— 8% (jetzt $4^1/_2$%) Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe, Ankaufskurs RM. $93^3/_4$.

RM. 500,— Deutsche Anleihe-Ablösungsscheine mit Auslosungsrecht Kurs RM. 49,86.

Ankaufswert beider Papiere RM. 1481,08.

Der Stand der Mitglieder betrug am 1. Januar 1939	408
Durch Tod, Austritt und Streichung haben wir verloren . . .	54
Neu beigetreten sind für 1939	15
so daß wir mit einem neuen Mitgliederbestand von	369

das neue Jahr beginnen.

Davon sind 24 seit der Inflation neu beigetretene Mitglieder auf Lebenszeit.

Leipzig S 3, den 1. Januar 1940. Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.

LINDTNER-STIFTUNG.

VERMÖGENSVERHÄLTNISSE AM 31. DEZEMBER 1939.

Einnahmen:

1. 1. 1939 Bankguthaben	RM.	208,75
Zinsen	„	355,50
	RM.	564,25

Ausgaben:

Depotgebühren und Spesen	RM.	16,45
Bankguthaben am 31. 12. 1939	RM.	547,80

Das Vermögen der Stiftung Lindtner setzt sich wie folgt zusammen:

1. Bargeld: Bankguthaben RM. 547,80.

2. Wertpapiere:

RM. 3500,—	4½ %	Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe.
„ 2200,—	4½ %	Kasseler Landeskasse.
„ 200,—	4½ %	Voigt & Häffner von 1938.
„ 2000,—	4½ %	Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe.
fl. 30000,—	4 %	Österreichische Goldanleihe im Individualverzeichnis per 1. April 1927 in Wien.

Die 4½ %igen Papiere liegen im Depot der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt (Main), die fl. 30000,— in Wien. Letztere brachten bisher keine Zinsen. Auf Rückfrage nach der weiteren Behandlung dieser ursprünglich österreichischen Goldanleihe teilte die Deutsche Bank mit, daß noch keine Klärung möglich sei. Die vor einigen Monaten erfolgte Rückfrage wird nun erneuert werden.

Leipzig S 3, den 1. Januar 1940.

Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.

MITTEILUNGEN.

Die älteren Jahrbücher sind, bis auf die ersten sechs, noch bei uns vorhanden und können von Mitgliedern durch den Schatzmeister bezogen werden. Eine auszugsweise Inhaltsangabe haben wir zuletzt im XXVI. Jahrb. 1939, S. 520—523, veröffentlicht.

Die Bezugspreise für Mitglieder betragen für die (gebundenen) Jahrbücher VII und VIII je 10 RM., für die (ungebundenen) Jahrbücher IX—XII je 5 RM., für die Jahrbücher XIII (ungebunden) und XIV—XXVI je 10 RM.

Für Nichtmitglieder sind unsere Jahrbücher vom IX. Jahrb. (1920) ab auch im Buchhandel erhältlich, und zwar das IX.—XII. zum Ladenpreise von je 5,50 RM. ungebunden, 7,80 RM. gebunden; das XIV. —XXVI. nur gebunden zum Ladenpreise von je 11 RM. (Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg). Gebhardts „Schopenhauer und Brockhaus" ist für Nichtmitglieder ohne die Bezeichnung als XIII. Jahrbuch im Buchhandel erhältlich (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig).

Die Jahrbücher I—VI (1912—1917) sind nur noch in je einem Exemplar in unserem Archiv vorhanden. Sie können an Mitglieder zu wissenschaftlichen Zwecken verliehen werden.

Alle Anmeldungen neu beitretender Mitglieder bitten wir an den unterzeichneten Vorsitzenden zu richten. Alle Zahlungen (Jahresbeitrag 10 RM., einmaliger Beitrag auf Lebenszeit 100 RM.) bitten wir auf das Bankkonto der Schopenhauer-Gesellschaft bei der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt a. M., oder auf das Postscheckkonto „Schopenhauer-Gesellschaft, Schatzmeister Arthur Sülzner, Leipzig, Postscheckamt Stettin Nr. 2625" zu überweisen.

Wir bitten unsere Mitglieder wiederholt, durch Werbung neuer Mitglieder, durch Anfordern unserer Jahrbücher in Lesehallen und Bibliotheken für die Ausbreitung unserer Arbeit tätig zu sein.

Für Neuanmeldungen legen wir vorgedruckte Postkarten bei.

Die Bezahlung der Mitgliederbeiträge, auch durch die älteren lebenslänglichen Mitglieder, ist eine Grundvoraussetzung unserer Arbeit. Gleichzeitig aber bitten wir um freiwillige Spenden und um Gewinnung von Gönnern, die unsere Arbeit fördern wollen und können.

Adressenänderungen der Mitglieder bitten wir unverzüglich dem Vorsitzenden mitzuteilen. Viele vergebliche Arbeit, Beschwerden und Kosten können dadurch erspart werden.

Man wende sich

a) mit Beitrittserklärungen, Beiträgen zum Jahrbuch, Anfragen und Anregungen über den Inhalt der Jahrbücher, mit Beschwerden und in allgemeinen Angelegenheiten an den unterzeichneten Vorsitzenden;

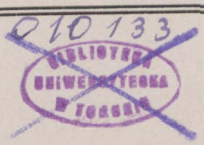
b) in finanziellen Angelegenheiten, wegen der Versendung der Jahrbücher sowie des Bezugs älterer Jahrbücher an den Schatzmeister, Herrn Arthur Sülzner, Leipzig S 3, Schlegelstraße 2/0, r.;

c) in Sachen der Stiftung Lindtner und der Mitgliederwerbung an Herrn Dr. Konrad Pfeiffer, Halle a. d. S., Scharrenstraße 9;

d) in Sachen der Wissenschaftlichen Leitung an den unterzeichneten Vorsitzenden;

e) in Sachen des Archivs mit Anfragen und wegen Entleihungen und Zuwendungen an den Sekretär des Schopenhauer-Archivs, Herrn Karl Jahn in Frankfurt a. M., Stadtbibliothek, Schöne Aussicht 2, in allen wissenschaftlichen, das Archiv angehenden Fragen an den Archivar, Herrn Dr. Karl Wagner, Frankfurt a. M.-Süd, Heimatring 44.

Für den Vorstand und die wissenschaftliche Leitung:
Dr. ARTHUR HÜBSCHER
München 9, Wettersteinstraße 2.



C. F. WINTERSCHE BUCHDRUCKEREI

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
010133/1940
W TORUNIU